<36700061660019
<36700061660019
Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 399 flg (6

Luise Eck.

Aufl. 00
1. Ex 1880 400 S = R 56 00
2. Ex 1880 400 S.
3. Ex [1927] 260 S.

Die Ahnen.

Roman

von

Gustav Freytag.

Sechste Abtheilung.

Aus einer kleinen Stadt.

Fünfte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1885.

Aus einer kleinen Stadt

von

Gustav Freytag.

Fünfte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1885.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

1.

Im Jahr 1805.

Es war eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathhaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptstraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande standen die Häuser unter neuem Ziegeldach, schön rosa, blau und gelb getüncht, die meisten hatten freilich nur ein Erdgeschoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und diese wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Thorthürme ragten; alles hübsch regelmäßig, wie von einem klugen Riesenknaben aus seinem Baukasten aufgesetzt. Außerhalb der Stadt zogen sich Scheunen und Ställe der Vorstädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt schweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einst eine Festung deutscher Kolonisten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegssturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem

trockenen Wallgraben breiteten sich Obstbäume, und die Gänse des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an frühere Zustände begann mit dem Schwedenkriege, sogar dieser war undeutlich geworden, denn die Konfessionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubenshader abgethan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich sei, die Frauen hörten am liebsten, wenn ihre Pfarrer von der christlichen Liebe predigten, und die geistlichen Herrn saßen beim Glase Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn sich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, so begann und endete ihre Geschichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für seinen Staat erobert hatte. Die älteren Leute berühmten sich, daß sie ihn persönlich gekannt hatten, und in den meisten Wohnstuben hing sein Bild.

In den Mauern der Stadt walteten unumschränkt die guten Geister der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarktes schrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf seinen Platz in der Kirche und Nachmittags in den neuen Kaffeegarten, um sich dort ebenfalls hinzusetzen, und das Hauptfest im Jahre war das Königschießen. Außerdem erschien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürrisches Kamel mit seinem Affen und zwei Bären oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunstpferden, sehr selten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern sah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren besuchten im

Winter die Vorstellung eines fremden Künstlers, der die Flöte blies und deklamirte, oder ein Schattenspiel zeigte; doch auch neue musikalische Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirektor seine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Aeolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgestecktem Raume aufhing. Dieser Genuß war sehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geistergesang am liebsten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war fast Alles in der Stadt mäßig und bescheiden, auch der Wohlstand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß sie vorwärts kamen, trotz der Mißernten in den letzten Jahren. Ihr schlesisches Geld, Böhmen und Gröschel, war schwärzlich; es war auch weniger werth als das Kourant, aber die Bürger nahmen es willig, und wurden, wenn sie es ausgaben, gern lustig. Jeder wußte so ziemlich, was der Andere besaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen sollte die Absicht haben, in seiner Fabrik eine Dampfmaschine aufzustellen.

Großer Luxus wurde in der Stadt nur im Winter sichtbar, wenn die adligen Gutsherren des Kreises im Gasthofe ihr Kränzchen abhielten und unter einander einen Ball veranstalteten. Dafür wurde der Fußboden des Saals und die Treppe sorgfältig mit Wasser und Bürste behandelt, was sonst nicht häufig geschah, und alle Oellampen des Kronleuchters wurden angezündet. Die Edelleute kamen in geschlossenen Kutschen, manche mit silber-

nem Pferdegeschirr und die vornehmsten hatten Läufer in bunter Tracht mit einer großen geflochtenen Lederpeitsche als Bandelier. Dann tanzten die Herrschaften vergnügt mit einander, die Damen trugen Ballkleider aus der Residenz und die Herren schlüpften in eine Nebenstube, um Pharao zu spielen; und wer von dem kleinen Stadtvolk neugierig war, stand auf der Straße und sah zu den erleuchteten Fenstern auf.

Natürlich war ein verständiger Bürger oft unzufrieden mit den königlichen Behörden, welche seine Stadt und das Land regierten, sich in Alles mischten und auch da, wo sie das Beste wollten, herrisch und ungeschickt schalteten; noch häufiger ärgerte er sich über die Garnison, über Roheit der Soldaten und Ungezogenheiten der Officiere, und wenn vor der Hauptwache das Signal zum Gassenlaufen gegeben wurde, verbot er seinen Kindern und Dienstboten zuzusehen. Er wunderte sich auch über den Lauf der Welt, denn er hatte die ganze französische Revolution erlebt, wie man dort vor kurzer Zeit König und Adel in größter Eile umgebracht hatte, und wie jetzt plötzlich ein neuer Kaiser aufgeschossen war. Aber obgleich eine unruhige und kriegerische Zeit gekommen war, in welcher vieles Alte zusammenbrach, das geschah weit draußen und man unterhielt sich gleichmüthig davon, wie von fremden Dingen; denn die Provinz lag abseit in Sicherheit, und das polnische Wesen in der Nähe war zwar übel beleumdet, jedoch nicht mehr zu fürchten.

Und wenn einer von den Bürgern auf rauhen Wegen

in seiner alten Kalesche oder in dem unförmlichen Holzwagen der Post nach der Hauptstadt der Provinz fuhr, so fand er dort Alles in größerem Maßstab und reichlicher als daheim, doch im Grunde war es nur ein Unterschied in der Größe; er besuchte ebenfalls als Hauptvergnügen den Kaffeegarten, welcher am Abend durch viele bunte Lampen illuminirt wurde, er saß in dem gewölbten Rathskeller und stand im Parterre des Theaters, und erzählte nach überstandener Reise vergnügt, daß es in der großen Stadt immer etwas Neues gebe: eine Menagerie, einen Luftballon. Aber im Uebrigen lebte die Hauptstadt fast ebenso still dahin, wie das ganze Land, höchstens daß die Schneidergesellen einmal Revolte machten, weil die hohe Obrigkeit sich gar zu einfältig gegen sie benahm.

Heut war Sonntag. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel warm in die reingefegten Gassen und von beiden Pfarrthürmen läuteten die Glocken. Die Stadt aber befand sich in einem Zustande stiller Aufmerksamkeit und Beobachtung. Denn der neue Arzt war angekommen. „Ein junger angenehmer Mann," sagte die Gastwirthin zu ihrer Nachbarin, der Bäckersfrau, „lang von Gestalt und von ernsthaftem Wesen, sein Name steht im Fremdenbuch als Doktor Ernst König. Er hat schöne Wäsche, so stickt hier Niemand die Hemden." Die Bäckerin deutete dasselbe ihren Kunden an, und die Milchfrau trug es weiter; bis endlich der Friseur den Fremden beobachtete und die Neuigkeit zu allgemeiner Kenntniß brachte. Ja, es war nicht zu leugnen, der

Doktor sah ansehnlich aus in rundem Bieberhut und zierlichen Stulpstiefeln, auch trug er keinen Zopf mehr, sondern das helle Haar halb lang, und das Gekräusel dabei war ein natürliches. Das wußte der Friseur genau, denn er traf den Fremden bei seinem besten Kunden, dem königlichen Zoll- und Acciseeinnehmer Köhler, als er diesem den Zopf flocht. Und er sah den beiden Herren bekümmert nach, wie sich diese zu ungewöhnlicher Zeit promenirend nach dem Stadtthor bewegten.

„Dort liegt das Riesengebirge," erklärte der Einnehmer seinem Gast und wies zwischen den Linden des Stadtwalles auf die blauen Berge in der Ferne. „Aber Riesen wohnen nicht mehr in den Thälern, sondern arme Weber, welche wenig zu thun haben, seit der französische Kriegstrubel den Kaufleuten die Wege unsicher macht. Und was Sie in der Mitte sehen, ist die Schneekoppe."

Der Doktor wandte sich freudig der Richtung zu: „Ich habe vor Jahren dort oben gestanden und den Sonnenaufgang erlebt. Er war unbeschreiblich schön und erhob mir die Seele. Als über den Nebeln der Erde das goldene Tagesgestirn heraufstieg, kam es mir vor wie die Gottheit selbst, welche in dem Chaos unter ihr blühendes Leben schafft. Glücklich ist der Mensch, welchem Gelegenheit wurde, ein Bild solcher erhabenen Größe in seiner Seele zu bewahren."

Der Einnehmer drückte seinem Gaste die Hand. „Ich freue mich, daß Ihr Gemüth offen ist für die Reize der Natur, darin gleichen Sie ganz dem seligen

Kriegsrath, Ihrem lieben Vater. Sind Sie auch auf unseren alten Burgen herumgeklettert?

„Dort, wo wildverschlungene Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten",

wie Matthison so schön sagt, obgleich mir wahrscheinlich ist, daß er sich bei den Nestern nicht den eigentlichen Uhu, sondern vielmehr die Fledermaus gedacht hat." Er unterbrach sich selbst. „Von dieser Seite sehen Sie durch das Stadtthor bis auf den Markt."

„Ich habe mich über das gute und saubere Steinpflaster gefreut." —

„An Steinen fehlt es unserer Gegend nicht," versetzte der Einnehmer, „auch nicht an Besenbindern, welche ihren Edelleuten die Birkenreiser aus dem Walde stehlen. Nun, Sie werden unsere Herren und das Landvolk zur Genüge kennen lernen."

„Ich bin ja selbst ein Landeskind," sagte der junge Arzt, „und mein Beruf macht es mir leicht, mit Vornehm und Gering fertig zu werden. Jetzt freilich, da ich aus der Fremde heimgekommen bin, sehe ich, daß man hier in Manchem zurückgeblieben ist.

„Still!" warnte der Einnehmer, „wir sind in starkem Fortschritt, und wer uns das leugnet, mag sich hüten. Es giebt hier und da Leute, welche Bücher über uns schreiben; diese sind uns durchaus verhaßt, ich hoffe, Sie gehören nicht zu der Zunft." Der Gast verneinte. „Im Vertrauen, wir fühlen uns in unserer Haut gar nicht wohl, aber wir können nicht leiden, daß Andere uns das zu verstehen geben. Wenn Sie einmal un-

zufrieden mit dem hiesigen Wesen sind, so schelten Sie nur immer gegen mich, man wird Ihnen sagen, daß an mir nichts zu verderben ist, und ich hoffe, Ihr lieber Vater hat Ihnen auch gesagt, daß ich ein zuverlässiger Freund bin." Er schüttelte dem Doktor die Hand. „Dennoch wundert mich, daß Sie, dem ich über sein gutes Aussehen keine Artigkeit sagen will, an diesem kleinen Ort niedersitzen."

„Ich folge dem Wunsch meines Vaters und mir selbst liegt daran, sobald als möglich eine feste Thätigkeit zu erhalten."

„Sie waren längere Zeit in der Fremde?"

„Ich wurde als junger Arzt von meinem Professor dem kranken Prinzen Georg zum Begleiter empfohlen und lebte einige Jahre mit ihm auf Reisen, zuletzt in Paris, wo ich Zutritt zu den Hospitälern gewann."

Der Einnehmer stand erstaunt still: „In Paris?" rief er, „Sie sind ein Wundermann und es kann Ihnen gar nicht fehlen. In Paris! Eine lebhafte Stadt, etwas unbändig. Die Straßen sind dort ja wohl mit Köpfen gepflastert, welche die Kleinen den Großen abgeschlagen haben."

„Jetzt ist gute Ordnung dort," antwortete der Gast, „und die Polizei strenger als bei uns." „Natürlich," versetzte Herr Köhler, „der große Musikus dort versteht es alle Welt nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Ich sage Ihnen, Ihr Glück unter uns ist gemacht, Jedermann schüttelt sich, wenn von Paris die Rede ist, aber Jedermann will davon hören."

Er zog seine silberne Uhr heraus. „Kommen Sie, der Gottesdienst ist zu Ende, wir treffen die Honoratioren jetzt in der Frühstückstube bei einander; dort werde ich Sie einführen. Auch der Wein ist gut."

Sie traten in die Weinstube, dort fanden sie die Vornehmen der Stadt an drei runden Tischen versammelt, an dem einen die Officiere der Garnison, bei ihnen den adligen Stadtdirektor und mehre Herren vom Landadel, am zweiten die königlichen Offizianten, am dritten Kaufleute und Fabrikanten, den Kämmerer und Apotheker. Herr Köhler stellte den Gast vor und führte zum zweiten Tisch. Alle Augen beobachteten die neue Erscheinung. Der Einnehmer aber deutete leise seinen Vertrauten an, wie es um den Gast stehe, daß er von Paris komme und mit dem Kaiser Napoleon auf der Straße vielfach zusammengetroffen sei. So wurde der Doktor bald Mittelpunkt einer lebhaften Unterhaltung, nur die Officiere am Herrentisch zeigten eine gesuchte Nichtachtung, sprachen laut und verächtlich von dem revolutionären Wesen und von einem Abenteurer, der durch unerhörtes Glück heraufgekommen sei.

„Ob der Friede dauern wird," frug Jemand vom dritten Tisch, „bis unser Bündniß mit Oestreich und Rußland geschlossen ist?"

„Wir gehören einem so großen Staate an, daß wir nicht nöthig haben, von fremder Hilfe unser Heil zu erwarten," antwortete vom ersten Tisch gewichtig der Stadtdirektor.

„Wir sind so groß geworden," bestätigte der Ein-

nehmer, „daß Niemand mehr recht sagen kann, wo unsere Grenzen sind. Sie werden jedes Jahr geändert. Wie man erzählt, aus Gefälligkeit gegen den Kaiser Napoleon."

Eine Pause entstand. „Er ist ein Corse," rief verächtlich der Reiterlieutenant Baron Hille, welcher aus einer nahen Garnison herzugeritten war.

„Ohne Zweifel," bestätigte der Einnehmer. „Ob dieser Mann aber als Corse, als Franke oder als Gallier nichtsnutziger ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich höre jede dieser drei Eigenschaften an ihm tadeln. Vielleicht würde der Herr Baron uns sagen, weßhalb man der Insel Corsika nichts Gutes zutrauen darf."

„Der Kerl und sein republikanisches Gesindel werden laufen, wenn sie von preußischen Husaren attakirt werden," rief der aufgeregte Lieutenant wieder. Ein beifälliges Summen der Officiere bestätigte die Worte. Auch die vom Civil nickten mit dem Kopfe.

„Der Kaiser trägt hohe Stiefeln," sagte der Einnehmer, „die mögen ihn wohl bisher am Laufen gehindert haben. Denn diese Eigenschaft hat er noch nicht sehen lassen; wenn er es ja einmal versuchte, ist er noch immer vorwärts gekommen."

Wieder Stillschweigen. „Thun Sie, als wären die drüben nicht da," sagte der Einnehmer leise zum Doktor, „Sie müssen Ihnen zuerst guten Tag sagen." Das geschah auch. Nach einiger Zeit, als der Fremde gerade einmal von seinem Sitze aufgestanden war, erhob sich ein

kleiner Herr in zimmtfarbigem Rocke und blendend weißer Wäsche, trat zu dem Doktor, gab sich als Kammerherrn von Bellerwiz zu erkennen und leitete das Gespräch mit den Worten ein, daß er den Vater des Herrn Doktors wohl gekannt habe.

Auf dem Markte erscholl rauher Anruf und Tritte. Mehre der Anwesenden eilten an das Fenster. „Sie bringen ihn!“ sagte der Stadtdirektor zu dem Kammerherrn.

Ein schlanker Bursch wankte, den Oberkörper vorgeneigt zwischen bewaffneten Führern, an dem entblößten Haupte hatte er eine Hiebwunde, das geronnene Blut klebte in den Haaren und entstellte ihm das Gesicht. Vor dem Hause des Weinkaufmanns stand ein Brunnen, der Gefangene schrie mit heiserer Stimme: „Wasser!“ und als die Wächter ihn fortstoßen wollten, warf er sich auf die Steine. Vergebens mühten sich die Männer ihn in die Höhe zu bringen. Mit dem Stadtdirektor eilte der Doktor auf die Straße, holte Besteck und Verbandzeug aus der Tasche und erbat Erlaubniß dem Mann die blutende Wunde zu verbinden. Die Frau des Weinkaufmanns trug mitleidig ein Handbecken herzu, und als der Verwundete auf die Schwelle des Hauses geschleift war, reichte ihm der Arzt einen Trunk, wusch und verband die Wunde und sprach ihm tröstend zu. Der Verwundete sah den Hilfreichen dankend an, erhob sich nach einer Weile schweigend und wurde auf Befehl des Direktors vorläufig in das Stadtgefängniß geführt.

In der Weinstube sagte der Direktor: „der Mensch

ist Unterthan des Grafen und wird dort durch die Karbatsche von seiner Störrigkeit geheilt werden."

Der Doktor frug mit Theilnahme: „was hat er verbrochen?"

„Er wollte ein Mädchen aus dem Dorfe des Grafen heiraten, welches unterthänig ist, wie er, und da das Mädchen hübsch und sauber war, weigerte ihm der Inspektor die Ehe und bestimmte das Mädchen zum Dienst auf dem Hofe, wo sie ihre drei Jahre aushalten soll. Darüber gerieth der Bursch außer sich, vergriff sich thätlich an dem Inspektor und entsprang."

„Der Graf soll den Kerl zu meiner Kompagnie geben, bei uns werden ihm die Mucken ausgetrieben," begann der Kapitän v. Buskow, der die Garnison befehligte, ein hagerer Mann mit harten Zügen, dem man wohl ansah, daß er die Fuchtel zu gebrauchen wußte.

„Was wird jetzt mit dem Unglücklichen geschehen?" frug der Doktor.

„Er wird morgen dem Grafen ausgeliefert werden," antwortete der Stadtdirektor, „und hat von seinem Inspektor keine nachsichtige Behandlung zu erwarten."

„Wie ist es möglich, daß er in die Hände desselben Mannes geliefert wird, den er beleidigt hat?" frug der Doktor. „Ist er schuldig sich an dem Gutsbeamten vergriffen zu haben, so gehört der Fall doch wohl vor das königliche Gericht."

„Der Inspektor übt die Polizei auf den Gütern des Grafen und der Graf hat die Gerichtsbarkeit über seine Dorfleute," belehrte der Stadtdirektor, „in Kriminal-

fällen hat der Inspektor erst dem Gericht Anzeige zu machen."

„Und wenn er den Burschen vorher halbtot schlagen läßt, wie Sie selbst annahmen? oder wenn er ihn auf andere Weise im Ortsgefängniß mißhandelt, was wird dann geschehen?"

Der Stadtdirektor zuckte die Achseln und ging schweigend an seinen Tisch.

Da verließ den Doktor die Vorsicht, und er sagte nachdrücklich: „Zustände, welche dergleichen möglich machen, sind tyrannisch und im schreienden Widerspruch gegen die Gebote der Humanität."

„Sansculotte," murmelte der Reiterlieutenant halblaut.

Das Behagen in der Stube war gestört, die Herren verhandelten in leisem Gespräche, vom dritten Tisch ersuchten einige der Herren den Einnehmer, sie mit dem Gaste bekannt zu machen, und der Fabrikant drückte diesem kräftig die Hand und sprach seine Freude darüber aus, daß er sich in der Stadt niederlassen wolle.

Als der Doktor mit seinem Vertrauten auf den Markt trat, begann der Einnehmer: „Die drei Tische, welche Sie heut gesehen haben, finden Sie bei uns überall. Die am ersten Tisch schwadroniren, wie der Baron oder sie drücken lächelnd die Hände, wie der Kammerherr, der zweite Tisch versieht die Plackerarbeit des Staates und fügt sich, und der dritte denkt still auf seinen Vortheil und verzieht den Mund über die beiden anderen. Das übrige Volk aber sitzt stumm auf

der Bank oder der bloßen Erde. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrem Eintritte bei uns."

„Ich fürchte, nicht bei Allen eine günstige Meinung erweckt zu haben," antwortete der Doktor, „ich habe Ihre Warnung von vorhin nicht beherzigt."

„Das ist wahr, aber Sie waren stolz und menschenfreundlich. Sie werden im ganzen Kreise als Revolutionär herumgetragen werden und Jedermann wird begierig sein, Sie kennen zu lernen, am meisten unser Adel. Da Sie keinen Talar tragen, der mit Hieroglyphen bedruckt ist, was freilich das Wirksamste wäre, so ist schon etwas werth, daß Sie sich durch abenteuerliche Ideen von den hiesigen Menschen unterscheiden. Kommen Sie, heut sind Sie mein Gast auf ein Gericht Gerngesehen."

In seiner Wohnung ging der Einnehmer zum Schreibtisch und holte eine seltsam gestaltete goldene Berlocke heraus. „Wissen Sie, was dies ist?"

„Es stellt eine Guillotine vor."

„Richtig! Ich habe sie vor zwölf Jahren dem Kammerherrn abgekauft, der damals noch jung war und sie wohlgefällig an der Uhr trug. Ich hebe sie auf und erinnere ihn zuweilen daran, was ihm unlieb ist. Es hat Stunden gegeben, mein junger Freund," fuhr er ernster fort, „wo der königliche Einnehmer Köhler hier unter dem Bilde des alten Fritz die Ansicht hatte, daß ein solches Hackebrett auch anders wo, als bei den Franzosen, gute Dienste thun würde gegen unerträglichen Hochmuth und ein vornehmes Schmarotzerthum ohne Kraft und ohne Ehre, welches bei uns Alles verdirbt.

Trotz alledem sind die, welche wir hier im Kreise haben, noch lange nicht die Schlechtesten. Wer als Rabe geboren ist, von dem kann man nicht verlangen, daß er wie eine Lerche singen soll. Heut habe ich Lust Ihnen die Berlocke zu schenken."

„Thun Sie das nicht!" bat der Gast.

„Dann hebe ich sie für den Kammerherrn auf," entschied der Einnehmer. „Und jetzt denken wir daran, daß Essen und Trinken zu den unvergänglichen Freuden des irdischen Daseins gehört. Ich habe einen Meneścher Ausbruch im Keller, an dem Sie Freude haben werden."

Nach dem Essen ging der Arzt in das Gefängniß, wie ihm der Direktor während des Verbandes bewilligt hatte. Er fand den Burschen, dem die Arme von den Fesseln befreit waren, finster auf dem Schemel sitzen. Als er ihm die Wunde besorgt hatte und einige ermuthigende Worte sagte, faßte der Gefangene plötzlich seine Hand und die Thränen stürzten ihm über die bleichen Wangen. „Der liebe Gott bezahle Ihnen, daß Sie so freundlich gegen mich sind. Ich hätte den Inspektor nicht geprügelt, wenn er nicht meinem Mädchen schon lange nachstellte. Jetzt nimmt er sie auf seinen Hof und was sie dort aus ihr machen —" Er ballte die Faust und murmelte: „es wird ein Unglück." „Erzählt mir von eurem Mädchen," sagte der Arzt, „ich bin hier zwar fremd, vielleicht kann ich euch doch in etwas helfen." Da begann der Bursch sein Mädchen zu rühmen und wurde darüber wieder weich. „Denkt auch, wie ihr euer Schicksal zum Besseren wendet," mahnte der Doktor,

„habt ihr nicht Jemand, der bei dem Grafen für euch sprechen kann?"

Der Gefangene schüttelte den Kopf und sah unwillkürlich auf ein Fenster seines Arrestes, welches in die Stadtmauer gebrochen war: „Der Inspektor soll mich nicht einsperren."

„Kann ich noch etwas für euch thun?" frug der Arzt.

„Ich habe meine Mütze verloren," sagte der Gefangne finster. „Die Landjäger haben mich durchsucht und meinen Geldbeutel genommen, in dem einige Groschen waren, da kann ich nicht einmal zu einer Mütze kommen."

Der Doktor legte etwas Geld auf das Fensterbrett, und verließ das Gefängniß.

Von dem Gefangenen ging er nach dem Gasthof und frug ob der Kammerherr noch in der Stadt sei. — Der Wagen war bereits vorgefahren, doch wurde er von dem Bedienten gemeldet und angenommen. Er erklärte seinen Eintritt mit dem Wunsche, einem Herrn, der sich seines Vaters freundlich erinnere, sogleich seinen Besuch zu machen und begann nach kurzem Gespräch: „Ich habe so eben dem Gefangenen den nöthigen ärztlichen Beistand geleistet, der junge Mann ist in verzweifelter Stimmung und die Sache kann weitere Folgen haben." Und er erzählte von der Eifersucht des Burschen. „Es war bereits davon die Rede," sagte der Kammerherr unbehaglich, „und der Mensch ist leider im Kreise nicht unbekannt, er gilt für einen guten Musikus und war zur Kirmeszeit und sonst in den Dörfern eine beliebte und

auch gefürchtete Person; ich traue ihm wohl zu, daß er neues Aergerniß bereitet."

„Vielleicht könnte dies vermieden werden, wenn die Braut des Mannes nicht in den gefürchteten Hofdienst treten müßte."

„Das ist nicht zu verhindern," erklärte der Kammerherr bestimmt.

„Durch Ihr Fürwort," sagte der Arzt bittend. Der Kammerherr sah ihn erstaunt über diese Zumuthung an.

„Die Ansprüche, welche an das Mädchen gemacht werden, stehen im Widerspruch zu Allem, was man Kultur und Zeitgeist nennt, und eine gewisse Unzufriedenheit im Publikum äußert sich gern in Privatbriefen und Pasquillen. Der Graf selbst wird vielleicht ein Interesse daran finden, daß der Vorfall nicht nach der Residenz getragen wird."

„Wenn er nicht ein näheres Interesse hat, die Person im Dienst zu behalten," fuhr dem Kammerherrn heraus. Er sah den Doktor mißtrauisch an.

Doch dieser fuhr beharrlich fort: „Ich habe den warmen Wunsch mir in dieser Gegend Wohlwollen zu erwerben, und ich glaube dasselbe dadurch zu verdienen, daß ich ein Unglück verhüten helfe. Dies würde hier der Fall sein, wenn sich ein anderer anständiger Dienst für das Mädchen fände."

„Sie haben nicht ganz Unrecht," gab der Kammerherr zu, der recht gut wußte, daß an höchster Stelle nichts widerwärtiger war, als ungünstiges Geräusch im Volke und der Vorwurf der Inhumanität. Und er

bedachte, daß der dreiste Fremdling vor ihm vielleicht selbst solchen Vorwurf irgendwo erheben könnte. Deshalb fuhr er fort: „Wie ich höre, waren Sie in Gesellschaft des Prinzen auf Reisen, stehen Sie mit dem Herrn noch in irgend welcher Verbindung?“ „Er hat mir erlaubt ihm zu schreiben,“ sagte der Doktor sich erhebend.

„Ich freue mich ausnehmend unserer Bekanntschaft,“ schloß der Kammerherr sehr artig. „Und was jene Affaire betrifft, ich treffe noch heut mit dem Grafen zusammen, vielleicht finde ich Gelegenheit, ein gutes Wort einzulegen. Kommen Sie in die Nähe meines Hofes, so versteht sich von selbst, daß Sie nicht vorbeifahren.“

Als es Abend wurde, stand der Doktor in seiner neuen Wohnung. Sie sah aus, wie viele andere, vielleicht etwas heller und sauberer; die Dielen von Tannenholz frisch gescheuert, die Wand mit blauer Kalkfarbe gemalt, die Möbeln, bis auf eine alte verschnörkelte Kommode gradlinig, hager, ohne jeden unnützen Schwung. In der Stadt und auf dem Lande verkündeten bereits die Eingebornen, jeder nach seiner Weise, das Lob des Gastes. Der Baron von der Reiterei schalt ihn einen frechen Bürgerlichen, den man schon ducken werde, der Kammerherr sagte daheim: er ist dreist, aber er ist ein geistreicher Kopf, die Gastwirthin lobte den artigen Dank, mit dem er von ihr geschieden war, der Fabrikant erklärte seiner Frau: Zu dem könnte ich Vertrauen haben; sogar ein armer Flüchtling gedachte in dieser Stunde des Fremden, während er mit blutenden Händen das Gitter

seines Kerkers aus den Steinen brach, und der Einnehmer sagte vor seinem Schrank die Bände von Jean Paul liebevoll betrachtend: „Endlich eine Seele mit höherem Schwung, nur den Titan versteht er nicht zu schätzen.“ Alle Welt beschäftigte sich mit ihm und war bereit, ihn nach ihrer Art hoch zu achten. Mußte man ihn nicht glücklich preisen, wie er so dastand, jung, gutgestaltet, freundlich aufgenommen an einem Ort, wo er überreiche Gelegenheit erhielt seinen Beruf zu üben, nichts auf seiner Seele, keine Leidenschaft, keine arge That, die ihm den Frieden stören konnten. Und doch stand er allein, traurig, mit beschwertem Muth: „Du mein verklärter Vater, dessen Bild ich in der Seele trage, als mein höchstes Gut, oft sagtest du mir, daß das Bewußtsein erfüllter Pflicht das einzige dauerhafte Glück auf Erden bleibt. Aber ich fürchte, fröhlich macht es nicht, und den männlichen Stolz, als ein Herr durch das Leben zu gehen, verleiht es doch nicht. So freudige Menschen, wie ich zuweilen unter den Fremden gefunden, wie sie der englische Dichter zu schildern weiß, sehe ich hier nirgend. Jeder wandelt mit eng angezogenen Armen seine Straße, damit er nicht anstoße. Viele sind wie Freigelassene, welche sich in ihrem Gemüth noch als Knechte betrachten, die Mehrzahl stöhnt in der Sklaverei. Auch der kräftige Mann erhebt sich einmal über die Andern, indem er sie neckt und verspottet, und in der nächsten Stunde ist sein Genuß, alles Irdische als verächtlich zu betrauern und vor einer Graburne zu seufzen. Es ist eine edle Poesie, die uns aus

der alltäglichen Wirklichkeit in reinere Luft erheben will, aber traurig, traurig ist es, daß in dem Leben des Tages nichts gefunden wird, was mit Begeisterung erfüllt. Die kraftvolle Hingabe an Schönes und Großes, das in Wirklichkeit unter uns lebt, wird sie den Deutschen jemals kommen, und werden wir in unserm stillen Lande auch einen Antheil daran gewinnen? — Vielleicht, langsam, nach harten Kämpfen, in einem späteren, glücklicheren Jahrhundert. Das gelobte Land, welches du, lieber Vater, entbehrtest, und das ich nicht erblicke, das werden die Späteren einnehmen. — Ich murre nicht mehr, mein Vater; wie du für mich lebtest, so will ich für das nächste Geschlecht mich hingeben; ich will meine Pflicht thun gegen die Andern und ich will danach ringen, daß ich dies täglich vermag.“ Er setzte sich nieder, faltete Bogen zusammen und zog die Linien zu dem Geheimbuch, das er als Arzt für seine Kranken führen wollte.

Am nächsten Morgen kam die Wirthin des Doktors und erzählte, daß der Gefangene in der Nacht ausgebrochen sei. „Wohin kann er sich geflüchtet haben?“ frug der Doktor den Einnehmer. Dieser wies nach dem Gebirge: „wahrscheinlich wird er Schmuggler, denn er weiß in der Gegend Bescheid.“ Und als der Doktor in der nächsten Woche, einem Briefe des Kammerherrn folgend, auf dessen Gut kam, sah er bei der Hausbedienung ein sauberes Mädchen, welches ihm durch die traurige Miene auffiel. Als er in den Wagen stieg, stand sie hinter dem Bedienten auf den Stufen und

betrachtete ihn unverwandt. Auf dem Rücksitz fand er hinter dem Kissen einen kleinen Nelkenstrauß eingeklemmt, und bald erfuhr er, daß die Kammerherrin selbst sich entschlossen hatte, die Braut des Flüchtlings in ihren Dienst zu nehmen.

2.

Am Ringwall der Vandalen.

Der königliche Einnehmer Köhler blieb dem Doktor der liebste und vertrauteste Umgang. Er war ein gesetzter Mann in guten Mitteljahren, in dem behaglichen Gesicht glänzten zwei hübsche ausdrucksvolle Augen, welche er beim Sprechen gern zusammendrückte. Er war als Ehrenmann geschätzt, aber seiner spöttischen Einfälle wegen mehr gefürchtet, als geliebt, und der Kammerherr nannte ihn kaustisch. Unverheirathet und nicht ohne Vermögen, sah er gern Gäste bei sich, auch diese hatten sich zu hüten, daß er ihnen nicht mit Wort oder Thaten einen Possen spielte, der zuweilen derb war.

Einst hatte er den jüngeren Freund zum Abend auf einen Rehrücken geladen, der ihm als Geburtstagsgeschenk zugegangen war. Da öffnete sich die Thür und, wahrscheinlich angezogen von dem Duft des Bratens, den er im Vorübergehen aufgefangen hatte, trat der steife Hauptmann von Buskow in die Stube. Da die Beharrlichkeit des unbeliebten Gastes bekannt war, so hielt der Doktor den Abend für verdorben,

Köhler aber sah den Freund mit seinem schlauen Blicke an, schob ihm ein Buch zu und zog den Hauptmann vertraulich zur Seite. „Ihnen ist bekannt, daß die Tungusen Hunde verspeisen.“ Der Hauptmann hatte nichts dagegen einzuwenden. „Unter uns besteht eine Abneigung gegen diesen Genuß, wie der Doktor behauptet mit gutem Grund; wie ich sage, ohne Grund. Und heut will ich ihm das beweisen. Sie sind gerade der rechte Mann, dabei den dritten abzugeben, denn Ihnen, als einem Militär, wird allerlei Fremdartiges im Feldkessel nicht unerhört sein.“

„Sie werden doch nicht“ — frug der enttäuschte Hauptmann. „Bst!“ mahnte der Einnehmer. „Niemand darf etwas merken.“

„Sie haben aber doch noch etwas Anderes in der Küche,“ frug der Officier.

„Natürlich nicht,“ versetzte der Einnehmer, „er darf keine Wahl haben.“

„Recht so; doch leider bin ich heut verhindert,“ bedauerte der Besucher und entfernte sich nach gleichgültigen Reden. Und die beiden Freunde blieben allein. Als aber der Hauptmann einige Tage darauf in Gegenwart Anderer den Doktor spöttisch frug, wie ihm der seltsame Braten geschmeckt habe und der Doktor den Einnehmer befremdet ansah, antwortete dieser: „Denken Sie, Herr Hauptmann, wie es mir neulich erging. Meine Wirthin war in der Stille widersetzlich geworden, und da sie es für unehrliche Küchenarbeit hielt, den befohlenen Braten in die Pfanne zu thun, so hat sie hinter meinem Rücken

ein wirkliches Reh, das mir zufällig der Oberförster geschickt hatte, gebraten und uns vorgesetzt."

Seit der Zeit bestand eine Spannung zwischen dem Einnehmer und der bewaffneten Macht und daraus wurde bald offene Feindseligkeit. Ein Bauer hatte nämlich dem Herrn Köhler einen jungen flügellahmen Storch zugetragen, den dieser sorgfältig fütterte und zähmte; der Storch lief gern aus dem Hofe und wurde ein eifriger Besucher der Gassen und des Marktes. Die Bürger freuten sich über das kluge Thier des Herrn Einnehmers, und die günstige Meinung, welche der Kinderwelt von den socialen Verpflichtungen des Storches beigebracht war, verschaffte ihm auch die achtungsvolle Freundschaft der Straßenjungen. Der Storch aber gewann bei den Besuchen des Marktes eine Vorliebe für die Schildwache und für die Herren Officiere, welche an der Vergatterung der Hauptwache auf- und abschritten, ihm mochte bedünken, daß dies eine ehrenvolle Beschäftigung sei, und er gewöhnte sich an, unter dem Jubel der Kinderschaar auch seinerseits vor der geweihten Stätte ernsthaft hin und her zu gehen. Als Herr Köhler dies erfuhr, ließ er ihm vom Schneider blau und rothe Frackschöße machen und band sie ihm über die Flügel. Da war natürlich, daß in der Bürgerschaft laute Heiterkeit entstand, daß aber die Kriegsmacht in den Frackschößen eine persönliche Kränkung sah. Der arme Storch bezahlte die Zeche, er wurde an einem der nächsten Tage in der Dämmerstunde dem Einnehmer tot ins Haus gebracht, und dieser wollte erkennen, daß sein Liebling durch einen Degen-

stich gemeuchelt sei. Er schwieg, wie ihm die Klugheit gebot, aber er sann auf Rache. In der Weinstube der Honoratioren stand nach alter Sitte ein Tabakskasten, aus dem sich die Gäste mit Diskretion bedienen konnten. Die Bürgerlichen brachten ihre Tabaksbeutel mit, die Herren vom Militär pflegten aus dem Kasten zu requiriren. Da geschah es eines Tages, daß nach dem Genuß der Frühstückpfeifen das gesammte Officierkorps der Stadt in einen Zustand der Abspannung nnd Schwäche verfiel, durch welchen die kriegerischen Uebungen des Nachmittags verhindert wurden. Der jüdische Wirth bewies erschrocken seine Unschuld, indem er andere Pfeifen aus demselben Kasten stopfen ließ, und es war auf Niemanden sonst etwas zu bringen, doch war der Einnehmer an dem gefährlichen Morgen in der Stube gewesen. Und es ist gar nicht zu ermessen, wie weit dieses Kriegsfeuer zuletzt um sich gefressen hätte, wenn es nicht durch größere Ereignisse ausgetilgt worden wäre.

Unterdeß gewann der Doktor Vertrauen und Zulauf und erhielt reichliche Gelegenheit seine Kunst zu erweisen. Es währte nicht lange, daß er auch die Anstrengungen fühlte, denn einen großen Theil seiner Praxis fand er auf den Dörfern, und fast täglich, wenn die Kranken der Stadt besucht waren, mußte er mit jeder Art von Fuhrwerk Meilen weit über Land. Zumal als der Herbst und Winter kam, wurde die Reise in offenem Wagen oder Schlitten, auf schlechten Landwegen durch wirbelnden Schnee und dunkle Nacht zur Beschwerde. Er aber fuhr eingehüllt in seinen Pelz, einen Säbel

zur Seite, unermüdlich nach allen Richtungen des Kreises, und die Leute rühmten an ihm, daß er den Armen ebenso bereitwillig helfe, wie den Vornehmen. Als gewissenhafter Mann empfand er die furchtbare Verantwortung seines Berufes, denn die Wissenschaft hatte zu seiner Zeit von den Geheimnissen des innern körperlichen Lebens weit weniger erspäht, als wohl jetzt. Der Arzt war deßhalb oft unsichrer, nur auf Beobachtung äußerer Erscheinungen und auf Muthmaßung angewiesen, und der junge Doktor verbrachte manche schlaflose Nacht in Zweifel und Gewissensbedenken, und doch durfte ihm Niemand etwas davon ansehen, und er mußte dergleichen schwere Sorge allein tragen, ohne einen Vertrauten.

Noch etwas störte ihm das Behagen. Es wurde ihm bitterlich sauer, Honorar zu fordern, am schwersten bei den anspruchsvollen Reichen; den Armen gab er lieber, als er nahm. Dies Gefühl vermochte er nicht zu überwinden, und seine Forderungen niederzuschreiben blieb ihm die widerwärtigste Arbeit. Da war es natürlich, daß seine Einnahmen nicht im richtigen Verhältniß standen zum Umfange seiner Thätigkeit. Doch besaß er von seiner Mutter ein mäßiges Vermögen, welches ihn von den Honoraren unabhängig machte, und er betrachtete dies als ein großes Glück.

Allmählich drang der Ruf, den er als Arzt gewann, über die Grenzen seines Kreises hinaus. Unter anderen Einladungen in die Ferne erhielt er einst die eines Landgeistlichen, der für seine kranke Frau, welche in Behandlung eines andern Arztes gewesen war, ein Gutachten

erbat. Der warme Ton des Briefes und die Weise, in welcher der würdige Senior seine Angst um die liebe Frau aussprach, gewannen ihm im voraus besondere Theilnahme des Doktors. Der Wagen rollte durch eine fruchtbare Ebene, deren üppiges Grün in der warmen Frühlingsluft das Auge erfreute. Dennoch wurden dem Reisenden die Meilen des Weges zu lang und der Kutscher, der zuletzt in der Gegend nicht mehr bekannt war, mußte einige Male nach der Pfarre fragen. Endlich trabten die Pferde über unbebautes Land, das mit Ginster und Dornen bewachsen war, bei einem runden Hügel vorüber, in einen weiten Hof mit Scheunen und Ställen, die einer großen Feldwirthschaft angehörten, und hielten vor einem langgestreckten, niedrigen Bau unter Schindeldach.

Der Senior trat aus dem Hause dem Gaste entgegen, ein Mann in höheren Jahren mit weißem Haar, aber von kräftiger Haltung, mit einem großen Kopf und vollen Angesicht, dem man die milde Gutherzigkeit ansah. Nach der ersten Begrüßung bat der Gast, zu der Kranken geführt zu werden, und er konnte nach sorgfältiger Prüfung des Falls dem Gatten zuletzt die frohe Mittheilung machen, daß die Krankheit heilbar und Genesung zu erwarten sei. Darauf erst erhob sich in der Studirstube des Herrn Seniors das unter treuen Deutschen nothwendige Wechselgespräch, welches zu einer persönlichen Annäherung zu führen pflegt. Daraus erfuhr der Doktor, daß Behörden und Gemeinden sich in übergroßer Liebe zum Herkömmlichen niemals ent-

schlossen hatten, ein neues Wohnhaus zu errichten, daß aber die Pfarre doch zu den besten des Landes zählte, viele reiche Dörfer gehörten dazu und vieles Ackerland; der Himmel aber hatte die Pflichttreue des Herrn Seniors durch reichen Kindersegen vergolten, die Söhne waren Beamte und Lehrer geworden, mehre Töchter an Pastoren der Umgegend verheirathet. „Nur die jüngste Tochter lebt als treue Gehilfin der Mutter im Hause," schloß der Senior seinen Bericht, „unsere Henriette ist Trost und Freude unseres Alters. Und dies idyllische Dasein wäre so glücklich, daß kaum ein Wunsch übrig bliebe, wenn wir nicht gar so einsam und allein lebten."

„Bei solcher Pfarre muß doch ein großes Dorf sein."

„Es ist gar kein Dorf da," belehrte der Geistliche, „nur wenige Hütten, die zum Hofe gehören. Das Dorf wurde im dreißigjährigen Kriege verwüstet, es stand auf der öden Stätte, an welcher Sie vorübergefahren sind, daneben liegt noch eine hohe Schwedenschanze; das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut, nur die Kirche und Pfarre sind erhalten."

Der Doktor trat wißbegierig an das Fenster. Eine schlanke Frauengestalt schritt behend vorüber, wie ein Lichtschein hob sie sich von dem dunklen Hintergrunde ab. Er sah eine rosige Wange, braungelocktes Haar, ein edel geschnittenes Profil, einen vollen kräftigen Arm.

„Das war die Tochter," sang es in ihm, „wie ist sie schön!"

„In solcher Einsamkeit helfen die Bücher," fuhr der

Senior fort. Der Doktor wandte sich um, das helle Licht war verschwunden, er stand in der grauen Wirklichkeit der schmucklosen Stube.

„Es ist vor Allem der theuere Gottesmann Luther, mit dessen Lebenslauf und Werken ich mich beschäftige," bedeutete der Senior, behaglich auf seinen großen Bücherschrank zeigend. Der Doktor sah artig nach den Titeln. „Hier finden Sie sein Bild," erklärte der Pastor an die Wand tretend. „Dort das seiner Käthe, und hier darunter sehen Sie die Stätte, an welcher er verborgen gehaust hat." Er wies auf eine kleine Radirung der Wartburg.

„Als Student habe ich in den Ferien die Wartburg besucht," fiel der Doktor ein, „auch die Studirstube, wo der Teufel mit dem Tintenfaß geworfen wurde." „Darum könnte ich Sie beneiden," rief der Pastor. „Es ist nämlich eine besondere Fügung, daß der große Mann in zwei wichtigen Lagen seines Lebens auf fürstlichen Burgen in Verborgenheit gelebt hat; sowohl auf der Wartburg, als auch später im Fränkischen auf der Koburg. Von der letzteren jedoch ist mir eine Abbildung zu erhalten nicht gelungen." „Die Koburg habe ich nicht selbst gesehen," sagte der Doktor arglos, „doch habe ich von meinem Vater gehört, daß irgendwo bei Verwandten ein neues Testament aufbewahrt wird, in welches der Reformator einem meiner Vorfahren, der mit ihm bekannt war, auf der Koburg einen Spruch eingeschrieben haben soll." „Das ist ja eine große Erinnerung," rief der Senior, den Arzt mit einer neuen Art von Achtung betrachtend. „Also

Ihre Familie war mit Doktor Luther bekannt. Bitte setzen Sie sich und erzählen Sie." Er faßte den Gast mit beiden Händen und drückte ihn auf das Sopha. —

„Es ist lange her, Herr Pastor," antwortete der Doktor hilflos, „und ich bekenne, gar nichts weiter von der Bekanntschaft zu wissen."

Da öffnete sich die Thür und Henriette trat ein. Der Gast schnellte in die Höhe, wieder kam ihm vor, als ob ein heller Schein den Raum erleuchte. Er sah mit einer Mischung von Bewunderung und Scheu das Mädchen vor sich und verbeugte sich tief. Ihre Wangen rötheten sich bei ihrem gehaltenen Dank. „Der Kaffee steht im Garten," sagte sie leise dem Vater.

„Das war ein guter Gedanke. Unsere Kaffeestunde ist vorüber, lassen Sie sich als Reisender noch eine Schale gefallen. Unterdeß gewinnt die Küche Zeit, ihre Pflicht zu thun."

„Ich kann Sie nicht so lange aufhalten," wandte der Doktor ein mit geringerer Ehrlichkeit, als ihm sonst eigen war, da er gern bleiben wollte. Und das mußte er zur Stelle versprechen. Denn Vater und Tochter sahen ihn ganz erschrocken an und der Senior hob beschwörend die Hände: „Ohne Abendessen den weiten Weg zurückmachen, das dürfen Sie uns nicht anthun. Henriette! Tabak, Pfeifen und Fidibus, denn auch in der freien Natur soll der Mensch seiner Bequemlichkeit gedenken."

Der Vater übernahm die Führung, der Doktor ließ sich nicht nehmen, den Tabackkasten zu tragen. Als sie so im Hausflur standen, wo der Geistliche noch schnell

die Räumlichkeiten des Hauses erklärte, rollte ein Wagen in den Hof. Dem Gast entging nicht, daß ein leichter Schatten, wie ein Bedauern über das offene Angesicht der Tochter flog. Aus dem Korbwagen stiegen zwei Bauermädchen in ihrer Sonntagstracht; der Kutscher aber sprach angelegentlich zu dem Hausherrn. „Mit dem Müller geht's zu Ende," wandte sich der Senior betrübt zur Tochter, „und er verlangt meinen Beistand. Gottesdienst muß Allem vorgehen; seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Doktor, wenn ich Sie um eines Sterbenden willen auf eine Stunde allein lasse, meine Tochter und diese wackeren Mädchen werden Sie unterdeß umherführen. Er eilte in seine Stube, sich für die geistliche Handlung zu rüsten. Der Doktor überlegte, ob er bei dem Tausch gewonnen hatte; über Doktor Luther brauchte er nicht mehr Auskunft zu geben, aber die Unterhaltung mit der Tochter war auch gestört.

Die Bauermädchen begrüßten unterdeß das Pfarrkind. „Der Wagen traf uns auf dem Wege, da stiegen wir ein," erklärte die eine. „Wir kommen bitten," begann die andere, „ob Sie mit Blumen zur Hochzeit aushelfen wollten."

„Was fällt euch ein, ihr Mädel, daß ihr mich heut so fremd anredet?" schalt Henriette. „Wir sind Dutzschwestern und vom Vater zusammen konfirmirt," erklärte sie dem Gaste, „hier Bärbel, die Schulzentochter, und Liesel vom Freibauer; ihr Vater und wir grenzen mit der Flur. Sie denken, weil ein Herr aus der Stadt dabei ist, müssen sie vornehm reden. Kommt

Alle mit, wir führen den Herrn in den Garten.“ Sie öffnete die Hinterthür des Hauses.

Dort lag der Garten, zwischen dem Hause und dem Kirchhofe eingehegt, ein wohlgepflegter Raum mit geradlinigen Beeten, auf denen die Frühlingsblumen: Primeln, Narcissen und stolze Kaiserkronen in üppiger Pracht blühten. Dahinter lief die niedrige Mauer des Friedhofes, halb verdeckt durch Flieder- und Jasminbüsche, man übersah den Friedhof mit den einfachen Denkmälern, die der Landmann nach der Väter Sitte errichtet, und in seiner Mitte die alte Kirche mit ihren gemauerten Strebepfeilern, dem blauen Holzdach und einem spitzen Thurm, dessen oberer Theil auch aus Holz gezimmert war. Henriette beachtete wohl, wie sehr dem Gast das kleine Landschaftsbild gefiel, und als er ihr das mit einfachen Worten sagte, wies sie auf eine große Geißblattlaube an der Seite.

„Hier sitze ich oft am frühen Morgen, überlege mir die Arbeit für den Tag und sehe wie der Thurm und das Kirchdach vom Frühlichte erglänzen. Hier ist es immer traulich und still. Nur des Sonntags füllt sich der Friedhof mit den Kirchgängern aus unserer Gemeinde, mit großen und kleinen; dann summt die Unterhaltung zwischen den Kreuzen, denn die Leute, die sich hier treffen, haben einander viel zu erzählen, und die Kinder lassen sich schwer abhalten, umherzuspringen, sie klettern auf die Steine der Mauer, kauern dort wie eine Reihe Schwalben und gucken neugierig in den Garten.“ Sie führte nach der Laube, nöthigte zum Sitzen und

bot den Gästen die Tassen mit dem geschätzten Tranke; dem Doktor aber trug sie, wie sich geziemte, die Pfeife herzu. Als er ablehnte, bat sie so freundlich, daß er nicht gänzlich zu widerstehen wagte und eine kleine Meerschaumpfeife herausholte, die ihn seit der Studentenzeit auf seinen Reisen begleitete. Dazu brachte er sein Feuerzeug, Stahl und Schwamm, aus der Tasche und suchte den Feuerstein. Das Mädchen, erfreut helfen zu können, zog die Schublade des Tisches auf und reichte ihm einen schönen glatten Stein mit scharfer Kante. Und als der Gast das Stück aufmerksam betrachtete, sagte sie: „Wir finden dergleichen oft bei der alten Schanze, der Vater meint, es sind Naturspiele."

„Der Stein ist doch wohl von Menschenhand geschliffen und geschärft; diese Art geformter Feuersteine wird an solchen Stellen gefunden, wo einst Gräber der alten Heiden waren. Man fängt an, solche Erinnerungen zu sammeln. Wenn Sie es erlauben, will ich mir den Stein zum Andenken aufheben."

Da frug das Mädchen in dem Wunsch, ihm etwas Liebes zu erweisen, ob sie ihm mehr von derselben Art geben dürfe.

Nun lag dem Doktor gar nichts an den Feuersteinen des alten Heidenvolks, aber ihr Erröthen und der fragende Blick ihrer Augen waren so anmuthig, daß er eifrig bejahte und sich wider alle Wahrheit für einen Freund von derartigen Curiositäten ausgab, und die holde Freude, mit welcher sie seine Antwort aufnahm, beruhigte sein Gewissen vollends über die Lüge. Denn sie hob

jetzt aus dem Innern des Tisches ein graues Säckchen an das Licht, klapperte lustig mit dem Inhalt und stellte es triumphirend vor den Doktor hin. „Da sind ihrer viele, große und kleine!“ rief sie.

Zuletzt wurde durch andere Mittel die Pfeife in Brand gesteckt und die blauen Wölkchen kräuselten sich in der Laube und fuhren zwischen dem Geißblatt in den Bereich der Sonnenstrahlen. Die Bienen summten und die Vögel sangen wie vor tausend und abertausend Jahren, die Herzen schlugen und die Menschen gewannen einander lieb jetzt wie in uralten Zeiten. Mitten im Gespräch sprang Henriette auf, „die Mutter!“ rief sie. „Ich sehe schnell nach ihr. Meine Gespielen werden unterdeß auf den Kaffeetisch achten, Bärbel sorge dafür, daß die Tasse des Herrn Doktors nicht leer bleibt!“ Sie eilte davon. Der Gast saß mit den Bräuten zusammen. Es waren zwei dralle, tapfere Mädchen, beide hübsch, und beide saßen ihm im Bewußtsein ehrenvoller Gesellschaft steif und schweigend gegenüber. Nur Bärbel erhob sich zuweilen, sah ihm in die Tasse und setzte sich wieder fest auf ihren Sitz. Als der Doktor aber, durch einige Fragen nach den beiden Verlobten und dem neuen Hausstand das Eis gebrochen hatte, wurden beide auf einmal gesprächig und erwiesen sich als frohsinnige und gescheite Kinder. Und Bärbel vergaß über der Unterhaltung ihre Pflicht keineswegs, sowie der Herr etwas getrunken hatte, goß sie trotz seinem Proteste nach und that ihm auch reichlich Zucker hinein, bis der Doktor endlich den Löffel über

die Tasse legte. Diese Erklärung, daß er an der Grenze des Möglichen angelangt sei, wurde von ihr geachtet. Die Mädchen aber waren viel schlauer, als der Fremde ahnte, denn sie fingen an verblümt von Mamsell Jettchen zu reden, indem sie zuerst die Kühe des Pfarrhofes lobten, welche unter Obhut des Fräuleins standen, und dabei erzählten, daß die reiche Pachtersfrau in der Nähe eifersüchtig war, weil sie es nicht dahin bringen konnte, daß ihre Kühe die gleiche Menge Milch gaben. Dann kam heraus, daß Jettchen beim letzten Erntekranz mit den beiden Bräutigamen getanzt hatte und daß sie sehr gut tanze, endlich, daß sie eine Nähschule für kleine Dorfmädchen halte; kurz, es war nicht die Schuld der beiden Bräute, wenn der fremde Herr eine geringe Meinung von Jettchen nach der Stadt mitnahm.

Henriette kam zurück und die Mädchen erhoben sich zum Gehen. „Die Mutter hat mich fortgeschickt, sie bedarf meiner heut nicht mehr, die Frau Kantorin ist zur Pflege gekommen. — Alles, was hier blüht, Liesel und Bärbel, sollt ihr haben, so weit es sich zu der Hochzeit schickt.“ Sie standen vor zwei großen Myrtenbäumen still, die nach sorgfältiger Winterpflege fröhlich ihr junges Grün trieben. „Von den Myrten schneid' ich euch so viel, als die Bäume entbehren können. Schickt den Tag vorher eure Brüder mit den Körben, die Brautkränze winde ich euch hier.“

Die Mädchen machten nicht viele Dankesworte, aber in ihren Mienen erkannte man die stolze Befriedigung, denn sie waren zumeist der Myrte und des Kranzes

wegen gekommen und Alles war ihnen wohl gelungen. Beim Abschied reichten sie auch dem Doktor die Hand und gingen mit schnellem Schritt über den Hof ihrem Dorfe zu.

„Sie heiraten Beide in der nächsten Woche,“ sagte Henriette, „und ich muß bei zwei Hochzeiten Brautjungfer sein. Sie bekommen Beide gute Männer und sind selbst kreuzbrave Mädel, die immer auf sich gehalten haben.“

Vom Hofe klang das Gebrumm der Kühe. „Mir ist zu Muthe,“ begann der Doktor, „als wäre ich hier nicht fremd, denn auch ich stamme aus einem Pfarrhaus vom Lande.“

„Ihr lieber Vater war Pastor?“ rief erfreut das Mädchen, denn der ansehnliche Herr wurde ihr dadurch auf einmal viel vertraulicher.

„Mein Großvater war es,“ fuhr der Doktor, dem das Herz aufgegangen war, redselig fort. „Dieser war Geistlicher in einem märkischen Dorfe; er hatte eine gute Stelle und eine große Wirthschaft und das ganze Haus voll Kinder, denn er erzog neben den eigenen noch die seines verstorbenen Bruders. Dies Geschlecht hat sich über das ganze Land verbreitet bis nach Sachsen und in das Reich. Mein Vater aber war der jüngste Sohn. Er trat in königlichen Civildienst und lebte längere Zeit in den polnischen Provinzen. Meine liebe Mutter starb, als ich noch klein war, und der Vater hat mich als sein einziges Kind erzogen. Seine Tage unter fremden und feindseligen Menschen vergingen einsam, viele Arbeit und wenig Freude, ich allein war es, für

den der ernsthafte, stille Mann lebte. Und ich habe die Liebe eines guten Vaters so voll genossen, wie wohl wenig Kindern zu Theil wird." Das Mädchen sah, daß ihm die Lippen zuckten. „Mein kleines Bett stand neben dem seinen und er selbst legte mich des Abends in die Kissen, dann faltete er mir die Hände zusammen und saß an meiner Seite, bis ich einschlief. Frühzeitig wurde ich der Vertraute von Vielem, was ihm durch die Seele zog. Als ich in die lateinische Schule kam, machte er mit mir noch einmal das ganze Lernen durch und freute sich innig, wenn ich ihn in der Mathematik etwas lehren konnte, was er selbst vergessen hatte. Oft legte er den Arm um mich und hielt mich lange fest und dabei sah er zufrieden vor sich hin. Noch jetzt, wenn ich allein bin, sehe ich sein Antlitz, die Augen voll Liebe vor mir und fühle die Wärme in meinem Herzen. Als ich auf die Universität gehen mußte, war die Trennung für den Sohn sehr schwer, für den Vater wohl noch schwerer."

Während er so erzählte, hatten sie sich auf eine Bank gesetzt, welche unweit der Kirchhofmauer stand; die Sonne war untergegangen, zum letzten rosigen Widerschein der Wolken warf der Mond sein blasses Licht, und im dämmrigen Doppellicht glänzte die Natur.

„Sie aber mußten, da Sie noch jung waren, unter wildfremde Menschen! Das war doch das größere Leid."

„Ich denke, allein zu sein im leeren Hause, in dem die Stimme des geliebten Kindes verhallt ist, war noch schmerzlicher. Ich fand auf der Universität ein sorg-

loses Treiben und gewann bald gute Kameraden, ich sah und hörte viel Neues und viel Schönes."

„Mein Vater studirte in Königsberg, Sie aber gewiß in Halle, denn dort waren alle jüngeren Amtsbrüder des Vaters."

„Ja, ich war dort," rief der Doktor, und die Erinnerung an eine frohe Zeit erhellte sein Antlitz, „ich fand daselbst berühmte Lehrer und hatte zum ersten Mal die Freude, ein gutes Theater zu besuchen, denn ich ging und ritt fleißig nach Lauchstädt, wo die Gesellschaft aus Weimar spielte. Und das wurde für mich der größte Genuß."

Schüchtern setzte Henriette die Unterhaltung fort: „Die Komödie kenne ich aus unserer Hauptstadt, dort war ich zwei Jahre bei meiner Tante. Erst als meine Schwester heiratete, nahmen mich die Eltern hierher zurück. Dort habe auch ich gefühlt, wie schaurig schön die Kunst ist und wie sie die Seele erhebt. Denn, ob sie zu weinen zwingt oder ob sie lachen macht, es ist immer eine Wonne." Genau dasselbe war die Meinung des Doktors. Sie saßen auf der Bank und jetzt schien der Mond über ihnen, er allein, die Sonne hatte ihm ganz das Feld geräumt; ruhig und freundlich sah er hernieder, wie einem Himmelskörper über einem Pfarrhofe schicklich ist, und er warf seine Strahlen durch das Baumlaub auf zwei junge Gesichter, die beide einander zugewandt und beide in heiterer Bewegung waren. Und während jedes dem andern herzlich in die Augen sah und auf die Worte lauschte, vergnügte sich der Mond

damit, die alte verstoßene Mauer mit neuem Goldglanz zu bekleiden, die Steine des Kirchhofs, unter denen die Dahingegangenen so ruhig schlummerten, mit blendendem Weiß zu übermalen und sogar den alten grauen Kirchthurm mit überirdischem Licht zu verklärten, so daß die Fledermaus, welche von dem Dichter als Uhu erwähnt wird, wegen des ungewohnten Scheines mit den Augen blinzte.

Noch immer sprachen die Beiden begeistert von der Komödie und freuten sich, daß ihr Urtheil über das gemüthvolle Stück „die Jäger" so ganz übereinstimmte. Deshalb überhörten sie den Wagen des heimkehrenden Vaters und fuhren empor, als sie die Stimme des alten Herrn hinter sich vernahmen, welcher um Entschuldigung bat, weil er so spät kam.

Da der Senior vor der Abendkühle warnte, mußte der Gast in das Haus zurück und Henriette eilte in die Küche. Noch einmal sah der Arzt nach der Kranken, dann kam das Abendessen, vergeistigt durch einen ausführlichen Bericht des Seniors über die trüben Schicksale, von welchen Katharine von Bora in ihren letzten Lebensjahren betroffen wurde. Der würdige Herr war über den neuen stillen Zuhörer so erfreut, daß er die Unaufmerksamkeit gar nicht merkte; denn für den Gast gab es nebenbei viel zu sehen und auch zu denken. Nach dem Essen noch ein herzlicher Abschied und der Doktor fuhr in die stille Nacht hinaus.

Er sah glückselig vor sich hin. Den Liederklang, die sanfte und wehmüthige Poesie, welche ihm so oft das

Herz gerührt, hatte er heut als wirkliches Leben genossen. Da war das Getrümmer aus wilder Vergangenheit, um welches die Brombeeren rankten und dämmrige Schatten schwebten, daneben der ehrwürdige Friedhof und die Kreuze, an denen die Kranzgewinde in der Luft zitterten, das bemooste Thurmdach, um welches im trägen Flug die Eule flatterte, Alles durch die Abenddämmerung in geisterhaften Schleier gehüllt. Und dicht daneben das frische junge Leben des Mädchens, ihre rosigen Wangen, der warme Gruß ihrer blauen Augen, die unschuldige Sicherheit. So voll von Anmuth, wenn sie vor ihm stand, im Strohhut und einfachem Brusttuch, noch anmuthiger, wenn sie sich niederbeugte, eine Blume zu pflücken und wenn sie das Haupt neigte, um auf den Gesang der Nachtigall im Fliederbusch zu hören oder auf die Worte, die er selbst zu ihr sprach. Friedlich und gleichmäßig zwischen kräftigem Schaffen und sinnigem Träumen verlief ihr Leben, wie der klare Bach, der durch die Auen der Dichter fließt, so heiter war sie und doch so rührend, o Henriette!

Als der Doktor nach Hause kam, stellte er das Säcklein mit den alten Feuersteinen aus den Heidengräbern sorgfältig auf seinen Schreibtisch, ging eine Weile auf und ab und sah sich die Leinwand, an der eine liebe Hand geknüpft hatte, immer wieder an. Endlich setzte er sich nieder und schrieb noch in der Nacht an einen Universitätsfreund, den er in Koburg wußte und der ihm einst ein zierliches Bild in sein Stammbuch gemalt hatte, ob er ihm eine Abbildung der Veste verschaffen könne.

Dieser Anschlag gelang über Erwarten. Nach einiger Zeit traf mit der Post eine Rolle ein, in welcher ein hübsches Bild der Burg und Stadt lag, die der treue Freund selbst mit Wasserfarben gemalt hatte. Das Format war dem Patriotismus des Koburgers gemäß allerdings viel größer gefaßt, als der Doktor sich gedacht; doch ließ er das Bild einrahmen und wagte dazu einen innigen Brief an Fräulein Henriette zu schreiben, in welchem er sie bat, das Bild als seinen Dank für die Feuersteine zu betrachten und ihrem Herrn Vater an seinem Geburtstage aufzustellen.

Als nach einiger Zeit eine Kiste vom Dorfe eintraf, fand er darin mit stiller Enttäuschung nur einen Brief des dankbaren Vaters, welcher mit feierlichen Worten ausdrückte, daß dies schöne Bild ein Hauptschmuck seiner Stube geworden sei. Zugleich aber bat der Pastor im Namen seiner Tochter um Vergebung wegen Uebersendung einer Beisteuer zum Haushalt, da das Dorf etwas Besseres nicht biete. Unter den Frühlingsblumen lagen wohlhäbige Kunstwerke der Küche und Wirthschaft. Und obwohl die Thiere, welche das Material dazu geliefert hatten, von dem Dichter nicht unter die poetischen Gebilde der Natur aufgenommen waren, so bemerkte der Doktor diesen Mangel der Sendung doch durchaus nicht. Er stellte zuerst die Blumen in ein Glas, ging mit ihnen aus dem Kerzenlicht nach der Nebenstube, in welche der Mond sein volles Licht warf, betrachtete den Strauß, wie er vom Monde beschienen wurde, stand lange am Fenster und blickte auf zum Nachthimmel.

Aber zuletzt gedachte er doch fröhlich des Schinkens und der Würste. Und als er mit den Geschenken beim Abendessen saß, wurde er den Gedanken nicht los, wie wehmüthig es war, daß er das Gute fern von der Spenderin verzehren mußte. So aß und trank er in heimlicher Sehnsucht; neben dem Schein seiner Kerze malte das sanfte Himmelslicht ein schräges Bild des Fensters auf den Fußboden und er sah zuweilen liebevoll darauf hin. Er hatte das Abbild der Stätte, an welcher die großen Erinnerungen seiner Familie hingen, ausgetauscht gegen Gewöhnliches und Vergängliches aus dem Rauchfang und er kam sich vor wie ein reicher und glücklicher Mann. O Henriette!

3.

Es wird Krieg.

Es sah nach Krieg aus. Zuerst wurde diese Möglichkeit an der bewaffneten Macht erkennbar, die Officiere drillten eifriger, schritten noch stolzer als sonst durch die Gassen und wurden in der Weinstube lästig, weil sie mehr tranken und wetterten und allzu oft das französische Gesindel mit kräftigen Worten aufrieben. Auch unter den Honoratioren war die Heiterkeit geschwunden; es wurde viel leise geredet und es gab heftige Erörterungen. Der Stadtdirektor klagte über die Arbeitslast und der Einnehmer fand keinen Beifall, als er erzählte, der Hauptmann habe die Kompagnie angelernt, nur immer gradaus auf Napoleon loszurücken und diesen durch Pelotonfeuer zu erschießen.

Dennoch erschreckte die Nachricht, daß der Krieg erklärt sei. Wurde er auch, wie Jedermann wußte, in weiter Ferne geführt, so handelte es sich dies Mal doch um weit mehr, als um einen Marsch nach Polen. Die Kompagnie sollte ausrücken. Die Officiere hielten am Abend vorher mit einigen Bekannten vom Landadel

ein festliches Gelage und die Soldaten empfingen von dem guten Willen der Quartiergeber eine letzte Mahlzeit. Am Morgen schlug der Tambour Reveille durch die Straßen und die Soldaten eilten aus den Quartieren, die älteren begleitet von ihren Frauen und Kindern, welche bitterlich schluchzten. Als sich nach langen Vorbereitungen die Kompagnie in Bewegung setzte, schritten die Officiere mürrisch und durch die schlaflose Nacht verstört dem Thore zu, und die Angehörigen der Kompagnie drängten, das Geleit gebend, zu beiden Seiten. Auch die Schwester des Hauptmanns, das kleine Fräulein von Buskow, zog in ihrer schwarzen Enveloppe auf dem Bürgersteige vorwärts, um ihrem Bruder noch so lange als möglich nahe zu bleiben, und die Leute, welche wußten, daß sie heut das beste Recht hatte, wichen, wo sie ging, theilnehmend zur Seite. Die Soldaten aber brachen rechts und links aus und nahmen noch einmal von ihren Frauen oder Mädchen Abschied, viele mit nassen Augen; nur die Polen unter ihnen, welche aus Südpreußen als Rekruten zugeführt waren, sahen gleichgültig geradeaus und hofften in der Stille auf eine Gelegenheit, dem verhaßten Dienst zu entweichen. Die Bürgerschaft aber, Jung und Alt, stand fast vollzählig auf der Straße oder an den Thüren und rief den Scheidenden Grüße zu. Oft waren Officiere und Mannschaft ihnen verleidet gewesen, heut dachten sie doch daran, daß die armen Leute in Gefahr und Tod gingen, viele Quartierwirthe steckten ihren Soldaten auf dem Wege gefüllte Flaschen zu, und

Fleischer Beblow versprach dem seinen noch am Thore zwei Mal wöchentlich Kost für Weib und Kind.

In den nächsten Wochen kam den Bürgern ihre Stadt still und leer vor; sie vernahmen nicht mehr die täglichen Signale der Garnison, nach welchen sie sich gerichtet hatten, fast wie die Soldaten, und sie spotteten, daß alte Zunftgenossen, welche in ihrem Erwerb zurückgekommen waren, mit einem unförmlichen Säbel an der Seite den Wachtdienst bei den Thoren versahen. Zuweilen kamen noch durchziehende Truppen, und lange Reihen von Proviantwagen rasselten auf dem Pflaster, auch die Schwadron, bei welcher der Baron stand, ritt durch die Stadt und der Lieutenant hielt vor der Frühstückstube an, ließ sich ein Glas Wein auf das Pferd reichen, schleuderte das geleerte Glas großartig auf die Steine und jagte seinen Reitern nach. Doch blieb die Schwadron nicht lange aus; an einem Mittag war sie wieder da und zog langsam, ohne Begeisterung in entgegengesetzter Richtung zurück. Täglich umstanden die Leute das Posthaus und drängten sich nach Briefen und Zeitungen. Aber in den Zeitungen war wenig zu lesen, nur zahllose Gerüchte kamen aus den großen Städten, meist Gutes verheißend; und wenn Jemand auswärts gewesen war, liefen die Leute an den Wagen des Heimkehrenden und frugen ihn aus. Eine schwüle Erwartung lastete auf den Gemüthern, Jedermann hoffte, wenn er mit Andern zusammen war, das Beste und redete tapfer, aber im Geheimen fühlte Jeder Zweifel und Bangen.

Der Doktor hatte das Haus des Seniors durch die ganze Zeit nicht besucht; ihn hielt das Zartgefühl ab, ungeladen in eine Familie zu treten, in welche er nur als Arzt gerufen worden. Einmal aber war er auf der Landstraße dem Wagen begegnet, worin der Senior mit seiner Tochter saß. Da war er von seinem Sitz gestiegen und hatte schnell in den andern Wagen hinein nach dem Befinden der Frau Pastorin gefragt. Es wurde nur ein kurzer Austausch von Frage und Antwort, aber der Vater lud zu einem Besuch ein, sobald ihn der Weg in die Nähe führe. Der Doktor sah in ein liebes Antlitz, hörte den Ton einer sanften Stimme, und erkannte — durfte er sich's gestehen? — die Freude, welche Henriette bei der Begegnung fühlte. Das war für ihn ein glücklicher Tag gewesen. Dann kam Kriegsgeräusch und Sorge. Jetzt ließ es ihm keine Ruhe, er mußte wissen, wie sie im Pfarrhause diese Wochen gespannter Erwartung verlebten.

Als er aus dem Wagen sprang, stand sie auf der Schwelle. Der Korb, den sie hielt, entglitt ihrem Arm, aber sie trat dem Gast gleich darauf mit strahlenden Augen entgegen. Keines wußte recht, was es bei der Begrüßung sagte, doch beide fühlten in der Unruhe sich so froh und glücklich, daß sie nicht das wilde Gebell des Hofhundes vernahmen und nicht die Frage des Kutschers, ob er ausspannen solle. Das Mädchen gedachte zuerst ihrer Pflicht, sie löste die Hand, welche er festhielt, aus der seinen, aber ihm war, als wollte sie ihn mit sich hineinziehen. Unterdeß gebot die Stimme des Vaters: „Halte

den Herrn Doktor nicht auf, wir sind auch da, ihn zu begrüßen.“ Wie ein alter Freund trat er in das Haus, setzte sich vor Allem zur Frau Pastorin, die er außer Bett fand, und empfing ihren Dank und ausführlichen Bericht über die besiegte Krankheit, während Henriette herantrug, was in einem gastfreien Pfarrhause für den Gast zu finden war. Der Doktor hing mit seinen Augen an jeder Bewegung des lieben Mädchens und ihm kam vor, als schwebe sie gelöst vom Erdboden über die Schwelle. „Sie hat darauf bestanden, heut eine Babe zu backen,“ sagte die Mutter zufrieden, „es muß ihr geahnt haben, daß ein lieber Besuch kommen würde.“ Henriette nickte fast unmerklich mit dem Haupte. Der Senior dankte nochmals für das schöne Bild, welches jetzt prächtig über dem Sopha hing, und kam dabei natürlich auf Doktor Luther. Aber er setzte von diesem mit einem großen Schritt über drei Jahrhunderte in die Gegenwart, indem er ein aufgeschlagenes Buch vor den Doktor legte: „Dies ist unsere Bitte: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten; Es ist ja doch kein Andrer nicht, der für uns könnte streiten.“ Und da die Frauen gerade das Zimmer verlassen hatten, fuhr er leiser fort: „Wir sind hoffentlich sicher, daß der schreckliche Krieg nicht in unsere Nähe kommen wird?“

Der Doktor sah in den gefüllten Wirthschaftshof und über die Strohdächer der Scheunen und Ställe und ihn überkam eine plötzliche Angst: „Es wird einem Preußen nicht leicht, die Möglichkeit anzunehmen, doch wenn Sie auch an das Unwahrscheinliche denken wollen,

so erlaube ich mir die Frage, haben Sie nicht die Absicht, das Werthvollste der Habe und vielleicht auch Fräulein Henriette für einen solchen Fall in einer Stadt zu bergen?"

„Wir haben noch nicht daran gedacht," antwortete der Senior würdevoll, „ich bin Ihnen aber dankbar, daß Sie daran erinnern. Meine Schwägerin in unserer Kreisstadt wird uns gern diese Sorge abnehmen; denn Sie haben Recht, in der Stadt ist doch besserer Schutz."

Diese Aussicht machte dem Doktor das Herz wieder leicht und da Henriette eintrat, bat er: „Gönnen Sie mir die Freude und führen Sie mich in den Garten."

Sie hing den Hut über den Arm und beide eilten dem Vater voraus ins Freie.

„Als Sie bei uns waren, blühten die Rosen noch nicht," sagte das Mädchen; „und jetzt sind sie dahin. Wenn ich im Sommer davor stand, dachte ich, Sie müßten die Blüthe sehen, denn sie war dies Jahr schöner als sonst." Sie hielt vor einem Bäumchen an, selbst so schön und begehrungswerth, daß er hingerissen ihre Hand faßte, sie ließ ihre Hand in der seinen, und er fühlte das warme Leben, welches darin zuckte. So traten sie neben einander zum Garten hinaus und erstiegen die alte Schanze.

Es war ein kreisrunder Wall von mäßigem Umfang, er schloß auf der Innenseite einen vertieften Raum ein, der höher als das Land draußen, und wohl gerundet wie ein Kessel war. „Hier führen Stufen hinab," wies Henriette, als sie auf dem Rande standen, „der Rasen

ist jetzt glatt. Als Kinder sind wir oft mit Freuden in die Tiefe gerutscht.“ Und sie schwang sich behende vor ihm hinunter. „An dieser Stelle finden wir zuweilen Glücksblätter,“ sagte sie in der Tiefe und blickte scharf auf den niedrigen Rasen. Endlich beugte sie sich hinab. „Hier ist Klee mit vier Blättern.“ Vergnügt hielt sie ihm das grüne Blatt hin. „Nehmen Sie, es soll Ihnen Gutes bedeuten.“ Der Doktor stand wie bezaubert, der Wallring umschanzte das liebe Mädchen und ihn gegen die ganze Welt, nichts war zu sehen, als der Himmel, welcher wie eine lichtblaue Glocke über dem Ringe stand. Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingerissen von der heiteren Unschuld ihres Wesens und dem warmen Blick, mit dem sie ihn bittend ansah, neigte er sich zu ihr und küßte sie leise auf den Mund. Sie stand still und schloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf sah sie mit rosigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keins von Beiden sprach. Sie hob den Strohhut vom Boden und führte den Gast die Höhe hinauf. Dort blickten sie von dem Wall herab in die helle Landschaft. Die Herbstsonne neigte abwärts, über die Stoppelfelder vor ihnen zogen sich weiße glänzende Fäden wie ein dünner Schleier, dahinter sah man in der klaren Luft Dorf neben Dorf, bei jedem ragten die Dächer aus einem Kranz von Bäumen, deren Laub im Sonnenlicht wie bräunliche Bronze schimmerte, bis sich die letzten Baumgruppen wie ferne Inseln am dämmrigen Horizont verloren. „Ich zeige Ihnen auch die Gegend, wo Sie wohnen,“ sagte das Mädchen. „Manchmal haben

wir dort hinaus gesehen und gefragt, ob Sie wohl einmal kommen würden. Der Vater war unsicher, ich aber dachte, Sie müßten doch nach der Mutter sehen." Und fröhlich setzte sie hinzu: „Es war heut nicht der erste Kuchen, welcher für Sie gebacken wurde."

Als sie in die Nähe des Friedhofs kamen, bellte ein Hund. An der Stelle, wo der Sage nach einst die Hütten eines Dorfes gestanden hatten, weidete der Schäfer eine kleine Schafheerde. „Sie gehört uns," erklärte Henriette stolz, „der alte Christian versieht sie mit seinem Knaben, er ist auch unser Wächter und muß einige Stunden des Tages ausruhen." Der Alte stand zwischen wilden Schlehen und Brombeeren, den Rücken einem alten Gemäuer zugekehrt. Er nahm den Hut ab und gebot dem Hund, nicht durch sein Gebell zu stören. Henriette wies auf die Steine: „Das ist der Rand des verfallenen Brunnens, der, wie man sagt, einst mitten in einem Dorfe war. Der Vater ließ das Holzdach darüber zimmern, damit an den Kirchtagen nicht ein Kind darin verunglücke."

„Guten Tag, Schäfer," grüßte der Doktor, „eure Heerde darf auf einen guten Herbst hoffen, denn die Spinneweben hängen weiß über den Feldern."

„Die Einen weben Glück und die Andern verkünden Unglück" antwortete der Alte, „und das Unglück wird mächtiger als das Glück."

„Wer verkündet Unglück?" frug der Doktor, ergötzt durch das feierliche Aussehen des Weissagenden. Der

Schäfer antwortete nicht, er wandte sich zu der Tochter seines Herrn und wies mit dem Stabe nach dem Brunnen: „Sie geht wieder um!“ „Redet nicht so etwas, Christian,“ sagte Henriette unzufrieden, „ihr wißt, der Vater kann es nicht leiden.“ Wieder zeigte der Schäfer geheimnißvoll hinter sich: „Sie thut, was sie muß, und Niemand kann es ihr wehren. Die aber am Leben sind, mögen sich wegen ihrer Warnung in Acht nehmen.“ Der Doktor sah seine Begleiterin fragend an. „Die Leute haben eine Scheu vor dem Platze, wo der Brunnen steht,“ erklärte das Mädchen. „Es geht die Sage, daß sich zur Zeit des Schwedenkrieges, als das Dorf noch stand, ein Weib in den Brunnen gestürzt hat, um ihren Verfolgern zu entgehen.“

„Heut Nacht war das Brunnenweib wieder da,“ sagte der Alte; „vom Kirchhofe kam sie her, sie zog in langem weißen Gewande wie ein Rauch, und als ich nach dem Brunnen hinsah, war das Holzdach fort und eine schwarze Oeffnung vorhanden, die Gestalt aber schwebte um den Brunnen, wirbelte in die Höhe und versank darin. Das kann auch der Herr Senior nicht fortschaffen. Meine Schafe wissen Bescheid, es geht selten eines bis zu den Steinen, und der Hund weiß es auch, er winselte die ganze Nacht.“

„Das Unheil ist bereits gekommen, Alter,“ sagte der Doktor, „ein harter Krieg hat angefangen.“

„So erzählt man sich,“ versetzte der Schäfer, entschlossen nichts weiter zu berichten, und ging scheltend zu seinen Schafen.

„Auch unsere Hofleute sind durch diese Zeit aufgeregt und sehen und hören jetzt Allerlei," fügte Henriette hinzu, um den Schäfer zu entschuldigen. Aber die finstere Sage und die Verkündigung des Alten befingen doch Beider Gemüth, sie gingen ernsthaft und schweigend neben einander.

„Die Mutter wartet mit dem Essen," rief der Senior aus dem Garten, „jetzt will auch ich von unserem Gaste etwas hören, denn wir vernehmen hier wenig Neues, und doch nimmt der Streit der Großen auch uns die Ruhe."

Die letzte Stunde verlief in Mittheilung der Gerüchte, welche durch das Land flogen, und der Doktor war nicht mehr mit Henriette allein. Nur beim Abschiede lag ihre Hand noch warm in der seinen. Wieder fuhr er in stiller Seligkeit heimwärts. Und immer sah er sie in der Tiefe des Ringwalls vor sich, wie er sie küßte.

Nun war zu seiner Zeit ein Kuß noch kein Beweis von Liebe; ernsthafte Männer und ehrbare Frauen gönnten diesen Beweis freundlicher Gesinnung einander gern, und vor Andern waren die Landsleute des Doktors bereitwillig. Aber Jedermann wußte auch, daß es dabei große Unterschiede gab. Heut pochte sein Herz in der holden Ahnung, daß er dem Pfarrkinde lieb geworden sei; und an dies beseligende Gefühl, das in ihm aufschoß, spann seine Phantasie zahllose Fäden, die sich aus der Gegenwart in die Zukunft hineinzogen, ein ganzes Gewebe von neuem Glück, das er für sich zu hoffen wagte.

Ein scharfer Windstoß pfiff an dem Wagen vorüber; die Pferde scheuten, der Kutscher wandte sich um. „Es ist etwas in der Luft,“ sagte er und knallte mit der Peitsche.

Der Doktor fuhr aus seinen Träumen auf. Vor der sinkenden Sonne erhob sich eine Wolkenbank, über ihm aber wölbte sich blau und lichtvoll der Abendhimmel, und ein großer Raubvogel, gefolgt von einer Schaar Krähen, flog in der Höhe dahin. Und wieder schlug ein plötzlicher Windstoß an seine Wange, riß Blätter und Aeste von den Bäumen und trieb sie im Kreise um Pferde und Wagen. „Es ist ein Wirbel,“ sagte der Doktor, „er zieht vorüber.“ „Das bedeutetet was,“ rief der Kutscher und peitschte aufs Neue die erschreckten Pferde. Sie fuhren im scharfen Trabe durch niedriges Gehölz, das sich zu beiden Seiten des Weges breitete; da schrie eine wilde Stimme: „Halt!“ Aus dem Gebüsch sprang in brauner, verschossener Jacke ein Mann, der die Krämpe seines Filzhutes tief in die Stirn gedrückt hatte. Der Kutscher hob drohend die Peitsche. „Ist dies der Doktor aus der Kreisstadt?“ rief der Fremde.

„Was wollt ihr?“ frug der Doktor und faßte nach seiner Waffe.

„Kennen Sie mich noch, Herr?“ Es war der Flüchtling, welcher einst dem Arzt den Verlust seiner Mütze geklagt hatte. „Eine große Schlacht ist gewesen im Sächsischen, die hiesigen Soldaten sind gelaufen wie eine Schafherde, den Officieren ist es heimgezahlt; es liegen viele still auf der Erde.“

„Woher wollt ihr das wissen?“

„Ich fuhr über die Grenze mit einem Marketender, jetzt bin ich zurückgeritten, Pferde ohne Reiter waren genug zu haben. Der Franzose zieht heran und der Inspektor wird auf das Strohbund gelegt. Sie wollte ich fragen, wie es meinem Mädchen auf dem Schlosse geht.“ — „Ich habe sie vor wenig Tagen gesund gesehen.“ — „Ich bitte, sagen Sie ihr: der Hans läßt sie grüßen und sie soll mir treu bleiben. Jetzt wird bessere Zeit und wenn der Franzose kommt, kann ich mich wieder im Lande sehn lassen.“

„Wie dürft ihr bessere Zeit hoffen für euch und euer Mädchen? Wenn der Franzose bei uns einbricht, dann werden wir Alle unglücklich. Versteht ihr nicht, was feindliche Einquartierung heißt und Mißhandlung durch Fremde? mit dem Kriege zieht Hunger und Krankheit ins Land, und ich sage euch, nur ein schlechter Kerl freut sich über das Unglück seiner Heimat.“

„Den Andern mag es meinetwegen gehen wie es will, und Ihnen, Herr, wünsche ich nichts Böses, aber den Grafen und den Inspektor sollen die Franzosen streichen.“

„Doch ihr seid ein Preuße.“

„Wenn die östreichischen Pascher mich einen Preußen gescholten haben, so habe ich sie geknufft, wie recht war,“ versetzte der Mann finster, „aber unter den Franzosen kann man auch leben.“

„Denkt ihr so, dann geht eurer Wege, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben,“ versetzte der Doktor unwillig.

„Ich wollte Ihnen noch wiederbringen, das Sie mir damals gegeben haben," sagte der Bursch, und legte Geld auf den ledernen Schurz des Wagens. Der Doktor beugte sich vor und schob das Geld weg, daß es auf den Weg fiel. „Fahr' zu, Kutscher!" Die Pferde zogen an und im Windgebraus gings weiter. Nach einer Weile drehte sich der Kutscher um und rief in den Wagen: „Er steht noch am Wege, wo er stand."

Als der Doktor spät durch das Stadtthor fuhr, rannten die Leute in den Straßen hin und her, auf dem Markt sammelten sie sich in Haufen um weinende Soldatenfrauen. Die erste Botschaft von einer verlorenen Schlacht war gekommen, und die Menschen gaben sich in Schreck und Klage dem Eindruck hin, oder suchten sich mit trotzigen Worten dagegen zu wehren.

Wie empörte Meereswogen durch den gebrochenen Damm über das schutzlose Land dahinfluthen, so folgten jetzt die Unglücksbotschaften mit reißender Schnelle auf einander. Das Heer geschlagen und wieder geschlagen, zur Kapitulation gezwungen und gefangen, der König geflüchtet bis in den entferntesten Osten des Staates, die Residenz in der Hand des feindlichen Siegers. Schrecklicher noch wurde dies gehäufte Unglück, das die Zeitungen verkündeten und das Jeder vernahm, durch zahllose Berichte von Einzelnen, welche selbst einen Theil der Schrecken erlebt hatten. Bald kamen Soldaten der Garnison zurück, einzeln oder in kleinen Haufen, die sich der Gefangenschaft durch die Flucht entzogen hatten; sie kamen ohne Waffen, zerlumpt, ver-

hungert, klagten das Gräuliche, das sie erlebt, und fluchten über die Officiere, welche sie geführt. Der Feind zog näher heran, auch die Provinz hatte seinen Einbruch zu erwarten, die Festungen allein vermochten ihn durch ihre Gegenwehr aufzuhalten. Seit einem Menschenalter hatten die Bürger der Stadt keinen Krieg gesehen, nur ältere Leute wußten aus ihrer Jugend von den Feldzügen Friedrich's II. zu erzählen. In gesetzlicher Ordnung hatten die Lebenden Gedeihen und Glück gefunden. Jetzt auf einmal sollten sie herrenlos und rechtlos dem Gelüst eines übermüthigen Siegers preisgegeben sein. Da war kein Wunder, daß der Kleinmuth in die Herzen drang, und daß Mancher an Flucht dachte.

Der Stadtdirektor kam aus der großen Stadt zurück, ging mit gesenktem Haupt umher und vertraute endlich kummervoll seinen Getreuen, daß der mächtige Minister, welcher an des Königs Statt die Provinz regierte, in Gegenwart vieler Räthe mit gerungenen Händen geklagt hatte: Alles sei verloren. Der Einnehmer machte eine Dienstreise nach der nächsten Festung. Nach der Rückkehr saß er bei seinem Glase stiller als sonst, und antwortete auf die Fragen, was er vernommen habe, bärbeißig: „Nichts; nur einen Anschlag hoher Obrigkeit habe ich in der Festung gelesen. Wir Alle sollen den feindlichen Truppen mit Bereitwilligkeit und Höflichkeit entgegenkommen und nach Kräften ihre Forderungen befriedigen. Ich hoffe, Männer und Frauen werden sich das gesagt sein lassen. Da wir sie in den nächsten Wochen erwarten dürfen, so mag Jeder die Zeit benutzen, neue Gardinen

aufzustecken und sein Silberzeug für die Franzosen zu putzen; denn, wie man hört, picken diese gleich den Dohlen nach Allem, was glänzt." Das ließen sich die Städter gesagt sein und in den Häusern begann heimliches Pochen, Graben und Mauern.

„Sie sind bekümmert, Herr Hutzel," begrüßte der Doktor im Vorübergehen einen wohlhabenden Hausbesitzer, der in dem Ruf stand, sich selbst alles Gute zu gönnen, Anderen aber wenig. „Nehmen Sie sich in Acht, wer so ängstlich aussieht wie Sie, dem trauen die Feinde zu, daß er viel zu verlieren hat." Der Mann wurde noch bleicher, als er vorher war. „Ich ersuche Sie, sich nur einen Augenblick herein zu bemühen." Er führte durch den Hof in den Garten und sah sich argwöhnisch um. „Ich habe zu Ihnen ein Vertrauen, wie sonst zu keinem Menschen," sagte er; „ich bin jetzt der Verzweiflung nahe und bitte Sie flehentlich um einen Rath." Der Arzt erwartete Mittheilungen über eine ernste Krankheit, aber Hutzel frug: „wohin soll ich verstecken?"

„Sie haben ja ein eigenes Haus, geschlossenen Hof und dazu diesen Garten."

„Alles unsicher," klagte der Mann. „Verschlagen und Vermauern ist unmöglich, weil ich dazu einen Handwerker brauche. Ich ließ vermauern. Als ich den Arbeiter bezahlte, lachte er so auf eine gewisse Weise und mir fiel auf das Herz, daß ich ganz in seiner Gewalt war, denn wer steht mir dafür, daß er nicht schwatzt oder gar dem Feinde sagt: Halbpart und ich verrathe euch was. Ich brach also mit diesen meinen Händen

die Steine wieder aus einander und hob die Kiste heraus. Jetzt wollte ich im Hofe das Pflaster aufreißen und ein Loch machen; auch das war nicht zu bewirken, ohne daß der Knecht oder die Magd etwas davon merkten, und ich war wieder in der Macht dieser Leute. Ich ging bei Nacht mit Grabscheit und Laterne in den Garten und vergrub die Kiste. Auf einmal höre ich von der andern Seite des Zauns die Stimme meines Nachbarn, des Tischlers, der mir ohnedies aufsätzig ist: Sie sind es, Herr Hutzel? meine Frau sah das Licht und dachte, es wären Spitzbuben. Und ich war wieder in fremden Händen und mußte wieder forttragen."

„So vergraben Sie in dem Stadtwald."

„So weit aus meinen Augen?" wehklagte der Mann.

„Dann also lassen Sie es darauf ankommen und verstecken Sie gar nicht."

Aber die kopflose Sorge wich in dem Volke bald männlicheren Gedanken; einige der Edelleute, welche in der Friedenszeit mit alten Rechten und ererbtem Ansehen stolz über dem Volke gestanden hatten, bewährten sich jetzt als beherzte Männer, welche wohl wußten, daß ihnen ihre Vorrechte große Pflichten auferlegten. War auch das alte Heer geschlagen, sie waren bereit ein neues zu rüsten, mehre Tausend Förster und Jäger in der Provinz trugen die Büchse, groß war die Zahl der heimgekehrten Soldaten und nach Hunderttausenden zählten die Männer, die den Gutsbesitzern unterthänig dienten; in Herrenhöfen und Bauerndörfern stand ein guter Schlag Pferde. In wenig Wochen vermochten sie ein neues

Heer aufzustellen. So dachten die Besten vom Adel, aber auch in den Städten und auf dem Lande arbeitete derselbe Gedanke.

Der Doktor kam bei dem Hause des Fleischers vorüber, wo der Hauptmann gewohnt hatte, er sah die Schwester des Officiers vor der Thür sitzen, die Hände im Schoß gefaltet und das Haupt geneigt, ein Bild demüthiger Trauer. Er grüßte und wollte vorüber gehen, da er dem kleinen Fräulein wenig bekannt war; sie aber stand auf und sagte zu ihm tretend mit thränenden Augen: „Auch mein Bruder ist verwundet und gefangen;" und als der Doktor ehrliche Theilnahme aussprach, trocknete sie die Thränen: „Es ist nicht der Bruder allein, was mich weinen macht. Wäre ich ein Mann, so würde ich nicht weichmüthig hier sitzen, sondern mir ein Gewehr schaffen." Der Fleischer, ein hünenhafter Mann, trat hemdsärmelig in die Thür. „Meiner ist auch wieder da," — er meinte seinen Soldaten — „er hat dem Fräulein die schlimme Nachricht gebracht; jetzt sitzt der arme Kerl in seiner Kammer und frägt mich, was aus ihm werden soll. Er schämt sich, in seiner Montur auszugehen und die Obrigkeit weiß nichts mit ihm anzufangen." Der Meister schlug die Arme über einander. „Ich habe mir's überlegt, Herr Doktor, wie man mit diesem Napoleon fertig werden kann." Der Doktor blickte ihn fragend an. „Man muß ihn hinausschmeißen," sagte der Fleischer entschlossen.

„Das ist es ja eben, was unsere Soldaten nicht vermochten."

„Die hatten zu schlechte Kost; da konnte nichts Gutes herauskommen, ich hab's immer gesagt. Wir selbst müssen es thun. Es sind mehr als dreihundert handfeste Männer von guter Kraft in der Stadt, wir haben es ausgezählt. Mein Sohn geht auf der Stelle mit, im Nothfall fasse ich auch den Kuhfuß."

„Wo aber sollen die Anführer herkommen?"

„Daran liegt's," sagte der Fleischer bedenklich. „Wissen Sie, zu wem ich Vertrauen hätte? Das ist unser Herr Einnehmer, Sie gehen als Doktor mit; ich denke, wenn's zum Einhauen käme, würden Sie auch nicht hinten bleiben." Als der Doktor dem Freunde von dem guten Zutrauen des Zunftmeisters berichtete, antwortete dieser ernsthaft: „Ich habe mein Lebelang nur einmal ein Gewehr abgefeuert und ich fürchte, ich habe einer Ente den Kopf zerschossen, weil sie gar zu nahe vor mir saß. Dennoch bin ich dem Fleischer für die Meinung dankbar; denn in solcher Zeit erkennt man, daß man von den Andern für einen ehrlichen Mann gehalten wird. Dieser Sturmwind fegt bei uns viel Spreu von der Tenne."

Und die Feinde kamen.

Es war ein finsterer Decembertag, als der erste feindliche Reiter, die Pistole in der Hand, durch das Stadtthor ritt, hinter ihm ein Officier und vier Mann. In deutscher Sprache frug der Officier am Thore die Bürger, die aus den Häusern gelaufen waren, und als er erfuhr, daß keine Soldaten in der Stadt standen, sprengte er auf den Ring und stieg vor dem Gasthofe ab, ein junger, blühender Mann mit gebräuntem Ant-

litz. In der Thorfahrt verhörte er wieder den Wirth, der ihm zögernd Bescheid gab, und nachdem er sich versichert hatte, daß in der Nähe nichts von den preußischen Truppen gesehen worden war, quartierte er sich gemüthlich ein und forderte ein Frühstück und den Arzt. Dem eintretenden Doktor stellte er sich vor: „Kapitän Dessalle. Es ist nur ein Ritz in das Fleisch, für den ich Ihre Hilfe erbitte,“ sagte er höflich in französischer Sprache, zog seine Uniform aus und wies eine tiefe Wunde am Arm. Der Doktor verband schweigend. „Wir kommen als ungebetene Gäste,“ sagte der Fremde lachend. „Sie werden sich an uns gewöhnen müssen, mit Ihrem Könige und seinem Heer geht es zu Ende.“

„Das wird der Himmel verhüten,“ versetzte der Arzt.

„Der Himmel ist denen günstig, die sich selbst zu helfen wissen, das versteht unser großer Kaiser am besten. Ist Ihnen gefällig mit mir zu frühstücken?“ Der Doktor dankte.

Am Abend war die Wirthstube mit Gästen gefüllt, denn die Bürger eilten neugierig zum Trunk um den jungen Feind zu betrachten, der sich so ungezwungen unter den Würdenträgern der Stadt niederließ, als gehöre er dorthin. Während die Leute leise darüber stritten, ob er ein Franzose war, da doch seine Mannschaft aus Schwaben stammte, zog er die kleine Tochter der Wirthin an sich und fuhr ihr durch die blonden Locken. „Meine Puppe kann ich dir nicht zeigen,“ sagte die Kleine zutraulich, „die habe ich vor den Franzosen versteckt. Dort unter dem Schenktisch liegt sie und schläft, wo der Vater das Geld und die silbernen Löffel vergraben hat.“

Die Leute lachten. „Ach du Unglückskind,“ rief die entsetzte Wirthin. Der Fremde aber holte ein Geldstück aus der Tasche, „hier hast du einen französischen Groschen, bitte deine Mutter, daß sie dir dafür einen hübschen Husaren kauft.“

Und als er sich artig grüßend in seine Stube zurückgezogen hatte, rühmte ihn die Wirthin: „Der ist von ganz anderem Schlage, als unsere hochnäsigen Officiere.“

Es ergab sich, daß die Feinde herangeritten waren, um eine Anzahl Pferde in Empfang zu nehmen, welche der Kreis dem Feinde zu liefern hatte, und der stolze Stadtdirektor verhandelte demüthig mit dem Officier, der sich so sicher und überlegen zu gebahrten wußte, als sei er schon lange Regent der Landschaft. Am andern Tage wurden die Pferde, zumeist aus den königlichen Aemtern, auf den Ring geführt. Der Tag verging unter Hufgeklapper und trübseligen Verhandlungen, bis endlich die Gäule im Gasthofe und einigen nahen Ställen untergebracht wurden. Die wenigen Reiter, welche den Franzosen begleitet hatten, schliefen in den Ställen.

Im Morgengrau des nächsten Tages pochte es an das geschlossene Stadtthor. Als der Thorwächter öffnete, sah er den wohlbekannten Reiterlieutenant aus der nächsten Garnison, hinter ihm den Junker, einen Unterofficier und dreißig Gemeine der Schwadron. „Wo liegt der Feind, und wie viel sind ihrer?“ frug der Lieutenant. Sobald er den Bescheid erhalten rückte das Kommando in die Stadt. Die hinteren Ausfahrten der Häuser, in denen die Einquartierung lag, wurden auf den Rath des Unter-

officiers besetzt, die Reiter drangen ein und fingen zwei Gemeine, welche gerade die Pferde putzten. Doch ging der Ueberfall nicht ohne Lärm ab, und dem feindlichen Unterofficier gelang es, sich mit zwei Mann nach dem Gasthofe zu schleichen. Da befahl der Lieutenant seinem Kommando vor dem Gasthofe aufzureiten.

Ein Fenster öffnete sich, der Fremde sah heraus und frug in französischer Sprache: „Guten Morgen, meine Herren, was steht Ihnen zu Diensten?“ Als Antwort fiel ein Schuß, den einer der Reiter ohne Kommando abgab. Der Franzose dankte im nächsten Augenblick in gleicher Weise und der Reiter stürzte verwundet auf das Steinpflaster. „Ihr Alle habt denselben Willkommen zu erwarten, wenn ihr euch nicht fortmacht,“ rief der Fremde. Zur Stelle saßen einige Mann ab, drangen in den Gasthof und auf die enge Treppe, aber der Franzose trat mit seinen Pistolen in die Stubenthür und rief ihnen zu: „Wer von euch sich untersteht herauf zu kommen, den schieße ich nieder, wie euren Kameraden.“ Da hinter dem Zornigen drei Karabiner im Anschlag lagen und die Stürmenden keinen Befehl erhielten, die Treppe und Stube mit Gewalt zu nehmen, so wichen sie abwärts und hinter ihnen wurde das Haus von vorn und hinten verschlossen. Das Kommando zog sich zurück und machte in achtungsvoller Entfernung auf dem Ringe Halt. Unterdeß hatte sich der Platz mit Neugierigen gefüllt, der Baron ritt unter die Bürger und rief: „Herr Beblow und Meister Schilling, ich ersuche Sie in den Gasthof zu gehen und dem Feinde vorzustellen, daß er sich gutwillig ergebe, er

muß ja die Unmöglichkeit einsehen sich zu befreien."

„Das ist nicht unsere Sache," antwortete Schuster Schilling mit Kopfschütteln.

„Ich versichere euch auf meine Ehre," ermuthigte der Lieutenant, „ihr werdet nicht erschossen, nur ich habe das zu befürchten, wenn ich mich nähere."

Die Bürger traten schweigend zurück. Der Doktor, welcher herangekommen war, sah wie der alte Unterofficier erröthete und unwillkürlich die Faust ballte. Das Kommando hielt unschlüssig, der Lieutenant ritt vor demselben hin und her. Auch der Doktor fühlte, daß ihm die Wange heiß wurde und rief: „So dürfen die Leute nicht stehn bleiben, ich bin bereit mit dem fremden Officier zu verhandeln."

„Ich lasse Sie nicht allein gehen," sagte der Einnehmer. „Wenn wir aber als Abgesandte zu diesem gallischen Helden eindringen, so ist Vorsicht nöthig; ich verlange einen Trompeter."

Ein junger Reiter ritt freiwillig vor. „Bleibt ihr nur zurück, mein wackrer Junge, ich wünsche civile Musik. Holt eure Trompete, Thurmwächter Steinmetz, und marschirt vor uns her, ihr seid, so lange ihr blast, sicher wie in Abrahams Schoß."

„Mir ist unbekannt," sagte Steinmetz bekümmert, „was bei dergleichen Handlungen gebräuchlich ist."

„Es wird heut nicht so genau genommen," tröstete der Einnehmer.

Die Trompete wurde geholt. Steinmetz der Thürmer schritt in Parade vor. Da sein Gemüth schwer belastet

war, so gerieth er auf das Signal, welches er oft in ähnlicher Gemüthsstimmung vernommen hatte, und blies das Stück, welches gebräuchlich war, wenn ein Husar Spießruthen lief.

Der Gastwirth ließ eine kurze Leiter durch das untere Fenster herab. Die Herren stiegen, von dem fremden Unterofficier geleitet, die Treppe hinan und richteten dem Franzosen ihren Auftrag aus. Dieser aber wies die Pistolen, welche auf dem Tische lagen und antwortete: „Ihr Officier soll heraufkommen mich zu holen, wenn er es vermag; lebendig bin ich nicht zu haben und jede weitere Verhandlung ist unnütz." Mit diesem Bescheide verließen die Gesandten den Gasthof. Als sie zu dem Kommando zurückkehrten und die Antwort überbrachten, ritt der Unterofficier heran und rief in grimmiger Bewegung: „Herr Lieutenant, ich bitte um Erlaubniß mit einem Beritt abzusitzen und den Feind gefangen zu nehmen."

„Nein," antwortete der aufgeregte Lieutenant, „es ist Befehl, Verlust an Mannschaft zu vermeiden, mag der Franzose bleiben wo er ist, wir reiten hinten herum und holen die Pferde aus den Ställen." So geschah es. Das Kommando schwenkte in eine Nebengasse ein und zog mit einem Theil der Pferde, welche der Franzose requirirt hatte, wieder zum Thore hinaus. Die Leute verliefen sich, der Markt wurde leer. Als der Doktor einige Stunden später in den Gasthof gerufen wurde, fand er den Officier zum Aufbruch bereit. „Ihr Kommando ist artig gewesen," rief der Fremde lachend dem Eintretenden zu, „es hat mir die Hälfte der Pferde

zurückgelassen. Sind das die Husaren Friedrich's des Großen? sie verstehen in den Hintergassen herumzureiten."

„Sie werden nicht immer so vorsichtig geführt werden," versetzte der Doktor finster.

„Sie selbst hätten mich gern gefangen genommen," sagte der Franzose mit spöttischem Lächeln. „Sie heißen König, mein Herr, wenn ich recht vernahm. Stammen Sie hier aus der Gegend?"

„Ich bin in Schlesien geboren."

„Der Name ist häufig unter den Deutschen, bei uns in Frankreich würde er lange Zeit dem Besitzer eine schlechte Empfehlung gewesen sein."

„Dafür ist Ihr Kaiser jetzt um so mehr beflissen, die Welt mit Königen zu versehen."

„Diese sind gut genug für die Fremden," sagte der Officier hochmüthig. „In Frankreich giebt es nur einen Herrn, und das ist unser Stolz. Doch Verzeihung, ich wollte Sie nicht verletzen." Er hielt die Hand auf den Tisch. Der Doktor bemerkte an dem Mittelgliede des kleinen Fingers einen dünnen Goldreif mit einem Vergißmeinnicht, wie er ihn sonst wohl schon gesehen hatte, er dachte sich, daß der Ring von einem Mädchenfinger herkomme, und wie er die stattliche, elastische Gestalt des jungen Kriegers betrachtete, mußte er zugeben, daß es diesem auch bei Frauen wohl geglückt sein müsse. Trotz der patriotischen Abneigung freute ihn, daß der kräftige Mann eine Stelle in seinem Herzen hatte, die anderen Gewalten als seinem Kaiser gehörte.

Nachdem der Verband erneuert war, legte der Fremde

ein Goldstück auf den Tisch. „Ich bin Ihnen Dank schuldig."

„Sie haben mir nur Gelegenheit gegeben, meinen Beruf zu üben," antwortete der Doktor höflich. „Es ist meine Pflicht, Jedermann hilfreich zu sein. Von einem Feinde nehme ich kein Honorar."

Der Fremde sah ihn scharf an, aber er nickte beistimmend: „Vielleicht treffen wir uns einmal wieder und nicht als Feinde, denn der Kaiser pflegt festzuhalten, was er erobert hat, und dies ist die Zeit, wo alte Throne in den Trödelladen kommen."

„Dafür wurde auch Ihrem schwäbischen Landesherrn ein neuer gezimmert," versetzte der Doktor.

„Ich bin kein Schwabe," antwortete der Fremde stolz, „und nur durch einen Zufall zu diesem Kommando gekommen. Meine Leute sind unbändig, aber ich denke, sie werden mit der Zeit zu guten Soldaten."

Kurz darauf trabte der Franzose mit seinen Reitern und den Pferden aus dem Thor.

„Der Baron ist entlarvt," sagte der Einnehmer, dem Fremden nachsehend, „und doch wäre mir lieb, wenn das Pferdegetrappel von heut früh nicht zu meinem Alten mit dem Krückstock heraufgeschallt hätte." Er wies auf das Bild des Königs, an dem ein Trauerflor befestigt war.

4.

Die Verlobung.

Diesem ersten Besuch des Feindes folgten andere, deutsche Bundestruppen des Kaisers, Franzosen und Italiener; die Deutschen aber roher und zügelloser, als die Fremden. Dennoch hielten sie im Ganzen in der Stadt so leidliche Mannszucht, daß die Bürger sich verwunderten und erzählten, es sei strenger Befehl des Kaisers die Städte zu schonen. Jämmerlich aber waren die Botschaften, welche von den Dörfern kamen. Dort hausten die Feinde ganz unmenschlich, alle Gewaltthaten und Greuel, welche dem zuchtlosen Sieger möglich sind, wurden begangen. Und wenn der Doktor über Land fuhr, oft angehalten und in eigener Gefahr, hörte er Klagen, die ihm das Herz zerrissen, und sah, was ihn entsetzte, geleerte Höfe, verdorbenen Hausrath, gemißhandelte Frauen und Männer, die an Schlägen und Wunden elend darnieder lagen. Dann war sein einziger Trost, daß ein Mädchen, das er lieb hatte, durch die Flucht nach der Stadt davor bewahrt wurde, solches Elend in der Nähe zu schauen.

Des Abends standen die Leute jetzt in Haufen auf dem Stadtwall trotz Kälte und Schnee, und horchten schweigend in die Ferne. Wenn der Wind den Schall herzutrug, konnte man das dumpfe Dröhnen schwerer Geschütze hören, welche der Feind gegen Festungsmauern und gegen die Häuser umschanzter Städte richtete.

Weihnachten kam heran; nach altem Brauche trugen die Kinder aus dem Walde große Moospolster herzu, legten sie auf Bretter und steckten mit spitzigen Hölzlein bunte Bilder hinein, in die Mitte das Christkind mit Maria und Joseph, Ochs und Eslein und an die Seiten Schäfer und ihre Herden, darüber aber hingen sie einen großen goldenen Stern und Engel, welche auf einem Papierstreifen die Inschrift wiesen: „Gloria in excelsis“. Solchen Bau hatte der Doktor als Kind jedes Jahr zusammengefügt. Als jetzt die Knaben seiner Wirthin das Moos aus dem Walde heimbrachten und ihm fröhlich vorzeigten, wurde mit dem kräftigen Waldgeruch die ganze Freude und Sehnsucht der Kinderzeit in ihm wach; er setzte sich zu ihnen und half bei der künstlichen Arbeit, schnitt, wie sie, die Bilder und lehrte sie eine offene Hütte zu pappen, in welcher die ruhmvolle Krippe des Christkindes aufgestellt werden konnte. Aber während er sich aus den Schrecken der Gegenwart hineinzuträumen suchte in den glückseligen Frieden der Kinderarbeit, kam ihm vor, als vernehme er den dumpfen Schall ferner Schüsse, er sah die tötlichen Geschosse in feurigem Bogen herniederbrechen in die Wohnungen friedlicher Menschen, er sah abgehärmte Gestalten in den

tiefsten Gewölben der Häuser kauern, und er frug sich in tiefer Empörung: Du heiliger Lehrer, dessen Geburt die Kleinen im kindischen Spiel darstellen, du fordertest Liebe und Frieden auf Erden. Deiner hohen Lehre stimmt alles Holde und Freundliche in unserem Herzen zu. Hat sie Recht? oder ist Kampf und Streit der Nationen als eine ewige Nothwendigkeit von der göttlichen Vorsehung geboten, und müssen wir im Kriege töten und uns töten lassen, um in friedlicher Zeit menschenwürdig zu leben? Sind die Greuel dieses Jahres nöthig und kann ein Mensch das Recht haben, dies Fürchterliche über Millionen andere heraufzubeschwören? Und wenn er sich antwortete: Dies Leid ist der Preis, den der Mensch dafür zahlt, daß er einem Volke angehört und einem Staat, und Krieg ist der Zweikampf der Völker, der als das geringere Leiden an die Stelle getreten ist einer rohen Selbsthilfe der Einzelnen, welche unablässig zerstört; dann blieb er vor der Frage stehen: wie weit bin ich als Einzelner schuldig, mich dem Kampfe meines Heimatstaates hinzugeben? So dachte er, über Moos und Fichtenreiser des Waldes gebeugt, aber die Antwort fand er nicht.

Dieselben Festungen, um welche in den Kriegen Friedrich's des Großen der Kampf getobt hatte, wurden jetzt von den Franzosen belagert. Bei jeder hofften die Städter, daß die Kriegskraft der Fremden, die in der Provinz nur mäßig war, an den Bastionen zerschellen würde, doch eine Festung nach der andern wurde von schwachen Kommandanten, lange bevor die Noth dazu

zwang, dem Feinde ausgeliefert. Als aber die Hauptstadt des Landes trotz dem Widerspruch, den muthige Bürger erhoben, übergeben ward und der Feind zugleich mit der Stadt auch die Regierung des Landes in Besitz nahm, da drang auch in die Seelen der Bessern die Muthlosigkeit. Und von da folgte in den öden Wintertagen eine Unglücksnachricht der andern, nichts schien festzuhalten, worauf man gehofft hatte, nicht die Mauern, nicht die Menschen. Dem Feind gehörte die ganze Provinz, nur im Süden widerstand noch ein schmaler Landstrich: die Festungen an Oestreichs Grenze und die Berge der Grafschaft Glatz; auch diese, wie man annahm, nur deshalb, weil es den Franzosen an Belagerungsgeräth und Mannschaft fehlte.

Aus der Hauptstadt aber kamen immer neue Erzählungen von dem Uebermuthe der Sieger, den Erpressungen der Befehlshaber; der eine hatte alles Silbergeschirr aus dem Laden eines Goldschmieds für sich requirirt, ein anderer brauchte täglich ein Faß Wein, sich darin zu baden; die königlichen Officianten wurden mit kaltem Hohn wie Bediente behandelt, vornehme Gutsbesitzer standen demüthig harrend im Vorzimmer der Fremden und erbaten als Gunst, ihnen Feste veranstalten zu dürfen. Von dem König aber und von dem Heere, die weit entfernt im äußersten Norden lagerten, drang selten eine Kunde in das Land.

Viele gaben die Hoffnung auf, daß das alte Wesen jemals wiederkehren werde und nicht Wenige freuten sich darüber. Mancher, den die schlechte Zeit wund gedrückt

hatte, dachte, daß es nützlicher sei den Sieger zum Freunde und Herrn zu haben, als den schweren Druck länger zu ertragen.

Denn das Meiste, was der Bürger bis dahin mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, hatte sich verächtlich gezeigt. Streng waren die Kleinen bevormundet worden, jetzt waren die höchsten Behörden, die ersten Officiere in ihrer hohlen Eitelkeit und in der Erbärmlichkeit ihres Charakters erwiesen. Darüber klagte das warmherzige Volk mit Bitterkeit und die Schlechten mit hämischer Freude. Wenn einer der Gutsherren, der einen Sohn beim Heere hatte, nach der Stadt kam, so waren die Leute nicht mehr willig, die Mützen zu ziehen; sie wiesen vielleicht hinter seinem Rücken mit Fingern auf ihn und flüsterten sich zu, wie er sich die Einquartierung abgekauft und wie er bei den Feinden zu Hofe gegangen war.

Auch das neue Wesen der Fremden, welches so gewaltig der alten Ordnung überlegen war, dünkte Vielen stärker und besser. Ja der Kaiser verstand aufzuräumen; er würde durch wenige Federstriche den Stolz der Herren abschaffen, die mit Läufern durch die Straßen zogen und ihre unterthänigen Leute zwangen ihnen zu dienen, gleich als ob diese Negersklaven wären. Nicht nur in den Schenken, wo loses Volk verkehrte, auch in den Häusern studirter Männer, welche sich ihrer Wissenschaft und ihrer Erfahrung im Staatsdienst rühmten, vernahm man das Lob des Kaisers, und wenn deutsche Officiere, die in französischem Dienst standen, in einer Gesell-

schaft seine Gesundheit ausbrachten, so schrieen auch schlesische Landeskinder ihr Hoch dazu.

Und etwas Unerhörtes geschah; das ganze Land füllte sich mit Spionen. Die Fremden verstanden mit einer teuflischen Fertigkeit, die sie in anderen Ländern erworben hatten, schwache Menschen als Zuträger zu gewinnen; überall schlichen sich französische Agenten ein. Wer in größerer Gesellschaft ein freies Wort wagte, der lief Gefahr, angezeigt zu werden. Man wußte, daß hier und da Jemand bei Nacht aufgehoben und nach der Hauptstadt geführt war. Vorsichtig und scheu gingen die Leute an einander vorüber, ein Nachbar traute nicht mehr dem andern.

In der Stadt lebte ein pensionirter Rath, der wenig beliebt war. Man sagte, daß er wegen grober Amtsvergehen seinen Abschied erhalten habe. Dieser Mann suchte jetzt die Gesellschaft des Doktors, erzählte viel und laut von seinem Patriotismus und frug den Doktor, der ihn kalt behandelte, nach seinen Ansichten.

„Lassen Sie sich nicht mit dem ein,“ sagte einst die Gastwirthin vertraulich, „es geht mich nichts an, aber die Leute erzählen, daß er insgeheim mit dem Feinde zusammensteckt. Wenn Sie viel mit ihm gesehen werden, so kommen auch Sie ins Gerede.“

„Wenn er in solchem Verdacht steht,“ versetzte der Doktor erstaunt, „wie können die Honoratioren ihn an ihrem Tische und in der Unterhaltung neben sich dulden?“ Die Wirthin zuckte die Achsel. „Sie mögen

es wohl aus Furcht thun.“ Als der Doktor den Einnehmer deshalb befragte, antwortete dieser: „Ich rede nicht mit ihm, früherer Geschichten wegen, ob er spionirt, weiß ich nicht; aber glauben Sie mir, die ärgsten Spione sind unsere Oberbehörden, welche aus reiner Feigheit sich und die ganze Verwaltung den fremden Schuften in der Hauptstadt zu Füßen legen.“

Das nächste Mal begann der Doktor traurig:

„Es geht mit unserm Widerstand zu Ende. Die letzten Truppen, welche sich noch in der Grafschaft hielten, sind über die böhmische Grenze gesprengt.“

Der Einnehmer zuckte die Achseln: „Ich werde wohl nicht mehr lange über Steuern quittiren. Zwei Könige haben mit ihrem Stock dies Wesen zurechtgeschlagen, unter zwei andern ist es verlloddert. Ich sage Ihnen, Doktor, der fühlende Mensch soll sich um diese Dinge nicht grämen.“

„Um was denn sonst?“ frug der Doktor.

„Um nichts,“ antwortete der Einnehmer, „dem Weisen darf nichts auf Erden den Appetit verderben.“ Beide saßen einander schweigend gegenüber.

Wieder begann der Jüngere: „Ich las, wie ein wohlmeinender Schriftsteller die Deutschen tröstend ermahnt, daß ihnen doch die Herrschaft bleibt im Reiche des Geistes, in der Wissenschaft und Poesie. Darin kann kein anderes Volk sich mit uns messen und unsere heimische Art lebt sicher fort in unserer Muttersprache.“

„Auf der andern Seite der Oder reden sie Polnisch, jenseit des Gebirges Böhmisch und unsere Edelleute

freuen sich, wenn sie Französisch parliren können, erzählen Sie doch den Bürgern und Bauern von der Größe unserer Wissenschaft und Dichtkunst," antwortete der Einnehmer.

Wieder langes Schweigen. „Wohlan," ermuthigte sich der Doktor, „aus Trübsal und Gefahren steigt ein neues Leben empor; was unhaltbar war, fällt um uns in Trümmer. Die eigennützige Politik der Kabinette hat ihre Schwäche erwiesen. Die Schranken, mit welchen die Nationen von einander getrennt wurden, sind gebrochen; für die Völker kommt jetzt eine Zeit brüderlicher Vereinigung."

„Das sagen ja die Franzosen immer," versetzte der Einnehmer, „und dabei treiben sie den Bauern die Kühe aus dem Stalle und raffen unsere sauer verdienten Groschen in ihre Tasche."

„Auch der Kaiser, welcher jetzt mit seiner Geißel aus einander wirft und zerschlägt, ist der Diener einer höhern Macht; er zwingt uns zur Buße und Einkehr in uns selbst, denn er lehrt uns, daß Vieles, was wir in schlaffer Gutmüthigkeit aus der Vergangenheit bewahrt haben, ein Unrecht geworden ist. Ob er bestimmt ist ein besseres Leben bei uns heraufzuführen; wer wagt das zu entscheiden?"

„Das wage ich, als königlicher Steuereinnehmer, indem ich Ihnen im Vertrauen sage, daß ich ihn für einen Schurken, einen Dieb und Einbrecher halte. Aber andere unserer großen Herren sind nicht viel besser. Er nimmts dreist in Scheffeln, die andern furchtsam in

Löffeln. Und ich wiederhole Ihnen, der Weltlauf war immer so, und nur in seinen vier Wänden vermag der Mensch glücklich zu sein. Zuweilen hilft dazu ein Glas Wein.“ Er trug eine Flasche Ungar heran. „Das trinken wir aus,“ ermahnte er, „sonst holen es am Ende die Volksbeglücker.“ Die Freunde setzten sich zusammen. Der Wirth wollte nicht von Politik reden und erzählte kleine schnurrige Geschichten, denen der Gast mit halbem Ohr zuhörte. Beide Weltbürger, der, welcher sich aus der gemeinen Außenwelt in die Stille des Hauses retten wollte, und der andere der nach dem Haß der Könige eine Freundschaft der Nationen erwartete, sollten noch erfahren, daß sie selbst Besseres zu thun hatten, als über den Fall ihres Staates traurig nachzudenken.

Auch der Doktor hatte mühevolle Tage. Es gab viel Krankheit in den ausgesogenen Dörfern, die Wege waren unsicher geworden und nächtliche Fahrten galten für gefährlich. Er fuhr mit Säbel und Pistole bewaffnet zu seinen Kranken; aber die einsamen Reisen unter dem Nachthimmel waren ihm ganz recht. Wenn der Schneesturm um seinen Schlitten heulte und wenn die Wintersonne auf das weiße Bahrtuch schien, in welches die Landschaft gehüllt war, sann er ernsthaft über die großen Fragen, welche den Menschen beschäftigen, wenn er zertrümmern sieht, was ihm bis dahin lieb und ehrwürdig gewesen ist.

Als er bei einem Krankenbesuch auf dem Lande wieder Klagen über die Roheit und Raubsucht der

Feinde angehört hatte, sagte der Bauer endlich: „Wo anders ist es noch schlimmer hergegangen, bei dem Herrn Senior haben sie arg gehaust und er ist kaum mit dem Leben davongekommen.“ Da befahl der Doktor dem Kutscher sogleich nach dem Pfarrdorf zu fahren.

Der Weg bog von der Landstraße ab, zur Seite die wüste Stätte und das Dorngebüsch um den verfallenen Brunnen, dahinter der alte Ringwall. Ueber dem Deckel des Brunnens hämmerte der alte Christian. Der Doktor ließ halten: „Wie geht's in der Pfarre, Schäfer?“ Der Alte schüttelte den Kopf: „Der Herr Senior will durchaus, daß ich den Deckel wieder festschlage; die Arbeit ist doch vergebens. Sie leidet's nicht mehr.“

„Wer will's nicht leiden?“ Der Mann wies scheu in den Brunnen hinab. „Die einst hier heruntersprang.“ Er warf die Axt weg: „Hier fing das Unglück an. Am Morgen kam die Magd mit der Nachricht gelaufen, der Brunnen wäre offen und das Holz nirgend zu finden. Der Herr meinte, es sei hineingestürzt. Es war ganz fest sagte ich; ich selbst habe in den letzten Tagen daran gefaßt, wie können die Bohlen hinunterfallen? Dann haben Fremde dort nach Wasser gesucht, sagte der Herr, griff nach seinem Hut und ging selbst zur Stelle, doch war nirgend etwas zu finden. Und gleich darauf kamen die Räuber und Mörder über uns. Ach und unser armes Fräulein!“

„Fahr zu, Kutscher,“ schrie der Doktor in der Ahnung eines Unheils. Als er in den Hof einfuhr, fand er

dort den Staatswagen des Kammerherrn. Der Bediente grüßte und berichtete ungefragt, daß die gnädige Frau zum Besuch beim Pfarrfräulein sei. Der Doktor wurde in die Amtsstube des Seniors geführt. „Erst auf dem Wege hierher habe ich vernommen, daß Sie in Gefahr gewesen sind.“

„Es war eine schwere Zeit,“ antwortete der Geistliche, welcher kränklich und gebeugt vor ihm saß, „und ich besorge, die Prüfungen sind noch nicht zu Ende. Es ist uns im vorigen Herbst und Winter übel zugesetzt worden. Zuerst kamen kleine Kommandos, sie nahmen uns das Vieh aus den Ställen, kaum daß den Frauen gelang, die letzte Milchkuh zu verstecken; bis endlich an einem Sonnabend, da ich gerade memorirte, das Unglück hereinbrach.“ Er hielt inne und sah den Doktor unruhig an. „Wir sind Ihnen bereits Dank schuldig, und Ihr Besuch erscheint mir wie eine Fügung des Schicksals; ich weiß, daß meine Henriette großes Vertrauen zu Ihnen hat und es könnte sein, daß wir bald einmal Ihre Hilfe für sie erbitten müssen.“ „Ist sie krank?“ fuhr der Doktor auf.

„Ich fürchte, obgleich sie im Hause umhergehet wie sonst.“ Er hielt wieder inne. „Dem Arzte soll man mit Vertrauen entgegenkommen,“ fuhr er sich selbst ermuthigend fort, „und ich will Ihnen Alles erzählen, wovon wir sonst ungern reden. An jenem Sonnabend war der Hof im Augenblick durch wilde Gestalten, durch Pferde und schreiende Soldaten gefüllt; sie drangen in die Stube mit wüthenden Gesichtern und rohen Flüchen;

der ganze Haufe war betrunken, leider waren es Deutsche. Sie hielten mir Pistolen an die Schläfe, drehten das Tuch um meinen Hals, um mich zu ersticken und forderten das Geld und Silberzeug.

Während meine Frau zitternd in der Kammer herbeisuchte, was sie begehrten, hielt mich die Tochter fest umschlungen, um meinen Leib vor den Schlägen der Bösewichter zu schützen. Aber zwei, die Officiersepauletten trugen, rissen sie von meinem Herzen und wollten sie mit rohen Liebkosungen zur Stube hinausziehen. Da hörte ich in halber Ohnmacht, wie unsere alte Magd, die an der Thür auf den Knieen lag, Jemanden anschrie: „„Herr, rettet unser junges Fräulein."" In dem Augenblick sprang ein junger Officier über die Schwelle, ein schöner Mann, wie vom Himmel kam er. Er sah sich in der Stube um und schlug den Bösewichtern, welche mich quälten, die Pistolen zur Seite, und wie mein Kind, welches gebrochen auf den Knien lag, von den zwei Wüthrichen fortgeschleift wurde, fuhr er auf diese zu, und gebot ihnen mit flammendem Blick: „„Lassen Sie das Mädchen los."" Als die Beiden sich unter Flüchen weigerten, packte er den Frechsten bei der Brust, warf ihn zurück und rief: „„Wagt es, ihr Hunde, die Braut eines französischen Officiers anzurühren. „„Braut?"" schrieen die Andern, „„Lügner! schlagt den französischen Windbeutel nieder."" Der Franzose zog seinen Säbel heraus und sagte jetzt ganz ruhig: „„Ich ersuche alle Anwesenden, Zeugen meiner Verlobung zu sein."" Er beugte sich zu meiner Tochter herab, welche im Schoß der Mutter

auf dem Boden lag, zog ihr den Ring vom Finger, der ein Geschenk ihrer Pathe war, und steckte ihr einen andern an, den er an der Hand trug. „„Herr Pfarrer, so verlobe ich mich mit Ihrer Tochter,““ sagte er, und gleich darauf fuhr er die beiden Bösewichter an: „„Hinaus.““ Unterdeß waren einige seiner Leute in die Stube gedrungen, hatten die Marodeure aus dem Hause gejagt und bewachten die Thür. Es wurde still, wir hörten in unsrer Betäubung Säbelgeklirr aus dem Hofe. Kurz darauf kam der französische Officier zurück und rief meiner Tochter zu: „„der Elende wird Sie nicht mehr belästigen.““ Er hatte ihn dort bei der Scheune zum Tode verwundet. Der Mensch starb wenige Stunden darauf und wurde von seinen Leuten in aller Stille auf einem Karren fortgeschafft.“ Der Senior wischte sich den Schweiß von der Stirn. Auch sein Zuhörer barg das Gesicht hinter der aufgestützten Hand.

„Meiner Tochter lief der Schauder durch die Glieder,“ fuhr der Geistliche fort, „der Franzose redete ihr tröstend zu: „„armes Mädchen, fassen Sie Muth, es soll Ihnen kein Leid mehr geschehen,““ er hob sie auf und übergab sie der Mutter. Sie wurde aus dem Zimmer geführt. Als wir allein waren, fuhr der Officier fort: „„Für die nächsten Tage lasse ich Ihnen einen zuverlässigen Mann als Sauvegarde im Haus, und später hoffe ich, sollen Sie von aller Einquartierung verschont bleiben.““ Er rief einen seiner Reiter herein, es war ein alter Haudegen von sehr gutem, kriegerischem Aussehn. Bisher hatte der Officier deutsch geredet, wenn auch mit

fremder Aussprache, mit dem Alten besprach er sich französisch. Dann wandte er sich wieder zu mir; „„was hier vorgefallen ist, zwingt mich sogleich aufzubrechen, um Sie und mich selbst zu sichern. Ich bitte Sie, bevor ich scheide, um ein Glas Wein, ich wünsche die Gesundheit meiner Braut zu trinken."" Als er trank, lief ihm vom Arme das Blut herab. Und als er aufbrach, sagte er noch meine Hand ergreifend in seinem fremdartigen Deutsch: „„Mein ehrwürdiger Vater, als ich die Heimat verließ, hatte ich eine Schwester, welche Ihrer Tochter ähnlich war, und einen Vater mit weißem Haar, gleich dem Ihren, und es sah in der Stube fast so aus, wie hier."" Und meinen Dank unterbrach er mit den Worten: „„Grüßen Sie meine Braut, und sagen Sie ihr, wenn ich wiederkomme, werde ich fragen, wann sie Hochzeit machen will"" und ein französisches Lied singend, ritt er mit seinen Leuten von dannen. Doch einen Empfehlungsbrief für spätere Einquartierung hat er zurückgelassen." Der Senior holte ein Papier aus dem Schreibtisch und wies es dem Doktor. Es war ein offener Brief in französischer und deutscher Sprache, worin der Unterzeichnete seine verlobte Braut und deren Eltern der Ehre aller Kameraden empfahl. Die Unterschrift war „Dessalle, Kapitän," mit Angabe des Regimentes.

Der Doktor legte das Blatt auf den Tisch, er wußte jetzt, woher der Ring mit dem Vergißmeinnicht kam, und er wußte auch, wo die Armwunde empfangen war, die er verbunden hatte. „Und Sie haben später von

diesem Dokument Gebrauch gemacht?" frug er mit klangloser Stimme.

„Es hat uns einige Mal in der Noth gute Dienste geleistet," antwortete der Geistliche gedrückt.

„Sie haben dadurch die Verlobung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Fremden anerkannt," sagte der Doktor traurig; „hat auch Fräulein Henriette ihre Zustimmung ausgesprochen?"

„Sie hat nie ein Wort dafür und dagegen gesagt, den Ring des Fremden hat sie abgezogen und verwahrt ihn in ihrer Kommode. Lange war sie auf den erlittenen Schreck bettlägerig; als sie wieder zu einigen Kräften kam und die Mutter von dem Unglückstage anfing, brach sie in Schluchzen aus und gerieth in solche Aufregung, daß wir bis jetzt vermieden haben davon zu reden, sie selbst erwähnt niemals den Officier."

„Hat Kapitän Dessalle seit jenem Tage sich nicht wieder gezeigt?"

„Nein. Einmal hat er mir in kurzem Billet angezeigt, er sei verhindert uns wieder zu sehen, da er im Dienst verschickt werde."

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie Sie selbst die dreiste That des französischen Officiers ansehen, und was Sie ihm gegenüber und vielleicht vor Andern zu thun gedenken?"

Der Senior faltete die Hände. „Ich stelle Alles dem Willen des Höchsten anheim, er wird es wohl machen."

Dem Doktor empörte sich das Herz über solche christliche Ergebenheit.

„Die Heimsuchung ist über mein Haus gekommen wie über unser Volk,“ fuhr der Senior fort, „der Kaiser hat Alles zerschlagen, worauf wir vertrauten, und Niemand vermag zu sagen, ob er nur wie ein Skorpion ist, mit dem wir gezüchtigt werden, oder ob er ein Bote der Vorsehung ist, um uns, wenn auch wider unsern Willen zu einem besseren Glücke zu führen. Ist er nur ein Werkzeug der Zerstörung, so wird Gott ihn finden und zerbrechen, wird er ein großer Reformator in irdischen Dingen, so wird er sich auch unsern Dank verdienen und die Herzen werden sich ihm freudig zuwenden.“

Es war wenige Tage her, da hatte der Doktor, welcher jetzt in tiefer Empörung dem Alten gegenüber saß, ganz Aehnliches gedacht; heut tönten ihm die Worte wie Vaterlandsverrath in das Ohr. Er verstand wohl, was der Senior vor ihm nicht aussprach, der fromme Mann hatte in seiner Ergebenheit bereits bei sich ausgemacht, daß der Herr ihm vielleicht einen Officier des Kaisers als Schwiegersohn bestimmt habe und er war bereit ihn zu empfangen. Schmerz und Zorn wurden in dem Doktor so übermächtig, daß er vergebens nach Worten rang.

Es war ein langes unfreundliches Schweigen.

„Die Frau Kammerherrin hält die Meinigen lange auf,“ sagte der Pastor nach der Thüre sehend.

Der Doktor erhob sich. „Was Sie mir mitgetheilt haben, werde ich als Geheimniß bewahren. Ist das Leiden Ihrer Fräulein Tochter eine Folge des großen

erlittenen Schreckens, so haben Sie Heilung von der Zeit zu hoffen; hat die Störung ihrer Gemüthsruhe einen anderen Grund, so wird ihr Leiden nur beseitigt werden, wenn der Grund des Kummers wegfällt. Als Arzt vermag ich nur dann zu rathen, wenn Fräulein Henriette sich entschließen kann, mir so weit ihr Vertrauen zu schenken, als der Arzt in solchem Falle beanspruchen muß. Darum lasse ich sie herzlich bitten. Es wird gut sein, wenn Sie ihr dies vorher mittheilen." Als er die Stube verließ, fuhr der Wagen des Besuches ab. Henriette stand auf den letzten Stufen der Treppe. Da sie den Gast erkannte, wich alles Blut aus ihrem Gesicht und sie hielt sich an dem Treppengeländer fest. Er blickte sie traurig an, grüßte schweigend und förmlich und stieg in den Wagen. Er sah nicht mehr, daß das Mädchen sich über die Treppe beugte und in lautes Schluchzen ausbrach.

Der Doktor drückte sich in eine Ecke des Wagens und versuchte an alles mögliche Andere zu denken, um die bitteren Empfindungen zu betäuben. Ihn übermannte fast die Trauer, daß sie jetzt vielleicht unglücklich war durch den übermüthigen Einfall eines Fremden. — Doch wahrlich, es war Thorheit, sich um dies Abenteuer zu grämen. War der Fremde nur ein frecher Taugenichts, so durfte der Ringwechsel aus dem Stegreif unter keinen Umständen ihre Zukunft bestimmen, und war er ein Mann von Ehre, so verstand es sich von selbst, daß die Sache keine weiteren Folgen hatte. Aber er war ihr Retter! „Wie vom Himmel kam er,"

sagte der Vater. So dachte wohl auch die Tochter. Es war natürlich, daß ihr der Franzose lieb geworden war, dessen Ring sie bewahrte. — — Und welches Recht hatte denn er selbst an das Mädchen?

Er rang in seinen Gedanken gegen das Neue, das wie ein giftiger Qualm seine Hoffnung auf Liebe und Glück verdorren machte. Und je länger er sich mühte, um so wilder wurde der Sturm in seinem Gemüth, bis ihm sein ganzes Leben entweiht und zerbrochen dünkte.

So kam er nach Hause und warf sich den Rest der Nacht ruhelos auf seinem Lager umher. Kalt und grau war der Morgen, und die finstere Entsagung, zu der er sich zwingen wollte, wurde immer wieder durch das Auflodern eines wilden Schmerzes gestört. Nur ein Strahl von Hoffnung fuhr zuweilen durch das Dunkel in seiner Seele: Henriette selbst würde seinen Beistand begehren. Aber Tag auf Tag verrann, und vom Pfarrdorf kam keine Botschaft.

Wohl aber traf er mit dem Kammerherrn zusammen, der ihm erzählte: „Meine Frau hat bedauert, neulich bei dem Herrn Senior Sie nicht gesehen zu haben. Das ist ja eine ganz poetische und romantische Begebenheit. Dem Fräulein darf man, abgesehen von der gegenwärtigen Kriegslage, zu der Partie gratuliren. Ich war im Auftrag der Stände genöthigt, mit dem Franzosen zu verhandeln. Da erkundigte sich der Prinz selbst nach der Familie des Seniors und rühmte den Bräutigam mit warmen Worten."

„Und wie erwähnt Fräulein Henriette den Franzosen?“ frug der Doktor kalt.

„Sie hat meine Frau mit Thränen gebeten, über die ganze Angelegenheit gegen sie, selbst und Andere zu schweigen. Dies Zartgefühl macht ihr Ehre bei der jetzigen Unsicherheit aller Verhältnisse. Ich zweifle aber nicht, wenn erst der Friede geschlossen ist, wird sich dort Alles günstig gestalten. Meine Frau ist bezaubert von der Haltung und Liebenswürdigkeit des Mädchens.“

So war es entschieden. Ein kurzer Traum von Liebe und Glück! Sonne und Mond verklärten den Friedhof so freundlich mit ihrem Licht, das Ende ist doch ein Grab für Liebe und Hoffnung; kurz war die Seligkeit und ihr folgt ein ödes Leben voll von Entsagung. So dachte der Doktor daheim, er trat aus dem Sternenlicht in den dunklen Schatten und barg sein Gesicht in den Händen.

5.

Nach den Bergen.

Die ersten Boten des Frühjahrs kamen. Die Schneeglöckchen blühten und der Fink erhob in den Hausgärten seinen muthigen Ruf. Die Kinder banden buntes Papier und Flittern an Fichtenreiser, liefen durch die Gassen und schrieen, daß sie den Winter ausgetrieben hätten und den Sommer wiederbrächten; und wo sie von der Hausfrau Brezeln hofften, da sangen sie schmeichelnd von einer goldnen Schnur, die um das Haus gehe und von einer schönen Frau Wirthin darin. Ach! das Gold war in den Häusern der Bürger selten geworden, aber die steigende Sonne übte doch ihren alten Zauber. Die Muthlosigkeit, welche unter den Schneewolken geherrscht hatte, schwand dahin. Die Bürger schritten wieder rüstiger einher, Augen und Herzen erhoben sich in neuer Hoffnung. Noch war es ein schüchternes Ergrünen und der nächste Schneefall mochte es verderben, aber die Leute erzählten doch frohlockend, daß dem fremden Kaiser nicht Alles geglückt war, und daß oben in der Grafschaft und um die Grenzfestungen sich wieder Soldaten

ihres Königs tummelten. Ein neuer Gouverneur war angekommen und seine Husaren streiften weit in das Land, fast täglich kam Botschaft von kecken Unternehmungen, welche dem Feinde Schaden gethan, daß sich die muthigen Reiter durch die engen Thäler, über Eis und Schnee der Berge gewunden, um plötzlich über die Franzosen herzufallen, daß sie mit dem alten Husarenstolz schonungslos auf jede Uebermacht einhieben und mit ihren Gefangenen und Beutepferden in der Ferne verschwanden, gleich Luftgestalten, welche der Berggeist Rübezahl aus seinem Reiche gesendet hat, die Fremden zu necken.

Seitdem wurde wie mit Geisterhilfe dem Feinde ein Tort nach dem andern gethan, auch da, wo Niemand an die Möglichkeit dachte. Die Franzosen wollten in der Münze der Hauptstadt Geld schlagen mit den vorhandenen Prägstöcken, welche jetzt in ihrer Gewalt waren; als sie den verschlossenen Raum öffneten; fanden sie Alles leer, die Prägstöcke waren durch unsichtbare Hände in die Berge geschafft. Dem Feinde fehlten Hohlgeschosse zur Belagerung der Festungen, die Gußformen dazu verwahrte er in Eisenwerken Oberschlesiens; als die Arbeit beginnen sollte, wurden die Hütten bei Nacht von Bewaffneten umstellt, die Formen herausgeholt und zerstört. Und wieder weit abseit an der polnischen Grenze hatte ein wackerer Edelmann auf seinem Gute die Monturen aus den nächsten Garnisonen gesammelt und vermauert, die Feinde aber hatten davon erfahren, ihm den Hof verwüstet und besetzt. Da zogen in nächt-

lichem Ritt die Geister aus den Bergen über die Oder quer durch das ganze Land, räumten heimlich aus und schafften Alles fort.

Zuweilen kam dem Doktor vor, als ob auch um ihn herum etwas Geheimnißvolles vorgehe. Unter den jüngeren Männern der Stadt war ein Assessor sein Tischgenosse in dem kleinen Zimmer des Gasthofes. Der Andere war immer schweigsam gewesen und hatte sich selten aufgethan; jetzt saß er noch verschlossener als sonst, bis er einmal nach dem Essen plötzlich die Hand des Arztes ergriff. „Wir nehmen heut Abschied, bewahren Sie mir ein freundliches Andenken." Dies klang so feierlich, daß der Doktor befremdet frug: „Sie wollen mich auf längere Zeit allein lassen?"

„Es giebt jetzt wenig zu thun," antwortete der Andere ausweichend, „und ich mache die Reise in eigenen Angelegenheiten." Am andern Tage sagte die Wirthin, auf den leeren Platz weisend: „Der ist auch fort. Vorige Woche ist der Sohn meiner Schwester gegangen, wer weiß, ob wir sie wiedersehen."

„Wohin?" frug der Doktor.

„Wir wissen es nicht," antwortete sie. „Einer ist wie der Andere am frühen Morgen zum Thore hinaus auf die Grafschaft zu. Seine Sachen hat der Assessor mir übergeben, aber das Gewehr, welches er sich gekauft hatte, ist nicht darunter, und vor einigen Tagen hat ein Fremder, der sich einen Pferdehändler nannte, eine Kiste von ihm in das Gebirge mitgenommen."

Da fiel dem Doktor ein, daß er vor Kurzem auch

den Einnehmer mit einem Fremden im Gespräch getroffen. Der Besuch war bei seinem Eintritt mit kurzem Gruß davongegangen, der Einnehmer aber hatte auf des Doktors fragenden Blick ausweichend geantwortet: „er macht Geschäfte mit Pferden und Anderem nach der Grafschaft hin."

Doch nicht Jedermann war geneigt, die Geister der Berge zu rühmen. Auf der Bank der städtischen Promenade saß der pensionirte Major von Henner, bot seinen Rücken den Strahlen der Mittagssonne und stützte die gefalteten Hände auf seinen Stock. Er gehörte zum ersten Tisch, war als wackerer Mann in der Stadt geachtet und hatte auch in dieser Zeit der Schwäche seinen harten Muth nicht verloren. Heut sah er trübsinnig zu dem Arzte auf, als dieser nach seinem Ergehen frug.

„Ich habe als junger Soldat manche Woche erlebt, wo die ganze Welt den König und seine Armee verloren gab, und unsere Soldaten machten doch alle Hoffnungen der Feinde zu Schanden. Jetzt aber, Herr, traure ich, daß ich solchen Frevel erleben muß." Und den Trost des Doktors abweisend, fuhr er fort: „Mit den Franzosen wären wir zuletzt fertig geworden, aber wir selbst geben uns den Rest. Was in der Grafschaft vorgeht, muß einem alten Preußen das Herz brechen. Der Mann, welcher dort im Namen des Königs regiert, befiehlt nicht wie ein preußischer Officier, sondern wie der Räuber Karl Moor, der keinen Gott und keinen Herrn über sich erkennt. Die gute Zucht unseres Heeres

hat er wie einen lahmen Hund totgeschlagen, der Unterschied zwischen Edelmann und Schneider ist aufgehoben, Gassenlaufen und Stock ist verpönt, Jedermann muß als Gemeiner eintreten, Jedermann kann Officier werden, auch mein Bedienter, und die Gemeinen sollen vor Allem durch das sogenannte Ehrgefühl gedrillt werden. Nicht preußische Soldaten erzieht er, sondern einen Haufen von Räubern, die in ihrer Höhle die Helden spielen und beim ersten scharfen Gefecht aus einander laufen. Daß mit dieser Flunkerei jetzt Tritt, Tempo und Subordination zum Teufel gehen, das ist das Anzeichen von unserem Ende." So klagte finster der Alte.

An demselben Mittag stand der Einnehmer vor seinem geöffneten Bücherschrank und musterte wählerisch die Bände. „Ich suche, was das Gemüth mit heiterer Ruhe erfüllt," brummte er.

Die Haushälterin trat in die Thür. „Fräulein von Buskow wünscht den Herrn Einnehmer zu sprechen."

Der Einnehmer schloß unwillig den Schrank: „Die Schwester des Meuchlers! Aha, seid Ihr klein geworden? Ich denke sie will um Verzeihung bitten. Lassen Sie ein!"

Das Fräulein trat schnell in das Zimmer, eine kleine, behende Dame in schwarzer Enveloppe und schwarzer Kapuze. Der Einnehmer verneigte sich höflich gegen ihren artigen Gruß, sah aber wieder sehr majestätisch aus, als er sie einlud, auf dem Sopha niederzusitzen.

„Ich komme, Sie um allerlei zu bitten," begann das Fräulein leise, „was Sie vielleicht von Ihrer Garderobe entbehren könnten, vor Allem, wenn Sie dicke, alte Stiefeln haben und vielleicht etwas Warmes unterzuziehen; am liebsten auch um Geld."

„Von Allem ist wenig vorhanden," sagte der Einnehmer, verwundert auf die niedlichen Füße sehend, welche kaum bis zum Boden reichten, „da Sie aber die Stiefeln doch nicht für sich brauchen, so sagen Sie mir auch, wem Sie damit seinen Weg durch dieses Jammerthal besohlen wollen."

„Armen Soldaten," antwortete das Fräulein, „welche sehr abgerissen sind."

„So ist es mehr als einer?"

„Ach, lieber Herr Einnehmer," entschuldigte die Kleine schüchtern, „es ist eine ganze Kompagnie, über achtzig Mann." „Wo?" frug der Einnehmer erstaunt. „Hier draußen beim Schießhause. Sie sitzen in der Scheune meines Hauswirthes, dort habe ich sie verlassen."

„Sie?" frug der Einnehmer. „Achtzig arme Marodeure können Ihnen und der Stadt große Unannehmlichkeit bereiten."

Die Wangen des Mädchens rötheten sich: „Es sind keine Marodeure, die meisten sind Grenadiere von der Kompagnie, welche einst mein seliger Vater gehabt hat; sie waren bei unsern Truppen in der Grafschaft und wurden nach Böhmen gedrängt. Dort haben sie sich ranzionirt und sind über die Berge wieder in das Land gekommen. Sie wollen unsern König aufsuchen. Vorige

Nacht lagen sie im Stadtwald; heut in der Frühe kam ein alter Sergeant, der meinen Bruder und mich von früher kennt, in einem Bauernmantel zu mir und frug um Auskunft wegen des Marsches zu Seiner Majestät und ob ich der Mannschaft mit etwas helfen könnte, denn es geht ihr sehr schlecht; die wenigsten haben noch Schuhwerk, und nichts Warmes in den kalten Nächten, und sie fürchten dem Franzosen in den Weg zu laufen. Ich bat meinen Hauswirth, den Fleischer, um Hilfe und er bewies sein gutes Herz, denn er ging mit mir hinaus, öffnete seine Scheune und schenkte ihnen auch einen Hammel, etwas Speck und Brot. Aber das ist immer wenig für so Viele. Herr Einnehmer, es ist ein Jammer die armen Leute anzusehen." Sie fuhr schnell in die Tasche, wischte mit dem Tuch ein paar Thränen ab und zog sogleich wieder entschlossen ihre Hülle zurecht.

Der Einnehmer sah ihr immer noch verwundert zu. „Also das ist der Charakter," sagte er endlich. „Bevor ich Ihnen antworte, noch eine Frage, warum wenden Sie sich gerade an mich?"

„Es ist mir von einem durchreisenden Bekannten gerathen worden," versetzte das Fräulein zögernd.

„Hieß er vielleicht Weiß?" frug der Einnehmer.

Das Fräulein trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und hob den Zeigefinger. „Ich denke, Schwarz," sagte sie.

Der Einnehmer stand auf. „Da haben wir die Bescherung. Dieser schwarze Peter spielt in seinem Leichtsinn einen königlichen Officianten einem jungen Fräu-

lein in die Hände, welches mehr Elfe oder Sylphe als Steuerzahlerin ist. Bleiben Sie ruhig sitzen, liebes Fräulein. Ich überlege nur was wir zu thun haben. Unterdeß und vor Allem werden Sie einen Imbiß zu sich nehmen, das haben Sie heut gewiß noch nicht gethan.“ Er holte die Flasche aus dem Wandschrank und gebot der Haushälterin schnell etwas aufzutragen. Während das Fräulein sich gehorsam an den Tisch setzte und einige Bissen aß, schritt er auf und ab, und sah sie von der Seite an.

Der Einnehmer galt für streng in Beurtheilung weiblicher Schönheit, es gefiel ihm nämlich selten eine, und zwar wegen einer Geschichte aus seinen jungen Jahren, die längst dunkel geworden ist, mit einer höhern Rathstochter, welche aus Eitelkeit treulos an ihm gehandelt hatte. Wie er aber heut die Sylphe so plötzlich an seinem Tisch essen sah, ruhig und ohne Ziererei, als ob das eine gleichgültige Sache sei, wurde sein Urtheil milder. Er sah ein regelmäßiges Gesicht von klugem Ausdruck, hübsche muntere Augen, dunkle Löckchen, welche aus dem Kapuchon herausquollen und eine zierliche Gestalt.

Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: „Die Leute müssen morgen in der Frühe fort. Nicht nach Ostpreußen, wohin sie gar nicht mehr dringen können, sondern nach der Grafschaft. Wer marode ist, wird gefahren; meine Stiefeln und Röcke thun's nicht, es muß Einiges geschafft werden. Sie und ich dürfen hier nicht allein als Verschwörer auftreten. Der Stadtdirektor muß Mitschuldiger sein.“

„Aber er meldet aus Furcht Alles an die Franzosen.“

„Wenn wir Beide allein das Geschäft machen, so erfährt er doch davon, und wir werden von ihm ohne Zweifel in der Hauptstadt angezeigt, aus reiner elender Angst vor Verantwortung, die ihn treffen könnte. Ich gehe sogleich zu ihm.“ Das Fräulein faßte ängstlich seinen Arm und klagte: „Mir ist, als verriethe ich meine Freunde.“ Der Einnehmer aber sagte, an ihr Glas mit dem seinen rührend, achtungsvoll: „Vertrauen Sie mir und erwarten Sie meine Rückkehr. Ich wollte, ich könnte die Flasche mit Ihnen austrinken.“ Er gab seiner Bedienung einige Befehle und eilte zum Stadtdirektor.

Als er zurückkam, fand er seinen Gast beschäftigt, die Sachen in ein Bündel zu schnüren, welche er aus seiner Garderobe preisgegeben hatte. „Um den feinen Rock ist's schade,“ sagte das Fräulein, „er ist auch nicht warm, den kann der Herr Einnehmer noch tragen; dagegen ist eine alte Friesdecke vorhanden“ — „die Motten waren drin,“ unterbrach die Haushälterin, — „wenn Sie diese schenken wollten, würden die Leute dankbar sein.“ Bereitwillig gewährte der Einnehmer, der Bund wurde gepackt. „Und jetzt erlauben Sie, daß ich Sie begleite,“ sagte der Einnehmer, „es ist auf dem Wege noch Einiges abzumachen. Ueberlassen Sie das Bündel meiner Bedienung.“

„Ich muß es heut noch hinaustragen,“ bat das Fräulein.

„Sie wollen doch nicht zum Stadtwald gehen mit dieser Last auf den Schultern?“

„Ja, Herr Einnehmer,“ antwortete das Mädchen entschieden, „die armen Leute draußen frieren; es hilft doch einigen die kalte Nacht leichter zu überstehen.“

„Ihr Fleischer soll anspannen; ich habe ohnedies noch mit ihm zu reden.“

Während die Dienstmagd das Bündel voraustrug, gingen Beide auf den Markt. „Der Stadtdirektor ist ein noch größerer Hase, als ich gedacht,“ erzählte Herr Köhler seiner Begleiterin wie einer alten Bekannten. „Ich sagte ihm also, der Sergeant sei zu Ihnen gekommen, Sie hätten mich gefragt, wie Sie sich verhalten sollten, die Ranzionirten wären in der Scheune einquartiert. Da hatte er Lust, die Bürgerschaft gegen sie aufzubieten. Ich überzeugte ihn aber, daß ein Kampf mit den desperaten Menschen sehr bedenklich sei.“

„Sie haben ja keine Waffen, Herr Einnehmer,“ sagte das Mädchen lachend.

„Vielleicht haben sie die Armatur versteckt,“ antwortete der Einnehmer, „holen sie plötzlich hervor und rennen brüllend durch die Straßen. Auch bedeutete ich ihn, daß dieselben Unholde zu ihm kommen würden, um im Namen des Königs achtzig Paar Stiefel und warme Decken zu requiriren, außerdem natürlich Lebensmittel und Getränk, und einen bis zwei Wagen. Und als er über diese Zumuthung in die größte Aufregung gerathen war, gab ich ihm zu bedenken, daß man seine Weigerung falsch deuten werde, wenn unsere Soldaten wieder ins Land

kämen. Da verlor er vollends den Kopf und klagte fast mit Thränen über die fürchterliche Zeit und seine schwierige Stellung. Zuletzt kapitulirte ich mit ihm und erbot mich aus alter Hochachtung die Sache so einzurichten, daß er außer Verantwortung bleibe. Es fand sich, daß im städtischen Stall einige eingebrachte Soldatenpferde stehen, welche von den Franzosen noch nicht abgeholt sind. Diese werden morgen mit einem Wagen nach dem Stadtwald fahren, dort wird Ihr Sergeant sie gewaltsam requiriren, wo er mit ihnen hinfährt, ist seine Sache. Unterdeß schaffen wir allerlei hinaus, was die Leute brauchen."

„Wer aber soll das bezahlen?" frug das Fräulein ängstlich.

„Hm, ich denke der Direktor. Seien Sie ruhig, es wird Alles unserm guten König berechnet werden." Das Fräulein drückte in freudiger Aufregung den Arm ihres Begleiters. „Es freut mich, daß ich zu Ihnen ging; ich hatte vorher Angst."

Die Angst war nun wieder dem Einnehmer angenehm und er fuhr behaglich fort: „Offen und gesetzlich verfahren ist immer vortheilhaft. Sie äußerten eine Vorliebe für wollene Decken, der Kaufmann hier führt dergleichen, ich will sogleich anfragen, wenn Sie ein wenig warten wollen." Und als er herauskam, fuhr er fort: „Gefunden, jetzt aber müssen wir uns trennen; ich will meinen Schuster zu Rathe ziehen, er ist ein nachdenklicher Kopf." Das Fräulein schwebte davon. Schuster Schilling saß mit Frau, Kind und Lehrjungen vor dem Kaffee-

Bayerische Staatsbibliothek München

topf und sah verwundert auf den Besuch: „Lassen Sie sich nicht stören, Meister. ich habe Zeit.“ Zum Glück war der Meister fertig und führte in die gute Stube gegenüber.

„Sie haben Alles richtig prophezeit, wie es geworden ist,“ sagte der Einnehmer. „Es ist eine schwere Zeit gekommen.“

„Ja,“ sagte der Schuster, „die Konjunktion in der Politik war so, daß dies Alles kommen mußte und, Herr Einnehmer, glauben Sie mir, es kommt noch mehr.“

„Das sag' ich auch,“ bestätigte dieser. Und sich dem Ohre des Schusters nähernd, sprach er leise: „Achtzig Paar Bauernstiefeln müssen binnen zwei Stunden in aller Stille ankommen.“

„Das ist unmöglich,“ antwortete der Schuster; „es arbeitet jetzt Niemand auf Vorrath, denn er könnte ihm genommen werden.“

„Dies Mal wird bezahlt und ich bin Ihnen gut dafür.“

„Für wen soll's denn?“

„Nicht für die Franzosen,“ sagte der Einnehmer. „Ich fordere gute Stiefeln in einer Marktkiste, je mehr, um so besser.“

„Also je mehr, um so besser,“ wiederholte der Meister. „Das ist mir ganz recht Herr Einnehmer. Eine Stunde, nachdem zwischen den Potentaten der Friede geschlossen ist, sollen Sie dreißig Paar haben, Kernstiefeln, meine eigne Arbeit.“

„Also haben Sie die Stiefeln fertig?“

„Ich habe sie," bestätigte der Schuster geheimnißvoll, „aber ich kann nicht dazu. Ein Familienvater, der für Weib und Kind zu sorgen hat, muß in dieser Zeit seine Stiefeln einmauern."

„Und leise in Socken auftreten," sagte der Einnehmer, „das thun jetzt Viele. Die dreißig Paar aber schlagen Sie sogleich heraus, und mauern für Ihre Kinder neue ein. Es kommt jetzt eine andere Konjunktion, Meister, das Glücksrädlein könnte sich drehen."

„Gott geb's," sagte der Schuster.

Auf einer Waldblöße in der Nähe der Scheune fand der Einnehmer die Soldaten um lodernde Feuer versammelt, der Waldbelaufer trug ihnen hilfreich Holz herzu. Es waren in der Mehrzahl jüngere Männer, dazu einige alte Unterofficiere; ein Sergeant mit grauem Schnurrbart befahl. Wohl hatte das Fräulein Recht, sie zu bedauern, so hager und bleich die Gesichter, mit struppigem Bart und tiefliegenden Augen, die Monturen zerrissen und durch Sonnenbrand und Winterschnee entfärbt. Aus dem klaffenden Schuhwerk ragten die erfrorenen Zehen, viele hatten Lappen darüber gebunden oder abgezogene Felle. Aber die Leute saßen und regten sich mit fester Haltung, stramm und selbstbewußt, und man erkannte hinter dem Elend eine Zucht und harte Kraft, die nicht gebrochen war. Mitten unter der Kompagnie wirthschaftete das Fräulein; es zerriß alte Leinwand zu Verbandzeug für einen Fußkranken, wachte über einigen großen Töpfen, in denen die Suppe kochte, und antwortete nach allen Seiten auf Fragen und Bitten,

befahl den Leuten und schickte sie hin und her. Sie nickte von dem Holzscheit, auf dem sie saß, dem Einnehmer freundlich zu. „Zwei von der Mannschaft haben Frau und Kind in ihrer Garnison zurückgelassen und möchten diesen zu wissen thun, daß sie noch leben. Könnten Sie vielleicht helfen?“ Der Einnehmer zog seine Brieftasche und nahm die Leute bei Seite, und er hörte, wie die Kleine unterdeß einem Andern zurief: „Alle Wetter, Kerl! untersteh' dich nicht, mit deinen schmutzigen Fingern in den Topf zu fahren, willst du hinsetzen, du Tolpatsch! — Hier ist Einer, Herr Einnehmer, der die Hand beschädigt hat und sich nicht selbst helfen kann, für diesen wird Ihre Decke zu einem Kapotrock zusammengeheftet. Man kann das auf mehrerlei Art machen, am schnellsten geht's so, wenn man in der Mitte ein Loch schneidet.“ Die kleinen Hände flogen bei der Arbeit, und wenn sie die Kälte spürte, blies sie darauf und heftete weiter, sah dazwischen wieder nach den Töpfen und redete tröstend mit Einem und dem Andern über seine Noth.

„Sie ist nur mit Puk oder Ariel zu vergleichen,“ dachte der Einnehmer, „das putzige Ding weiß die ganze Kompagnie zu kommandiren wie ein Hauptmann, es muß im Blute liegen. Jetzt aber, Sergeant,“ begann er, „sollen Sie in Empfang nehmen, was wir bringen: Decken, Stiefel, Lebensmittel, so viel sich in der Eile beschaffen ließ. Sie müssen unterschreiben, was Sie empfangen haben, ich brauche meinen Beleg. Morgen früh vor Sonnenaufgang wird ein großer Korbwagen mit Strohschütten und zwei Pferden wie von

ungefähr herauskommen. Ich rathe Ihnen, Wagen und Pferde in Beschlag zu nehmen, verstehen Sie? Lassen Sie Ihre Kranken aufsitzen. Dieser mein Kutscher wird mitkommen, er ist eines Bürgers Sohn und zuverlässig, und wird Sie gern durch den Stadtwald auf Seitenwegen der Grafschaft zufahren. Denn dort ist jetzt unser Generalgouverneur und dorthin will Sie der König haben. Sie haben die Waffen in Böhmen abgeliefert, sind also wehrlos?" frug er theilnehmend.

„Wir haben sie in den Bergen versteckt," antwortete der Sergeant; „sind wir erst glücklich in der Grafschaft, so holen wir sie wieder."

„Die französischen Vorposten stehen auf Ihrem Wege, Sie müssen ausweichen." Und er gab leise die Richtung an, nannte ihm das Dorf, wo er einen getreuen Führer finden werde, und den Namen des Mannes.

Auch das Fräulein wunderte sich jetzt, daß der Herr, den sie bis dahin aus der Ferne nur als einen Lebemann gekannt hatte, in Verschwörungsgeschäften so guten Rath wußte.

„Und jetzt, Fräulein," schloß Herr Köhler, „bitte ich, daß Sie auch an sich selbst denken. Die Sonne sinkt und Sie haben sich gegen die kalte Nachtluft nicht vorgesehen. Erlauben Sie, daß ich Sie mit mir zurücknehme." Das Fräulein erhob sich ohne Weigern und überreichte einem der Leute den fertigen Ueberwurf. „Sie müssen noch sehen, wie gut ihr Geschenk einem preußischen Grenadier steht," sagte sie froh. „Fahrt hinein, Mann, damit der Herr euch betrachtet." Der Soldat

streifte die warme Hülle über. „Wie ein Herold aus dem Volk der Samojeden,“ sagte der Einnehmer.

Die Mannschaft hatte unterdeß emsig Kisten und Fässer abgeladen und die Unterofficiere hatten von dem Inhalt vertheilt, jetzt umstand die Kompagnie mit neuem Lebensmuth die Scheidenden.

„Des Himmels Segen über Sie, liebes Fräulein, und über Sie, guter Herr!“ rief der Sergeant.

„Hier nehmt die Scheere, Nadel und Zwirn,“ sagte das Fräulein mit nassen Augen. „Die Laterne behalten Sie,“ rieth der Einnehmer noch aus dem Wagen, „und geben Sie ja Acht, daß der Stadt kein Schaden geschieht. Lebt wohl, ihr braven Männer, und wenn Ihnen Alles gelungen ist, Sergeant, so lassen Sie mich's durch den Mann wissen, den ich Ihnen genannt habe.“

Als der Einnehmer mit seiner Begleiterin zurückfuhr, begann er ernster, als sonst seine Art war: „Alle tragen wir Schweres, aber Keiner von uns Allen leidet und wagt so viel als diese armen Leute. Sie kommen aus unablässigem Elend und sie gehen freiwillig wieder hinein. Und Keiner klagte, und Alle waren dankbar. Wir lassen uns gern durch erdachte Geschichten rühren, welche in Büchern erzählt sind, aber diese freiwillige Hingabe und die wortlose Treue sind größer als alle Erfindung, und sie sind jetzt nichts Unerhörtes“ — und er zog plötzlich sein Taschentuch heraus und kämpfte mit einer Bewegung, die ihm stark zusetzte. Da auch das Fräulein schwieg, fuhr er nach einiger Zeit in seinem Selbstgespräch fort: „Doch einen giebt es, der auch in Büchern versteht, das

Edelste menschlicher Gefühle lebendig zu machen. Ich denke, Jean Paul ist auch Ihr Liebling."

„Ich habe nichts von ihm gelesen," sagte das Fräulein.

„Dann müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen morgen etwas von ihm zuschicke."

Das nahm das Fräulein dankbar an.

Als am nächsten Abend der Sohn des Fleischers zurückkam und berichtete, daß er Wagen und Mannschaft glücklich einige Meilen in das Land gebracht hatte, schlug Herr Köhler vergnügt sein Buch in eine alte Zeitung und übersandte es mit höflichem Gruße dem Fräulein.

Der Einnehmer erzählte dem Freunde von seinem Abenteuer und war gekränkt, daß dieser finster und, wie ihm vorkam, mit geringer Theilnahme zuhörte und zuletzt nichts weiter sagte als: „Es geht jetzt Mancher nach jener Landecke, dem die Fremden das Herz empört haben." Doch wenige Tage darauf sollte der Doktor selbst Gelegenheit erhalten, von einer ähnlichen Begegnung zu berichten.

Auf einer Fahrt über Land hielt sein Wagen am Gasthofe eines nahen Marktfleckens, er wickelte sich aus dem Bärenpelz und trat in die gefüllte Wirthsstube. Als wohlbekannter Mann empfing er höfliche Grüße, die Wirthin wischte mit der Schürze einen Schemel ab; bald war er der Mittelpunkt eines Kreises von Zuhörern und mußte von den Neuigkeiten erzählen, die aus dem fernen Osten durch Reisende nach der Kreisstadt gebracht wurden.

„Unser König soll zu uns kommen," rief ein stämmiger Ackerbürger mit einer entschlossenen Miene, „wir Schlesier werden ihn nicht im Stiche lassen, wie mancher vornehme Verräther gethan hat." „Guter Wille thut's nicht," sagte der Doktor dem Manne zunickend. „Wollen Sie für ihn fechten, Herr Krause?" „Warum nicht," antwortete dieser, „wir haben es satt, anzusehen, daß die Feinde unsere Pferde aus dem Stalle führen und den Hafer vom Schüttboden, und daß die Dickköpfe aus dem Reiche mit ihrer groben Rede durch das Land ziehen und den Bürger mißhandeln; von uns kommen mehr als zehn oder zwanzig auf Einen von den Fremden; wenn zehn von uns nur immer Einen totschlagen, so sind wir sie los. Warum geschieht das nicht? warum sind die Vornehmen so bereit, dem Feinde zu gehorchen? Einmal über das Andere wird uns befohlen Alles zu liefern was die Schufte verlangen. Wenn wir Führung hätten, so stünde die Sache anders." Ein beifälliges Gemurmel begleitete die entschlossenen Worte. „Geben Sie mir ihre Hand," sagte der Doktor und schüttelte dem Mann die Rechte, „möchte die Zeit kommen, wo dem König solche Gesinnung zu helfen vermag."

„Habe ich recht gehört, so war hier von unserem König die Rede," klang eine feste Stimme aus dem Hintergrunde und ein Fremder trat heran. Es war ein großer junger Mann in einfachem Reiserock: „Ich komme in meinen Geschäften aus Preußen und bin auf dem Wege der Königin und den Kindern des

Königs begegnet; sie fuhren auf offenem Schlitten im Schneesturm über die Haide, um den französischen Reitern zu entgehen. Es war bitter kalt, der Wind heulte und die Kälte drang mir bis in das Mark. Als ich meinen Schlitten anhielt und mich erhob, grüßte die Königin, aber es war ein trauriger Blick, und die kleinen Prinzen nahmen still ihre Mützen ab, während der Schnee ihnen um die freundlichen Gesichter flog."

Die Wirthin rang die Hände. „Unser armer König in dem kalten Lande, und seine Frau und die Kinderchen bei dem Wetter auf offenem Schlitten."

Niemand sprach, die Leute sahen scheu vor sich nieder.

„Was der König jetzt in der Stille erträgt und leidet," fuhr der Fremde fort, „das vermag wohl Keiner von uns zu ermessen; ich denke, wenn er wüßte, wie treu seine Schlesier ihm zugethan sind, würde er in seinem Unglück eine Freude haben." Er wandte sich zu dem Doktor: „Ich vernahm, daß Sie nach der Kreisstadt fahren, durch einen Schaden am Fuhrwerk werde ich hier aufgehalten. Darf ich die Bitte wagen, daß Sie einen Geschäftsreisenden mitnehmen? freilich würde Ihnen auch ein Mantelsack lästig werden." Der Doktor gab das bereitwillig zu, denn die Art des Reisenden gefiel ihm und die Beiden traten aus der Wirthsstube, alle Anwesenden folgten ihnen bis zum Wagen. „Kutscher, lege den Mantelsack des Herrn unter die Decke, meinen Arzneikasten stelle oben auf." Der Fremde sah den Doktor dankbar an; die Leute umstanden den

Wagen und nahmen schweigend die Mützen ab, als die Pferde anzogen.

„Ich bin erst seit Kurzem in dieser Gegend,“ begann der Doktor, „aber in solcher Zeit gewinnt man unser Volk lieb.“

„Wer war jener Mann, der so tapfer sprach?“ frug der Reisende.

„Ein wohlhabender Ackerbürger, der erst vor Kurzem geheiratet hat, aber mit der Waffe umzugehen weiß, denn er ist Schützenhauptmann; ich glaube, daß er nicht mehr gesagt hat, als er thun würde.“

„Wie will er wohl die zehn Mann zusammenbringen,“ frug der Fremde wieder, „welche den Feind, der auf ihren Theil kommt, unschädlich machen sollen?“

„Wahrscheinlich meinte er, daß sich alle Einwohner des Kreises, welche eine Waffe führen können, zu einer Landwehr vereinigen müßten.“

„Gut!“ rief der Andere, „einfaches Exercitium und einige militärische Disciplin können in sechs bis acht Wochen eine Kreiswehr herstellen, welche zu Vielem brauchbar wäre, vorausgesetzt, daß Waffen und Uniformen zu schaffen sind und daß der Feind nicht die Ausbildung hindert, indem er die Rädelsführer erschießt. Können Sie mir mittheilen, wo in diesem Theil der Provinz Truppen der Franzosen stehen?“

Der Doktor erzählte, was er wußte.

„Mir wurde gesagt, daß in Ihrer Kreisstadt und der Umgegend kein Militär zu finden sei.“

„Das ist wahr, aber wir sind keinen Tag vor Streif-

partien und Durchzügen des Feindes sicher. Holla!" rief er einem Bauern zu, der ihnen eilig entgegenkam, „es sind doch keine Soldaten auf dem Wege?" Der Bauer wies nach rückwärts: „Sie halten im Dorfe vor der Schenke," und mit einem Fluch setzte er hinzu: „es sind bairische Reiter!"

Der Doktor sah seinen Begleiter an: „Wir wollen umkehren, wenn Sie es wünschen." Der Fremde blickte scharf in die Ferne. „Zu spät," sagte er halb für sich. „Sie sehen uns, wie wir sie. Es thut mir leid, daß ich Sie in Ungelegenheit bringe; ich habe allerdings den Wunsch, von den Herren dort nicht festgehalten zu werden."

„Sie traten unsicher auf, als Sie in den Wagen stiegen. Ich vermuthe, Sie haben einen Schaden am Fuße."

„Nehmen wir an, eine Verstauchung," antwortete der Fremde.

„Dann sind Sie mein Patient und ich bringe Sie zur Kur in meine Wohnung. Ich für meinen Theil habe einen Reisepaß."

„Ich auch," sagte der Fremde, „Kaufmann Heller aus Löwenberg."

„Fahre zu, Kutscher!" gebot der Doktor.

Bairische Reiter hielten den Schlitten an. Ein höherer Officier ritt heran, die Reisenden grüßten. „Herr Doktor König!" sagte der Major, während der Doktor seinen Paß herauszog, „ich habe Sie bereits in Ihrer Stadt gesehen. Wer ist Ihr Begleiter?"

„Mein Patient, den ich zur Kur in die Stadt bringe." Der Baier öffnete einen Augenblick das Papier, welches der Fremde ihm hinreichte, Beide sahen einander fest in die Augen; dem Doktor pochte das Herz.

Ein alter Wachtmeister, welcher das Wagenleder aufgeknöpft hatte, meldete respektvoll: „Der Mann dort hat einen preußischen Officiersäbel zwischen den Beinen."

„Sie sind jetzt billig zu kaufen," sagte der Fremde.

So schmerzlich war der Klang dieser Worte, daß der bairische Officier schweigend das Papier zurückgab und der Mannschaft zurief: „Passirt!"

Der Kutscher fuhr im Schritt an den Reitern vorüber und dem Doktor dünkten die Minuten eine Ewigkeit, sein Gefährte hatte sich zurückgelehnt und schwieg lange; endlich begann er: „Es ist Zeit, daß ich mich und meinen Säbel vorstelle: Rittmeister Helwig von den Husaren."

Der Doktor wandte sich erstaunt zu ihm. Unter vielen Geschichten von Schwäche und Hilflosigkeit, welche seit dem letzten Herbst von Mund zu Mund getragen wurden, war eine andere gewesen, welche so ermuthigend klang, daß die Hörer sie gar nicht glauben wollten. Ein junger Husarenlieutenant sollte mit einer halben Schwadron ein Bataillon der Feinde zersprengt und einen großen Transport Kriegsgefangener, man sprach von zehntausend Mann, befreit haben. Der junge Husar war deshalb außer der Reihe zum Rittmeister befördert worden.

Dieser Tapfere war der Reisegefährte. Der Doktor sprach mit warmen Worten seine Freude über den Zu-

fall aus und Beide fuhren als gute Genossen in eifriger Unterhaltung der Stadt zu.

„Wir haben unerhörtes Unglück gehabt," sagte endlich der Rittmeister, „wir haben es ja wohl in Vielem verschuldet; aber wenn uns auch die französische Führung im Großen überlegen war, glauben Sie mir, unsere Soldaten sind da, wo die Tüchtigkeit des Einzelnen den Ausschlag giebt, fester und kriegstüchtiger als die Feinde; und sie wissen das auch. Nehmen sie den Franzosen einen Mann und wir treiben sie wieder über den Rhein zurück. Ich hoffe, den Tag zu erleben, wo wir auch mit dem Feldherrn die letzte Abrechnung halten. In der Grafschaft befiehlt jetzt als Gouverneur Graf Götzen, einer der Besten, die wir in Preußen haben. Ich muß ohne Aufenthalt zu ihm. Können Sie mir dabei helfen? denn wie ich sehe, wird der Weg unsicher."

„Ich bin bereit, in der Stadt sogleich einen andern Wagen zu nehmen, was bei meinem Berufe Niemandem auffällt, und ich begleite Sie nach jeder Richtung, die Sie wünschen, im Fall Sie meine Gesellschaft für vortheilhaft halten."

„Gewiß," antwortete der Rittmeister, „wenn Sie mir erlauben, als Ihr Gehilfe mitzufahren; einige Meilen von hier finde ich auf dem Gute eines Bekannten ein Pferd, von da helfe ich mir weiter."

Als der Doktor seinen Begleiter glücklich durch die feindlichen Kommandos gebracht hatte und am späten Abend nach Hause kam, fand er eine Gestalt auf der Treppe sitzen. Die Erscheinung machte Platz, stieg aber

hinter ihm die Stufen herauf. Es war ein Mann in einem Bauernmantel, der mit abgezogenem Hut in das Zimmer trat. Der Doktor erkannte den flüchtigen Knecht, der ihm die Nachricht von der verlorenen Schlacht zugetragen hatte. Hans drehte den Hut in den Händen. „Ich wollte Sie nur fragen, weshalb Sie mir damals das Geld auf den Weg geworfen haben."

„Weil ich dir das Geld geschenkt hatte, und weil ich annahm, daß du nicht auf redlichem Wege erworben hattest, was du mir zurückgeben wolltest; vor Allem aber, weil mir mißfiel, daß du dich über das Unglück unserer Soldaten freutest." Der Mann sah vor sich nieder. „Herr Doktor, ich will auch unter die Soldaten gehen, wenn Sie meinen."

„Du? wie kommst du zu dem Entschluß?"

Hans holte tief Athem. „Mir ging die Geschichte im Kopfe herum. Ich bin kein schlechter Kerl, und Sie sollen mich nicht dafür halten. Aber ich lasse mir nichts Unrechtes gefallen, und ich war damals im Zorn über die großen Herren. Jetzt sehe ich, wie die fremden Spitzbuben mit unsern Bauern umgehen. Hafer, Stroh und Heu ist weg, Pferde und Kühe, Gänse und Hühner sind weg und wie haben sie die armen Leute mißhandelt! Da fiel mir ein, daß sie kein Recht dazu haben. Letzten Sonntag hatte ich mich auf das Gut des Kammerherrn geschlichen und sah von Weitem, wie mein Mädchen zur Kirche ging. Ich wagte mich auch hinein, bevor die Thüre zugemacht wurde und stand ganz hinten. Da hörte ich, wie der Prediger zuletzt seine Bitten sprach für das gequälte

und geängstigte Land. „„Wer helfen kann, der helfe,““ sagte er; „„die beste Hilfe aber ist beim Herrn.““ Hans faltete bei dem Bericht die Hände. „Sogleich fiel mir ein, daß ich auch helfen kann, eben so wohl mit dem Säbel, als mit der Trompete, und ich möchte Trompeter werden bei den Husaren. Am Abend sah ich aus meinem Versteck, wie ein verdammter Franzose, der auf dem Schlosse liegt, mit meinem Mädchen schön thun wollte, und das schlug dem Fasse den Boden aus. Die Hunde müssen fort, so oder so,“ rief er. „Das meinte auch das Mädchen, als ich Abends mit ihr zusammentraf. Sie klagte über die Dreistigkeit und verlangte, daß ich Sie befragen sollte.“

Der Doktor fühlte den Zorn des Mannes mit und verstand die Mahnung, welche auch an ihn selbst gerichtet wurde. „Du hast jetzt noch weniger gutes Leben unter den Soldaten zu erwarten, als zu anderer Zeit: schweren Dienst, schlechte Kost und tägliche Gefahr.“

„Das thut mir nichts,“ antwortete Hans, „ich war unter den Paschern, Herr, dort heißt's auch, heut' trinken und morgen sinken, und ich wollte fragen, ob Sie mir zu den Husaren helfen können.“

„Kannst du dich einige Tage in der Nähe aufhalten, ohne von der Obrigkeit gefaßt zu werden, so gehe ich selbst mit dir in das Gebirge.“

„Ich wünsche mir nichts Besseres,“ rief Hans erfreut, „wenn Sie mir sagen wohin, so führe ich Sie über die Berge auf Wegen, die kein Franzose betritt.“

Am Morgen suchte der Doktor seinen Freund auf, welcher mit stillem Antheil einen Schmerz beobachtet

hatte, dessen Grund ihm der Andere verbarg. „Ich verlasse die Stadt auf mehre Wochen und gehe nach der Grafschaft; dort fehlen in den Lazarethen die Aerzte und die Noth ist groß. Während meiner Abwesenheit soll mein Vetter, der als junger Arzt in der Hauptstadt lebt und nach Wissen und Charakter durchaus Vertrauen verdient, mich hier vertreten. Er wird noch heut eintreffen. Fragen Sie nicht, mein Freund, was mich bestimmt, jetzt von hier zu gehen; vielleicht kommt der Tag, wo ich gegen Sie ohne Schmerzen davon reden kann."

Der Einnehmer faßte seine Hand: „Wenn ein gewissenhafter Mann, wie Sie, solchen Entschluß faßt, so muß er gehen und es nützt nichts, Worte darüber zu machen. Aber so bald Sie dürfen, kehren Sie zurück; denn es giebt Leute hier, kranke und gesunde, welche Sie jeden Tag vermissen werden."

Darauf besprachen die Beiden, was für die Reise durch feindliche Truppen nöthig war.

Der Einnehmer sah dem Scheidenden von der Treppe ernsthaft nach. „Du bist nicht der Einzige, der mit sich herumträgt, was ihn plagt." Er griff rückwärts nach seinem Zopf. Darauf gebot er der Haushälterin den Friseur zu holen. Als der Alte eintrat mit der demüthigen Vertraulichkeit, zu der sein Beruf berechtigte, sah ihn der Einnehmer feindselig an: „Blaschke, schneide er mir den Zopf ab. Ich will mit seinesgleichen nichts mehr zu thun haben."

Blaschke erschrak sehr und sein großer Beutel fiel

auf die Diele. Denn die Zahl der Zöpfe, welche er band, wurde mit jedem Jahre kleiner, und das ansehnliche Geflecht des Einnehmers erschien ihm zuweilen als das letzte Tau, welches seine Kunst in den empörten Wogen der neuen Zeit vor dem Untergang bewahren könnte. „Aber Herr Einnehmer," bat er.

„Fort mit dem Zopf und fort mit ihm selbst," gebot der grimmige Kunde zum zweiten Mal. „Er ist ein Spion."

„Hochverehrter Herr Einnehmer," flehte der entsetzte Blaschke. „Sie kennen mich doch seit vielen Jahren als einen redlichen Bürger."

„Einer von seinem Handwerk hat eine Festung an die Franzosen verrathen, und er würde es auch thun. Er ist an mir und meinem Zopf zum Judas geworden. Gesteh' er zur Stelle, wer hat ihn bestochen, damit er zutrage, was bei den Honoratioren und in der Bürgerschaft zu erhorchen ist. Wenn er nicht Alles bekennt, so schneide ich den Zopf eigenhändig mit der Papierscheere ab und werfe den Zopf und den Blaschke zum Fenster hinaus."

Der Alte legte die Hand auf das Herz: „Niemals hat mir Jemand einen solchen Antrag gestellt," betheuerte er in ehrlicher Entrüstung.

Der Einnehmer stillte ein wenig seinen Zorn: „Es wäre auch unnöthig; er schwatzt ohnedies gegen Jedermann Alles aus, was er weiß." Er setzte sich: „Abgeschnitten aber wird doch. Fortan Tituskopf, Blaschke, die Welt ist zu schlecht."

„Herr Einnehmer, mir ist zu Muth, wie bei einem

Begräbniß," klagte der Friseur und hielt mit unsicherer Hand die Scheere.

„Welcher von den dreizehn Zöpfen in der Stadt mag wohl einem Franzosen gehören?" frug der Einnehmer mit plötzlicher Milde.

„Kein einziger, das kann ich als Vaterlandsfreund attestiren."

„Der pensionirte Rath drüben ist ja wohl auch ein guter Preuße?"

„Der gehört zu den besten; Sie glauben gar nicht, mit welcher Verachtung er von dem Feinde zu mir redet."

„Mein alter Blaschke unterhält sich also gern über Allerlei mit dem braven Manne?"

„Ja, das gestehe ich aufrichtig."

Der Einnehmer wandte sich um und sah den Alten fest an: „Er hat neulich bei mir den reisenden Händler gesehen. Als der Herr Rath von da drüben wegen dieses Kaufmanns mit ihm sprach, und ihn ausfrug, was hat er dem Herrn Rath berichtet?"

„Nichts als die volle Wahrheit," antwortete der Friseur gekränkt: „daß ich den Fremden früh morgens bei dem Herrn Einnehmer fand, und daß der Fremde mir hier auf dem Sopha als ein hübscher Herr erschien, der recht militärisch aussah." Und schlau fuhr er fort: „Ich sah auch später, als er in den Wagen stieg, daß er etwas Schweres hereinhob und daß er Pistolen bei sich hatte."

Der Einnehmer pfiff vor sich hin. „Es ist richtig. Der Zopf ist Schuld, daß ich den Franzosen in der

Hauptstadt angegeben bin. Fort mit den Haaren und fort mit ihm selbst!“

Am Nachmittag richtete sich Herr Köhler so ein, daß er zu einer Stunde, wo Minchen von Buskow auf dem Stadtwall zu gehen pflegte, ihr begegnete. „Bitte, Fräulein, bewundern Sie dort unten die goldenen Ränder der schwarzen Wolke.“ Er trat mit ihr zwischen die Bäume.

Das Fräulein sah neugieriger auf die neue Haartracht, als auf die Wolken. „Es giebt wieder Regen.“

„Wohl möglich,“ bestätigte der Einnehmer und hob vor ihren Augen seinen Finger. „Sollten Sie einmal an Ihren Günstling Schwarz oder Neger schreiben, so bitte ich, ihm mitzutheilen, daß ich von jetzt ab auf einer anderen Behandlung bestehen muß. Die Besuche nicht mehr in meiner Wohnung, sondern im Amtslokal und nicht allein, sondern mit wenigstens zwei Begleitern, ihre Uniformen unter dem Civilmantel erkennbar. Ich muß auch fordern, daß mir eine bis zwei Pistolen auf die Brust gesetzt werden, und bitte nur dafür zu sorgen, daß keine Kugeln darin sind, damit nicht durch Zufall ein Unglück geschieht. Am Ende des Besuches jedoch, bevor die Herren auf ihren Wagen steigen, darf eine Kugel in die Wand gefeuert werden.“

„Was ist geschehen?“ frug das Fräulein erstaunt.

„Ein Besuch, den der erwähnte Herr mir abgestattet hat, ist in der Hauptstadt angezeigt worden und ich erhielt von einem Bekannten eine klägliche Warnung. Da der Kaiser sich unsere Provinz angeeignet hat und unsere hohen Behörden so pflichtgetreu sind, ihm dabei jeden

Vorschub zu leisten, so sollen auch wir gezwungen werden, ihm die Steuern in seine Tasche zu liefern. Wer sich nicht fügt, wird beseitigt. Man behauptet, daß Ihr Schwarzer hier Kassengelder erhoben hat. Das Morgenroth der Freiheit geht endlich bei uns auf, liebes Fräulein, und es fehlt in dieser Stadt und Umgegend nicht an Lerchen, welche die neue Sonne ansingen. Auch wer Briefe schreibt, mag sich hüten." Das versprach das Fräulein. Als aber der Einnehmer beim Abschiede frug: „Nun, wie gefällt Quintus Fixlein?" da antwortete sie ehrlich: „Herr Einnehmer, das ist mir zu hoch."

„Wie ist das möglich?" frug Herr Köhler enttäuscht.

„Ich bin ein einfaches Soldatenkind. Seit die liebe Mutter starb, habe ich dem Vater und dann meinem armen Bruder gekocht, gestrickt und genäht, denn das Bügeln war für mich zu schwer, und bin wenig mit Büchern umgegangen. Wenn ich einmal lese, so sind mir die Reisebeschreibungen am liebsten; dabei denke ich, daß ich mich auch in der Fremde durchschlagen könnte, wie Robinson. Dann laufe ich in meinen Gedanken mit Papagei und Sonnenschirm durch den Busch, und freue mich über die vielen Lama, welche um mich herumspringen. Die Wilden würden dem kleinen Wichtel nichts thun."

Sie war so anmuthig in ihrer Einfalt, daß der Einnehmer nichts Feindseliges zu erwiedern vermochte, und auf dem Heimwege seiner Menschenfreundlichkeit nur den bedauernden Ausdruck gab: „Schade, jede Poesie fehlt."

6.

Der Räuber Moor.

Es war ein heller Morgen des beginnenden Frühlings, die Sonnenstrahlen streiften in der frischen Bergluft mit wohlthuender Wärme die Wange des Reisenden. An den gefrorenen Geleisen des Waldweges hing weißer Reif, aber Zweige und Blattknospen des Laubholzes ragten glatt und rund, gefüllt mit geheimem Leben, unter den Bäumen sproßte das junge Grün und um kleine weiße Blüthen flogen die ersten Schmetterlinge. Die Amsel pfiff ihr Lied und hinten im Walde krächzten die Krähen, sonst war es still, kein Mensch auf den Feldern und Wegen zu sehen. „Halt, wer da," rief ein Posten hinter dem Busch hervortretend. Der Wagen, welcher den Doktor mit seinem Begleiter bis hierher geführt hatte, hielt an und sie wurden einen mäßigen Hügel hinaufgeführt, dessen freie Höhe mit jungen Fichten umwachsen war.

Auf der Höhe empfing sie ein Officier. Als er Namen und Begehr des Doktors erfahren hatte, sagte er: „Sie treffen den Generalgouverneur in der Nähe,

ich schicke Sie sogleich zu ihm.“ Aber schon kam der Rittmeister aus der Umgebung des Grafen ihm entgegen: „Seien Sie gegrüßt und drei Mal willkommen, wenn Sie bei uns bleiben.“ Im nächsten Augenblick stand der Doktor dem Grafen gegenüber; er sah eine hagere Gestalt von mittleren Jahren, das Antlitz bleich, die Wangen etwas eingesunken. zwei große Augen, welche hell und glänzend in die Welt blickten.

„Sie kommen ersehnt,“ begrüßte ihn der Gouverneur mit freundlicher Stimme, „und werden finden, daß Sie Vielen wohlthätig sein können. Ein edler Mann Ihres Berufes, der aus der Hauptstadt zu uns durchdrang, ist schwer erkrankt und wir müssen seinen Beistand entbehren; nichts aber fehlt unseren armen Leuten so sehr als ärztliche Hilfe und die Krankheit, gegen welche wir rathlos sind, wird uns schädlicher als der Feind. Der Rittmeister sagt mir, daß Sie entschlossen sind, uns auch mit den Waffen zu dienen; Sie sind uns aber am werthvollsten als Arzt und ich bitte Sie, Ihren Beruf bei uns zu üben. Auch bei mir selbst,“ fügte er lächelnd hinzu. Da der Doktor sich bereit erklärte, fuhr er fort: „Wer sicheres Leben aufgiebt, um zu uns in die Berge zu kommen, der hat ein Recht darauf, daß wir ihn wie einen werthen Freund empfangen. Indem ich Sie auffordere, unserem König das Gelöbniß der Treue in meine Hand abzulegen, begrüße ich Sie als Kameraden. Alle sind wir durch diesen Eid zu einander gesellt wie Bundesbrüder, und dieselbe brüderliche Gesinnung, die wir Ihnen entgegenbringen, werden Sie, wie ich hoffe, auch

uns erweisen.“ Seine Augen flogen über den Kreis der Officiere, welche um ihn versammelt waren, und hafteten mit so seelenvollem Ausdruck auf dem Doktor, daß diesem vorkam, als ob er vor einem Mann von ungewöhnlicher Herzensgüte stehe. Er legte das Gelöbniß in die Hand dessen ab, der jetzt auch für ihn der höchste Befehlshaber wurde, und wandte sich dann sofort, um seinen Beruf zu üben, zu einem Husaren, der einen Schuß durch das Bein erhalten hatte und an einen Baum gestützt zur Seite lag. Der Graf warf einen zufriedenen Blick nach ihm, dann sprach er zu seinem Gefolge.

Einzelne Officiere kamen heran, den Doktor zu begrüßen, auch seine Kunst in Anspruch zu nehmen. Unterdeß sah er in der Nähe den Gouverneur, welcher Nachrichten empfing und absandte, und beobachtete die schnelle und feste Weise des Mannes und die Gewandtheit, mit welcher er Jeden behandelte.

Vor dem Aufbruch trat der Gouverneur wieder zu ihm: „Als der Adjutant mir von ihrer Absicht erzählte,“ begann er vertraulich wie zu einem jüngeren Kameraden, „waren Sie mir nicht ganz fremd, denn ihr Name stand bereits eingezeichnet in die Zahl derer, auf welche wir uns in Nothfällen gern verlassen möchten.“ Und da der Doktor ihn verwundert ansah, fuhr er fort: „Gute Freunde senden uns zuweilen die Namen solcher, welche nach ihrem Charakter geeignet sind, für uns Opfer zu bringen. Und Sie waren in Ihrer Stadt nicht sicher, daß nicht bei Gelegenheit einer von uns bei Ihnen

angeklopft hätte als bei einem Manne, der sein Vaterland liebt. Das große Unglück hat viel Schwäche und Muthlosigkeit zu Tage gebracht, aber im Heer und im Volke auch viel Treue und dauerhafte Kraft. Sie ist für uns in diesen Bergen die beste Hilfe, die kann der böse Feind uns nicht nehmen und um dieser Gerechten willen wird der Himmel uns nicht verderben, sondern aus unseren Prüfungen siegreich hervorgehen lassen."

Und lächelnd setzte er hinzu: „Das sind hohe Worte bei geringer Macht, denn wer uns jetzt sieht, ohne uns zu kennen, der kann uns wohl mit Freibeutern oder Räubern vergleichen."

„Das geschieht auch von Solchen, welche nicht hier waren," versetzte der Doktor und erzählte von den Klagen eines alten Soldaten aus König Friedrich's Zeit.

Der Graf lachte: „Es giebt Viele, die deshalb über uns klagen werden. Aber der Stock, die Fuchtel und das Gassenlaufen waren auch nicht immer da, sie kamen als revolutionäre Neuerungen in die Welt und sicher haben damals viele alte Krieger den Untergang alles kriegerischen Heldenmuthes von ihnen befürchtet."

Auf dem Wege nach der Festung, welcher der Doktor im Gefolge des Gouverneurs zufuhr, übersah er mit größerer Muße die Gesellschaft, in welcher er sich befand; der Graf hatte nicht ohne Grund an die Räuber gedacht, denn das Aussehen der Officiere und Gemeinen war ungewöhnlich und durchaus gegen das Reglement: entschlossene Mienen und kriegerische Gestalten, mehr als eine von edler ritterlicher Haltung, aber nach den Uni-

formen aus allen Truppentheilen zusammengesetzt, jede Art von Husarendolman und Kopfbedeckung, sogar bairische Uniformen nothdürftig zugerichtet, die meisten einander nur darin gleich, daß sie durch Regen und Sonne, durch Bivouak und feindliche Waffen entfärbt und durchlöchert waren. Auch die Pferde waren zum größten Theil aus dem Lande zusammengerafft oder vom Feinde erbeutet, viele unansehnlich und strapazirt durch übermäßigen Gebrauch.

In seinem Berufe fand der Doktor große Aufgaben und schwere Arbeit. Nicht alle Lazarethe waren in der Stadt und in der darüber liegenden Festung, mehre hatte der Graf mit gutem Grunde an anderen Orten der Grafschaft eingerichtet und die Sorge dafür wurde durch die Entfernung erschwert. Kaum in einem der Lazarethe gebot ein gelernter Arzt, Typhus und bösartige Fieber herrschten in allen, überall war kaum das Nothdürftigste für die Verpflegung eingerichtet. Da kam dem Doktor zu Gute, daß er in Paris die Einrichtungen kennen gelernt hatte, welche damals für die besten galten. Bald gewann er durch seine Vorschläge und das sichere Wesen, das er bei der Anordnung bewies, das ganze Herz des Gouverneurs. Und er hatte so viele Gelegenheit zu helfen und zu retten, daß er am Abend oft totmüde, und doch in gehobener Stimmung zu seinem kleinen Quartier in der Stadt zurückkehrte. Nach wenigen Tagen wurde ihm in der Nähe des Gouverneurs ein Feldbett aufgeschlagen.

Der Graf selbst erfuhr auf seine Frage, daß er

ernsthaft krank sei, und daß sein Leiden, wenn er sich nicht mehr schone, für ihn verhängnißvoll werden müsse.

„So dürfen Sie nicht zu mir reden," sagte er gutlaunig, „Schonung und Pflege sind unmöglich, und eben so wenig darf ich unbrauchbar werden, so lange der Krieg dauert; von Ihnen also fordere ich, daß Sie mich zwischen Scylla und Charybdis durchsteuern." Und den Arzt aufmerksam betrachtend, auf dessen erblichenen Wangen man die übergroße Anstrengung lesen konnte, setzte er hinzu: „Gern bäte ich, wenn ich Erfolg hoffte, daß auch Sie vor einer Niederlage sich in Acht nehmen. Ich vermag im Nothfall noch zu kommandiren, wenn ich auf dem Kissen liege, was soll aber aus unsern armen Kranken werden, wenn Sie nicht zur Stelle sind? Doch wie viel Sie auch in den Hospitälern zu thun haben, ich muß Sie noch außerdem für mich in Anspruch nehmen; eine Stunde des Abends müssen Sie mir opfern und sich gefallen lassen, daß Ihr Patient Ihnen vorklagt."

Der Doktor merkte bald, wie edelherzig dieser Befehl war. Jedes Mal, wenn er kam, fand er durch den alten Diener zwei Kouverts gedeckt, dann mußte er mit dem Grafen zum Abendessen niedersitzen. In dieser Zeit sprach sein Chef vertraulich zu ihm wie zu einem jüngern Bruder, zuweilen von der Politik, lieber von seinen persönlichen Freunden und von allerlei Menschen, die er kennen gelernt hatte. So brachte er den Gast dahin, auch seinerseits zu erzählen, was ihm durch das Gemüth gezogen war.

Er entließ ihn nach einem solchen Abend mit einem Händedruck: „Das ist meine Kur. Sie haben mir meine Arznei gereicht, jetzt vermag ich wieder zu arbeiten."

Durch dies Vertrauen gewann der Doktor zuweilen Einblick in das stille Triebwerk der Politik und seine Verwunderung wurde immer größer über den Umfang der Thätigkeit, welche vom Kabinet des Gouverneurs ausging. Denn dorthin kamen Nachrichten aus allen Theilen der Provinz, Briefe vom Kaiserhofe in Wien, vom auswärtigen Amte Englands, aus der Umgebung des russischen Kaisers; dazu vertraute Mittheilungen aus dem Hauptquartier in Ostpreußen und andere aus der Residenz, welche oft auf seltsamen Umwegen eingingen, manche in einer Chiffreschrift geschrieben, zu welcher der Graf allein die lösenden Zeichen kannte. Dazwischen jede Art von militärischen Berichten und Projekten.

Draußen fand sich der Doktor mitten in das stürmische Treiben eines Feldlagers versetzt; in dem engen Raume der Festung Glatz drängten sich fast Alle zusammen, welche mit That und gutem Rath zu helfen bereit waren. Vornehme Gutsbesitzer, zuweilen aus weit entlegenen Kreisen, kamen und gingen, brachten Nachrichten und nahmen geheime Aufträge mit sich. Höhere Verwaltungsbeamte der Provinz arbeiteten an engen Bureaux, die in einer Zimmerecke eingerichtet waren; ein oberster Gerichtshof sprach auch in bürgerlichen Händeln Recht; ihn hatte der Graf eingerichtet, weil er die Urtheile, welche von den Obergerichten der Provinz im Namen des fremden Kaisers erlassen wur-

den, als nichtig behandeln mußte. Bei diesem Gericht fand der Doktor seinen Assessor aus der Kreisstadt beschäftigt. Und wer aus den überfüllten Häusern auf die Gassen trat, der stieß auch hier auf eine Menge abenteuerlicher Gestalten: Schmuggler von der nahen Grenze, welche ihre Ladungen in die Magazine geliefert hatten, Soldaten von fast jedem Regimente des Heeres, wie sie sich aus der Gefangenschaft gelöst oder durchgeschlagen hatten, Freiwillige aus allen Ständen der Bevölkerung, die sich zum Dienst anboten, Treiber, welche Schlachtvieh herbeiführten, jüdische Lieferanten mit ihren Proviantwägen. In den Werkstätten schnitten, nähten und hämmerten dichtgedrängt die Handwerker bis in die Nacht, auf allen Plätzen wurde exercirt und noch des Abends klangen überall, wo Soldaten einquartiert waren, die Hörner, Trompeten und Pfeifen der Musiker, denn jede der neugebildeten Kompagnien und Schwadronen war stolz auf eigene Musik, und sie wurde ihr gern gestattet, nur daß ihre Musiker auch als Soldaten fechten mußten. Unter den eifrigsten war Hans, der in der Schwadron des Rittmeisters sofort zu einer Trompete gekommen war und wenige Wochen nach seinem Eintritt vor dem Doktor an seinen Säbel schlug und stolz meldete: „Der war heut zum ersten Mal dabei.“ In dem engen Raume stießen die Menschen, so verschieden an Vergangenheit und Bildung, oft hart an einander, aber obenauf war bei Officieren und Gemeinen eine trotzige Zuversicht zur eigenen Kraft und Vertrauen zu der Führung.

Mit Befremden sah der Doktor in den ersten Tagen einen Officier, der ihm scheu aus dem Wege ging, den Reiterlieutenant vom runden Tisch, und er versagte sich nicht, den Rittmeister nach seiner Brauchbarkeit zu fragen.

„Ich habe ihn unter den Andern tüchtig einhauen sehen," sagte dieser gleichgültig. „Diese Art Muth hat er, zu selbständigem Kommando würde ich ihn ungern verwenden; er ist weichlich erzogen, um seine Person besorgt und braucht eine Stunde zum Anziehen."

Aber an einem der nächsten Tage redete der Baron den Arzt an: „Sie haben mich damals gesehen, wo ich meine Pflicht nicht that; es war mein erstes Kommando, bei welchem ich mit einem Feinde zusammentraf. Der Gedanke an den Morgen läßt mir seit der Zeit keine Ruhe. Wenn jetzt hier die nähern Umstände bekannt würden, müßte ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen. Ich bitte also, schweigen Sie gegen Jedermann."

Wenn der Arzt mitten in der Nacht aus einem seiner Lazarethe ins Quartier ging, sah er in dem Arbeitszimmer des Grafen immer noch Licht und zuweilen den Schatten einer auf- und abschreitenden Gestalt. Da sagte er dem Grafen bei der nächsten Zusammenkunft: „Das darf ich als Arzt nicht dulden!"

„Lagen Sie zu Bett, als Sie es sahen?" antwortete der Gouverneur.

„Ich hatte einen schweren Fall."

„Ich auch," versetzte der Andere heiter. „Aber wir thun, was wir müssen, nicht auf gleiche Weise. Ich

tummle mich in diesem Wirrwarr mit leichtem Sinn, Sie aber ernsthaft und mit schwerem Muth; und wenn Sie einmal ausruhen, so sehen Sie in sich gekehrt aus, als ob die Welt rings um Sie leer wäre."

„Solchen Ernst, den ich auch in meinem Vornamen mit mir herumtrage, habe ich wohl von meinem Vater geerbt," antwortete der Doktor.

Der Graf rückte ihm den Stuhl, schenkte ihm das Glas voll und legte sich auf dem Sopha zurück. „Erzählen Sie mir von Ihrem lieben Vater."

Das that der Doktor gern. Lange bevor er geendet hatte, hielt der Graf neben ihm sitzend seine Hand fest. „Ich danke Ihnen, mein Freund. Und jetzt will ich erfahren, was Ihnen unter uns leichten Husaren das Herz schwer macht."

So vieler Freundlichkeit konnte der Doktor nicht widerstehen. „Ich hatte ein Mädchen lieb gewonnen; es war das erste frische Aufblühen einer innigen Neigung, und die Geliebte wurde mir plötzlich entfremdet." Er berichtete von dem Ueberfall und der Verlobung im Pfarrhaus, wie ihm der Geistliche erzählt hatte. Der Graf hörte zu, ohne durch eine Frage zu unterbrechen. Als der Erzählende zu den Worten kam, welche der Franzose bei dem Ringwechsel gesprochen, fiel ihm die Spannung im Gesichte des Hörers auf. Nachdem er geendigt hatte, saß der Graf einige Augenblicke in Nachdenken. „Man sucht bei solcher auffallenden That nach den Beweggründen. Ein toller Streich, wie man ihn etwa einem verwegenen Fähnrich zutrauen könnte, scheint dies nicht

zu sein. Ist die Demoiselle das, was man eine Schönheit nennt?" — „Ich glaube ja," versetzte der Doktor. — „So war es dies," schloß der Graf. „Daß der Vater die Nichtigkeit einer solchen Verlobung nicht sogleich und nicht in der nächsten Zeit betont hat, dürfen Sie dem armen alten Herrn, der bis auf den Tod bedrängt war, nicht als übergroße Schwäche auslegen. Zunächst kommt es doch darauf an, wie das Fräulein selbst die Sache ansieht."

„Ich habe sie durch den Vater bitten lassen, mir ihr Vertrauen zu schenken, sie ist nicht darauf eingegangen; sie verhüllt ihre Seele auch vor mir, und darüber traure ich. Ich hatte freilich noch kein Anrecht auf so hohes Vertrauen."

„Auch Schüchternheit und Scham können ein unschuldiges Weib, dem geliebten Manne gegenüber zum Schweigen veranlassen. Und von dieser Seite ist noch nichts verloren. Dagegen scheint mir dieser französische Rittmeister wohl werth, daß man sich nach ihm erkundige. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft verschaffen. Unterdeß lassen Sie sich's gefallen, daß ich mich Ihnen in der Rolle eines Vertrauten aufgedrängt habe und entsagen Sie der Hoffnung nicht so hartnäckig, wie bisher."

Nach einer Zusammenkunft mit dem französischen General, welcher die gegenüber liegenden Truppen befehligte, rief der Graf am Abend seinem Tischgenossen entgegen: „Heut war ich Ihnen noch dankbarer, als ich wohl sonst bin, denn Sie haben mir die unvermeidlichen

Viertelstunden der Konversation mit dem Franzosen erleichtert. Ich habe Auskunft über den Kapitän erhalten. Also, jene Scene im Pfarrhause hat den Prinzen und die Generalität weit mehr beschäftigt, als anzunehmen war. General Lefebvre selbst war genöthigt, deshalb beim Prinzen die Lärmtrommel zu schlagen, nicht wegen des Zweikampfes, sondern weil Herr Dessalle damals in seinem Zorn das gesammte Officierkorps eines deutschen Rheinbundstaates vor den Ohren der Mannschaft und anderer Zuhörer mit sehr bedenklichen, respektwidrigen Ausdrücken bezeichnet hatte. Durch den zweiten Officier, der sich vorsichtig dem Säbel des Kapitäns entzogen hatte, und durch die Unterofficiere wurde dies nach dem Todesfalle zur Anzeige gebracht, die höheren Officiere aber begingen in patriotischem Grimm die Taktlosigkeit, wegen dieser Ehrenkränkung Klage beim Oberkommando zu erheben. Prinz Jérôme vernahm in seiner Weise lachend und wohlgefällig das Abenteuer und dachte offenbar von dem Kapitän darum nicht schlechter, weil er den deutschen Tölpeln eins versetzt hatte. Um seinen Günstling aber den weiteren Folgen zu entheben und die Angelegenheit durch Hinziehen zu beendigen, sandte er ihn mit Briefen an den kaiserlichen Bruder. Dies ist der Grund, weshalb der Officier vom Horizont verschwunden ist und während dieses Feldzuges schwerlich in unserer Provinz erscheinen wird. Das Letztere wenigstens ist günstig;" — und ernsthaft fügte er hinzu — „der Kapitän gilt, so weit dem Urtheil meines Berichterstatters zu trauen ist, für einen

Mann von Ehre; er ist durch eigene Tüchtigkeit heraufgekommen."

Der Doktor saß in düsterem Schweigen und der Graf fuhr ermuthigend fort: „Denken Sie jetzt auch an die Freuden und Sorgen des nächsten Tages. Hundert gute Monturen sind heut früh von den Husaren eingebracht worden. Wir sollen Armeen aus der Erde stampfen und ein Kornfeld bauen auf der flachen Hand, das wird uns nicht leicht, doch Viele helfen mit Freuden. Hätten wir nur eine Million Thaler und sechs Monat Zeit, dann wollten wir Waldläufer uns sehen lassen." Und er begann vertraulich von seinen Plänen für die Ausrüstung zu erzählen, bis der Andere das eigene Leid vergaß.

Ja, es war eine endlose mühevolle Arbeit. Alles fehlte. Am wenigsten noch die Mannschaft. Die Treuen kamen zum Theil aus weiter Ferne, sogar aus den süddeutschen Fürstenthümern, welche einst zu Preußen gehört hatten. Auch an Kompagnieofficieren war kein Mangel, von allen Waffen stellten sie sich ein, Manche von zweifelhaftem Werth, aber auch nicht wenige der Besten, deren Name in späteren Jahren von Mund zu Mund ging. Doch weit schwerer als die Menschen war die Ausrüstung zu beschaffen. Wo das Pulver finden? Der Graf ließ eine Pulvermühle errichten, bald fehlte dafür der Salpeter, Schmuggler trugen mit Lebensgefahr einzelne Centner auf dem Rücken über die östreichische Grenze. Zuletzt ließ der Gouverneur gar durch Streifpartien das Sprengpulver aus den Bergwerken, welche jetzt für den Feind fördern mußten, entführen. Wo die Musketen

hernehmen? Die Gewehre, welche heimlich in der Landschaft gesammelt wurden, hatten jede Art von Kaliber, und es waren meist leichte Jagdflinten, im Krieg auf die Länge gar nicht zu gebrauchen; fast an jeder mußte reparirt und gebastelt werden. Der Graf richtete deshalb auch eine Gewehrfabrik ein, aber natürlich vermochte diese nicht sofort Großes zu leisten. Woher das Tuch und Leder holen für Monturen und Riemzeug? Woher endlich die Kavalleriepferde, seit der Feind den ganzen Winter über die Thiere aus den Ställen geholt hatte, darunter Gespanne, die der Landwirth nicht entbehren konnte. Und über Allem, woher das Geld nehmen für den Sold der Festungstruppen und des kleinen mobilen Heeres? Ohne Geld und Löhnung war keine geordnete Verpflegung möglich, und wenn die Leute hungern mußten, liefen sie wieder aus einander. Die Geldsummen, welche durch patriotische Männer herzugebracht oder durch treue Steuereinnehmer den behenden Boten des Grafen ausgeliefert wurden, auch einzelne Sendungen, welche der Graf durch unermüdliches Schreiben von Wien und London zu erhalten wußte, reichten gerade von einer Woche zur andern, die Vermittler und Agenten waren zum Theil unsicher und Veruntreuungen blieben nicht aus.

Und doch wuchs durch die rastlose Sorge und Thätigkeit des einen Mannes in den Frühlingsmonaten eine Kompagnie und Schwadron um die andere herauf.

Aber je rühriger sich die neugebildeten Truppen im Lande tummelten, um so argwöhnischer vermehrte auch

der Feind sein Heer. Gegen jedes Tausend, das der Graf ins Feld schickte, konnte der Kaiser, der von den Pyrenäen bis zur Weichsel gebot, durch einen Federstrich zehntausend senden, und je lästiger die Zwerge in den Bergthälern wurden, um so heftiger begehrte der Riese in der Ebene das Ende und die Bewältigung des Widerstandes.

Das sagte einst der Doktor dem Gouverneur, als er neben ihm auf einer Bastion stand, und in die anmuthige Sommerlandschaft hinabsah. Der Graf heftete seinen Blick auf den fernen Horizont: „Nicht bei uns liegt die Entscheidung, aber was wir von den Feinden auf uns ziehen, halten wir dort ab, wo unser Schicksal entschieden wird. Ob Oestreich sich entschließt, uns zu helfen, ist noch immer die Frage; nur so lange wir Preußen hier in diesem Lande von uns reden machen, können wir auf die Hilfe hoffen. Und ist bei einem Friedensschluß die Provinz mit allen ihren Festungen in der Hand des Feindes, so dürfen Sie annehmen, daß Schlesien für Preußen verloren ist, und dann ist unser Staat selbst verloren. Da haben Sie drei Gründe dafür, mein Freund, weshalb unsere Husaren wieder ausreiten, um den Franzosen die Wämser zu klopfen.“ Er wies auf den gewundenen Weg, auf welchem Reiter und Fußvolk hinabzogen. „Heut müssen Sie mir gestatten, daß auch ich den Ritt mitmache, wir gedenken einen guten Fang zu thun.“

Am Abend bliesen die heimkehrenden Husaren Fanfare, der Graf hatte in einem ernsten Gefecht dem

Feinde herben Verlust zugefügt, und führte eine ansehnliche Zahl Gefangener mit sich zurück. In einem bairischen Major, der gefangen neben dem Grafen einritt, erkannte der Doktor denselben Officier, welcher früher ihn und den Rittmeister auf der Landstraße angehalten hatte. „Jetzt ist es an uns, Ihnen zu danken," rief er bei der freundlichen Begrüßung. Da auch der Rittmeister das Seine that, so fehlte es dem Baiern nicht an Bequemlichkeit und Gesellschaft. Der Major erwies sich als wackrer Mann von Ehre und die Besuche des Arztes wurden für Beide angenehm.

„Kennen Sie einen französischen Hauptmann Dessalle?" frug einst der Doktor.

„Sie nennen einen Namen, der uns Baiern sehr lästig geworden ist," antwortete der Major. Er erzählte mit Zurückhaltung von dem Zweikampf, und was der Doktor sonst schon wußte. Wir Baiern sind in die Nothwendigkeit versetzt, Erklärungen von ihm zu fordern. Meine Landsleute, an denen er zum Ritter geworden ist, waren so sehr im Unrecht, daß wir uns schämen müssen, und es wäre ganz in der Ordnung gewesen, wenn der Prinz Jérôme oder der Kaiser die strengste Bestrafung der Schuldigen, so weit diese noch am Leben waren, gefordert hätten. Das aber hat man nicht gethan, dagegen hat der Prinz in Gegenwart eines bairischen Generals vor einem großen Kreise die Geschichte von der Verlobung erzählt und dabei den ritterlichen Franzosen bis in den Himmel erhoben; und uns Baiern bleibt nur übrig, diesen Herrn mit dem Säbel zu be-

grüßen, sobald wir seiner habhaft werden. Glauben Sie mir, Doktor, auch unter uns sind Viele, welche es für einen traurigen Krieg halten, wo Deutsche gegen Deutsche kämpfen und für Fremde einander totschlagen, wir für die Franzosen und Sie für die Russen, denn Beide haben wir von den Fremden Hinterlist und Tücke zu erwarten. So klagte der Baier.

Mit gemischten Gefühlen vernahm der Doktor, daß jene Stunde im Pfarrhause auch über die Zukunft seines Gegners dunkle Schatten warf.

Aber der Doktor sollte noch von anderer Seite an den Fremden erinnert werden.

In der Thür einer Weinstube der Stadt traf er auf einen Husarenofficier, dem ein jüdischer Händler gerade einen Brief zusteckte. „Komm' zu uns herein, Bruder Doktor," rief der Officier mit hartem polnischem Accent, „sind wir Alle gerade lustig." Da die Aufforderung von einem Liebling des kleinen Heeres kam, so folgte der Doktor der Einladung und saß in der fröhlichen Gesellschaft nieder. Der Officier neben ihm zog den Brief aus der Tasche und lachte. „Dies hat mir der Jud zugesteckt, es kommt von einem alten Bekannten von mir, der im Stabe des französischen Generals ist. Bevor ich den Brief dem Gouverneur abgebe, will ich ihn selber lesen." Er brach auf und lachte wieder. „Schreibt mir Ossowski kuriose Sachen. Kaiser will mir ein polnisches Regiment geben und mich zum Obersten machen, wenn ich hier quittire und hinüberkomme. Ich werde sogleich antworten; Wirth, geben

Sie eine Feder!“ Und er malte auf einen Zettel mit großen Buchstaben: „Mein Herr, Sie haben mir auf polnisch geschrieben, ich habe als preußischer Officier verlernt, auf polnisch zu antworten. Darum schreibe ich Ihnen deutsch, daß ich den für einen verdammten Kujon halte, welcher einem Preußen solchen Antrag macht; wenn ich Sie einmal finde, werde ich Ihnen das mit meinem Säbel beibringen! Mit gebührender Hochschätzung bin ich Ihr ergebener.“ Er gab den empfangenen Brief und seine Antwort dem Adjutanten. „Schaffe das zu den Franzosen, lieber Bruder, und mache eine Adresse!“

Die Kameraden lachten und sammelten sich um den ehrlichen Gesellen. Und ein Husarenstreich nach dem andern kam zum Vorschein. Endlich sagte der Pole: „Dabei fällt mir ein, daß ich ohnedies schon einem Franzosen versprochen habe, mich mit ihm zu hauen, wenn wir einander treffen. Das war so. Im Winter streifte ich an der polnischen Grenze, und ich kam bis an die Straße, die durch Polnisches nach Ostpreußen führt; dort legte ich mich, wie Kater thut, auf die Lauer. Die Schwadron versteckte ich im Walde und zog mich mit wenigen Husaren quer über Feld zu einem einzelnen Wirthshaus, daneben war nur Scheune und Stall, nach beiden Seiten offene Straße. Ich postire also einen Mann auf die Leiter, die am Dach der Scheune lehnt, und sperre den Kretschmer und sein Weib in den Keller. Die Pferde fressen zwischen Hof und Scheune aus dem Futterbeutel und die Mannschaft sitzt daneben.

Wir waren Tag und Nacht durch die Wälder gezogen, Pferd und Mann sehr herunter. Ich aber gehe in das Haus und suche in der Kammer neben der Schenkstube, ob ich eine Schüssel finde, und ziehe mich schnell aus, um mich zu waschen, was überaus nöthig war. Meine Husaren gerathen unterdeß über ein Fässel Branntwein und machen sich in größter Eile alle naß, wie Fliegen in Buttermilch. Auf einmal entsteht ein Getrappel und Geschrei, und bevor ich in die Kleider komme, höre ich die Stubenthür aufgehen; ich schiebe also leise den Riegel vor die Kammerthür und gucke durch den Ritz. Ein französischer Officier tritt in die Stube, er hat einen Arm in der Binde und Pistole und Kuriertasche in der linken Hand. Zuerst sieht er sich argwöhnisch um, weil aber nichts in der Stube unordentlich ist, legt er Pistole und Tasche auf den Tisch und untersucht mit dem Säbel das Bett. Ich fahre wie ein Blitz hinter seinem Rücken aus der Kammer, packe die Tasche und halte ihm meine Pistole an das Ohr, wie er sich gerade herumdreht. Den Säbel konnte er, da ich ihn an das Bett drängte, mit seinem gebundenen Arm nicht ziehen. So war er einen Augenblick wehrlos in meiner Hand und sagte ruhig: „„Schieß!““ „„Nein,““ antwortete ich auf französisch, „„ich halte die Tasche, Sie halten meine Leute, wir tauschen, und machen Waffenstillstand!““

„„Gut! auf Parole,““ sagte er. „„Ich bin Kapitän Dessalle und wer sind Sie?““ — Hatte ich keine Hosen an und schämte mich deshalb, den Namen eines preußischen Officiers zu nennen, so sprach ich: „„Lieutnant

Brummteufel von Bila-Husaren, wegen der Reinlichkeit im Hemde."" Ich gab die Tasche in seine Hand, und er ging an die Thür und befahl seiner Mannschaft, meine Schlingel freizugeben. Darauf zog ich mich schnell an, er ließ eine Flasche Wein aus seinem Mantelsack bringen, wir saßen einander gegenüber und tranken; beim Abschied sagte er: „„Mein Herr, heut bin ich Ihnen etwas schuldig geblieben, ich bin gewöhnt meine Schulden zu bezahlen, treffen wir uns wieder im Krieg oder Frieden, so hoffe ich, nicht verhindert zu sein die Waffen zu gebrauchen. Dann werden Sie mir Genugthuung geben."" „„Ich bin immer zu Ihren Diensten,"" sagte ich, „„und mein wirklicher Name ist Witowski."" Er grüßte noch mit der Hand und ritt dorthin und ich dahin. Am Abend aber holte ich meinen Husaren Futter und Brot aus der Schenke."

Näher rückte der Feind und enger wurde der Kreis, in welchem die preußischen Fahnen wehten. Wenn es einmal gelang den Gegner durch kühnen Angriff zurückzuwerfen, so kehrte er verstärkt wieder. Bei kleinen Unternehmungen waren die neugebildeten Kompagnien und Schwadronen fast immer glücklich, bei größeren versagte die Kraft. Schon wurden von den vier Festungen, über welche der Generalgouverneur gebot, zwei belagert, und der Fall der einen, des wichtigsten Waffenplatzes stand bevor. Vergebens sandte der Graf Boten und Befehle durch den Ring der Belagerer, um den Kommandanten zur Ausdauer zu veranlassen, vergebens ersann er einen verzweifelten Zug seines kleinen Heeres

hinaus in die Ebene, um die Festung zu entsetzen; das Wagniß gelang nicht, er selbst hatte es wohl kaum gehofft. Unterdeß lag er vom Fieber geschüttelt auf dem Lager, aber seine Energie, mit welcher er festhielt, was er noch in Händen hatte, und die behende Kraft, mit welcher er neue Hilfsmittel ersann, wurden nicht vermindert. Wenn der Doktor die schnellen Athemzüge und den glitzernden Schein der Augen beobachtete, da fühlte er herzliche Hochachtung vor einer Hingabe, die immer das Vaterland im Auge, das eigene Leben für nichts achtete, und vor einem Geiste, welcher der Schwäche des Leibes so siegreich widerstand. Als der Graf in einer solchen Stunde nach einem schmerzlichen Seufzer den theilnehmenden Blick des Arztes auffing, begann er: „Ich bin nicht muthlos, Doktor, aber traurig. Daß wir nicht hier sind, um Siege zu erfechten, und daß wir zuletzt untergehen müssen, wenn nicht ein erbarmendes Geschick von außen Hilfe sendet, das haben wir immer gewußt. Auch darauf bin ich gefaßt, daß unser Nachbar Oestreich nach den letzten Ereignissen noch weniger geneigt sein wird, uns zu helfen, als er früher war. Was mir in der Stille zusetzt, das ist der Verlust an guten Kameraden und getreuen Herzen, den ich fast täglich erfahre. Solche Empfindung steht im Kriege einem Manne, der den Befehl hat, übel an, und vollends bei meiner abenteuerlichen Stellung ist sie eine Schwäche. Aber Einen nach dem Andern sehe ich fallen und verderben. Gerade in dem kleinen Krieg trifft das Schicksal die Bravsten, sie Alle spielen bei ihren Wagnissen mit Tod

und Teufel; dem Schlauen gelingt es fünfmal, und wenn er ein unerhörtes Glück hat, zehnmal, zuletzt fällt die Karte doch gegen ihn. Von meinen Getreusten, die Sie fanden, als Sie hier ankamen, wie wenige sind noch übrig? Im großen Kriege verschwindet das Leben des Einzelnen in der Masse; bei unserm Freibeuterkampfe zähle ich die Häupter, denen ich vertrauen kann und vermisse jedes, das aus dem täglichen Verkehr schwindet. — Auch der Schlaukopf ist dahin, mein Geschäftsreisender, der unermüdlich durch das Land zog und mit gewissenhaften Einnehmern seine Geschäfte machte; er hat uns zuweilen geholfen, wenn der letzte Pfennig ausgegeben war. Zuletzt wollte er auch einmal auf eigene Faust Krieg spielen und raffte sich einige Mannschaft zusammen. Dabei vertraute er zu sehr seinem Glück und kam in die Hände des Feindes. Neulich, als wir den bairischen Major fingen, saß er als Gefangener in Civilkleidern gebunden auf einem Karren, an welchem unsere Husaren vorüberjagten. Es wäre leicht gewesen, ihn loszuhauen, jetzt muß ich durch allerlei Kunststücke die Courtoisie der Franzosen wachrufen, damit diese uns nicht den armen Burschen als Spion abthun.“

In den nächsten Tagen wurde der Gouverneur von dem neuen französischen General, einem der nichtswürdigsten Werkzeuge des Kaisers, zur Verhandlung hinausgeladen auf das Feld inmitten der beiden Heere. Mit kriechender Höflichkeit begann der Franzose die Unterredung, in welcher er zur Uebergabe mahnte, denn er wollte sich gern bei seinem Kaiser den Ruhm sichern, daß er

den hartnäckigen Widerstand des Gegners bewältigt habe. Da ihn aber der feste Widerstand des Grafen reizte, brach die rohe Heftigkeit seines Wesens heraus. Er schrie, daß das preußische Heer des Königs geschlagen und vernichtet, der König selbst verschwunden sei: „dies Königthum hat aufgehört, die jetzt noch widerstehen, sind nichts als Räuber und Mörder.“ Er forderte die Officiere auf, den unsinnigen Mann zu verlassen, der sie ins Verderben führen würde, er drohte das Gut des Gouverneurs, das dieser in der Grafschaft hatte, niederzubrennen, die Familie desselben der Wuth der Soldaten preiszugeben und ihn selbst an den Galgen zu hängen. Wohl niemals hat der Stellvertreter eines Königs solche Sprache ertragen. Die preußischen Officiere griffen an ihre Waffen, um den frechen Franzosen niederzuhauen, der Graf trat dazwischen, wehrte dem Eifer und schied mit den Worten: „Wir respektiren in Ihnen den Vertreter Ihres Kaisers, aber wir verhandeln mit solchem Manne nicht mehr.“

Als der Gouverneur am Abend erschöpft auf dem Lager lag, und sein Vertrauter ihm sagte: „Wie der Franzose die gleißende Höflichkeit aufgab und durch seine Drohungen Sie in Ihrem innersten Leben kränkte, da erkannte ich, wie schwer es ist, die innere Empörung für das gemeine Wohl zu bändigen; ich hätte schwerlich der Versuchung widerstanden, den schlechten Mann niederzuschlagen oder gleich einem Hund wegzustoßen.“

„Loben Sie meine Zurückhaltung nicht,“ sagte der Graf, „denn ich fühlte in diesem Augenblick tief die

Demüthigung, daß ich nicht als freier Herr ihm gegenüberstand, sondern als Diener eines Staates, der nicht in der Lage ist, seine Vertreter vor solcher Beleidigung zu schützen. Hätte ich aber dem Franzosen geantwortet, wie er verdiente, so wäre das dem Kaiser sehr willkommen gewesen, denn er hätte darin eine Veranlassung gefunden, über Verletzung des Völkerrechts und der französischen Ehre zu deklamiren und den Frieden, welchen er widerwillig und mit argen Hintergedanken, nur aus Rücksicht auf andere Mächte, uns bewilligen muß, zu erschweren. Er weiß heut so gut wie wir Beide, daß zwischen uns und ihm ein ehrlicher Friede unmöglich ist, für ihn steht die Frage nur so, auf welchem Wege er uns umbringen soll, und für uns, wie wir seiner ledig werden. Er ist uns darin überlegen, daß er in seiner klaren Entschlossenheit genau sieht, wie die Sachen stehen. Beten Sie, Doktor, daß nicht eine Wahrheit werde, was heut der arge Mann von dem Schicksal unsers Königs und des Heeres gelogen hat."

Nicht Alles wurde als Wahrheit bestätigt, aber die Entscheidung war bei Friedland gegen Preußen gefallen durch die Unfähigkeit oder Hinterlist des russischen Feldherrn. Die Kunde, welche der Graf bald vom Prinzen Jérôme erhielt und dem Heere verbarg, verbreitete sich doch mit seltsamer Schnelle. Nach diesem Schlage schwand den Soldaten die Hoffnung und der Muth.

Und der Kampf um die Festung begann. Der Graf hatte mit Aufgebot aller Kraft ein verschanztes

Lager auf einer Höhe errichtet, deren Besitz für die Behauptung der Festung entscheidend war.

„Auch Sie erwarten in den nächsten Tagen einen Sturm des Feindes," sagte der Doktor zu dem Rittmeister, welcher einsilbiger als sonst an seiner Seite ging.

„Mich kränkt's, daß Sie mich grade in der Arbeit haben, Doktor, und daß ich nicht dabei sein kann. Es ist eine gute Disposition, die der Graf für die Vertheidigung jener Höhe dort gemacht hat, aber nach meinem Husarenverstand muthet sie unseren Officieren und Soldaten allzuviel zu, denn Alles bei uns ist noch zu locker. Wer unsern Gouverneur kennt wie Sie und ich, der muß ihn lieben und verehren bis zur Schwärmerei, und ich kenne keinen Mann auf Erden, der so rein und ohne Rücksicht auf sich selbst für seinen König und für Andere lebt. Er ist hier wie die Sonne, die uns Allen die Kraft zum Leben giebt, er allein, so daß, wenn er uns verloren geht, in demselben Augenblick Alles aus einander fällt. Er hat nur eine Schwäche, er beurtheilt uns Alle im Grunde zu günstig. Beachten Sie seinen Blick, er sieht immer still verklärt in die Ferne, das große Ziel hat er fest im Auge und erfinderisch wie ein Dichter ersinnt er hundert Wege und Auskunftsmittel, um dahin zu gelangen, aber nicht so genau schätzt er die Hindernisse, welche ihm bei den nächsten Schritten in dem Wege stehen. Sein ganzes Wesen treibt ihn dazu, der Tüchtigkeit menschlicher Natur zu viel zu vertrauen und trotz dem großen Scharfsinn, mit welchem er im Ganzen die Sachen beurtheilt, wird seine

Rechnung zuweilen fehlerhaft, weil er die kleinen Reibungen und die Fehler seiner Werkzeuge nicht genug berücksichtigt."

„Wie vermöchte er dieses Leben auszuhalten," versetzte der Doktor, „die Unsicherheit, die ganz unerhörte Stellung eines Diktators, wenn nicht ein Zug von Begeisterung und sanguinischem Glauben in ihm wären? Und ich ahne, daß er auch von den Menschen, die ihn umgeben, Manches kennt, was er Allen verbirgt. Unser bairischer Freund sagte mir, als er ausgewechselt wurde, beim Abschiede: „„Ich lasse Sie mit Bedauern hier zurück, denn die Braven hier sind Alle verrathen und verkauft."" Darauf erzählte er, daß ihm hier vielerlei für die Franzosen mitgetheilt worden sei, „„einiges Schriftliche habe ich verbrannt,"" schloß er, „„denn ich habe nicht vergessen, daß ich ein Deutscher bin, und will mich, wenn ich Sie auch als ehrlicher Soldat bekämpfen muß, nicht zum Angeber gegen die Fremden machen.""

„Sie haben das doch dem Gouverneur mitgetheilt?" frug der Rittmeister.

„Hören Sie, was er mir antwortete: „„Wenn man mich mit Schiller's Räuberhauptmann verglichen hat, so wissen Sie jetzt auch, daß die Herren Spiegelberg und Schufterle unserer Gesellschaft nicht fehlen.""

Ein hoher Stabsofficier schritt über die Bastion, ein älterer Mann mit einem hageren, bronzefarbenen Gesicht und finstren, scharf geschnittenen Zügen. Der Doktor und der Rittmeister salutirten; als er vorüber war, stieß der Rittmeister mit innerm Abscheu seinen

Säbel auf den Stein. „Das ist er, und er ist vielleicht nicht der Einzige."

„Wie ist es möglich, daß der Graf solche Menschen im Amte duldet, wenn er sie für Verräther hält?" frug der Doktor bestürzt.

„Er hat sich lange geweigert, den Verdacht gegen sie aufkommen zu lassen, obgleich ihnen Niemand traute. Jetzt endlich überwacht er sie. Aber dieser und noch ein Anderer haben höheren militärischen Rang als der Graf selbst. Als Stellvertreter des Königs kann er sie, sobald ihr Verrath erwiesen ist, verhaften, im äußersten Fall erschießen lassen, aber so lange er keinen Beweis gegen sie hat, darf er ihnen den Befehl nicht nehmen. Der Gouverneur hat gethan, was ihm ganz widerwärtig ist, dort oben in dem Bureau hat er einen geheimen Polizeidienst einrichten müssen, um Beweise gegen die höchsten Officiere seiner eigenen Garnison zu finden. Es ist ihm bis jetzt nicht gelungen, und glauben Sie mir, das ist seine unablässige Sorge."

Der Sturm auf das verschanzte Lager hatte begonnen, unter dem rollenden Donner der Geschütze und dem Knattern der Musketen eilte der Doktor zu dem Verbandplatz für die Verwundeten. Jetzt hörte und sah er die Schrecken, welche der Zweikampf der Völker jedem Einzelnen bereitet, aber anders als vor einem halben Jahre empfand er das Furchtbare des Krieges, und auf Alles gefaßt sagte er sich: „Wunderlich ist es, daß derselbe Kriegssturm, welcher das Beste im Manne

lebendig macht und das Höchste von ihm fordert, zugleich und oft in derselben Seele das Widerwärtigste und Gemeinste groß zieht, rohe Wildheit, Geldgier und alle Laster, welche erwachen, wenn die alte feste Ordnung seines Lebens aufhört. Das Erhabenste ist zugleich auch das Schrecklichste, und mit dem Göttlichen in uns wird auch der Teufel mächtig.“ Bald nahm die Sorge um die herbeigetragenen Verwundeten ihn völlig in Anspruch.

Am Abend drängten sich die geschlagenen Kompagnien mürrisch und muthlos durch das Thor. Die Festung wurde belagert und die Rechnung ging jetzt um den Tag, an welchem sie fallen müsse.

Der Diener hatte den Tisch mit dem Abendessen des Doktors, wie er pflegte, an das Bett des Grafen gerückt, da begann der Kranke: „Ich muß mich Ihrer freuen, so lange ich Sie habe. Was jetzt noch zu thun bleibt, ist das Schwerste von Allem, und doch so widerwärtig, daß Niemand es loben wird.“

„Sie werden thun, was Ihre Pflicht ist,“ sagte der Doktor, „nicht jede Pflichterfüllung wird durch den Beifall der Lebenden und der Späteren gerühmt. Ich bin gelehrt, daß man bei solcher Erfüllung niemals an den Beifall der Menschen denken soll, nur darauf, daß man der Mahnung des eigenen Gewissens und vernünftiger Erwägung folge.“

„Das ist eine strenge Lehre, mein Freund; auch die Besseren sorgen, vielleicht nicht um den Beifall der Menge, aber doch um die gute Meinung solcher, die

ihnen werth sind. Wir Soldaten vollends, bei denen Befehl und Gehorsam so schonungslos sind, brauchen einen starken äußeren Antrieb, damit wir unsere Pflicht thun; der Soldat vermag Anerkennung und Ruhm nicht zu entbehren, und ebenso wenig die Furcht vor Strafe, und die höheren Officiere bedürfen diesen Sporn noch mehr als andere. Wenn Sie fragen, woher es kommt, daß in diesem Jahre gerade unter den Hohen unserer Armee so viel offene Schwäche zu Tage trat, die bis zum Verrath ging, so giebt es darauf eine kurze Antwort: weil sie vor ihrem guten Könige keine Furcht hatten. Ein General und Jeder, der selbständiges Kommando führt und despotisch gebietet über Untergebene, muß im Grund seiner Seele unablässige Scheu hegen vor dem Stirnrunzeln seines Herrn und dahinter vor Festung oder einer Kugel."

„Ich selbst bin jetzt in der Lage an eine Verurtheilung und Festungshaft für mich zu denken," fuhr er mit traurigem Lächeln fort: „Denn, Doktor, es geht mit uns zu Ende. In dem Pulvermagazin fehlt das Pulver, man hat mir seit Monaten falsche Bestände angegeben; ein unsichtbarer Feind hat sich beeilt, diese Hiobspost und andere hier zu verbreiten, den Leuten ist der Muth gebrochen, sie wissen, daß wir nicht mehr im Stande sind, ernstem Angriff zu widerstehen. Bedauern Sie mich, denn mir ist auch die letzte Ehre des Soldaten versagt, diese Festung bis zum letzten Laib Brot und zur letzten Patrone zu vertheidigen. Ich bin nicht zum Kommandanten der Festung bestellt, sondern

zum Gouverneur des Landes. Meine Provinz ist klein geworden, aber außer diesen Steinen habe ich noch einige andere dem Feinde streitig zu machen, und erst auf dem letzten darf ich vergessen, daß ich meinen König und den Staat noch in andern Sachen zu vertreten habe als in militärischen. Dann erst darf ich die Scheide wegwerfen und an nichts denken als an einen ehrlichen Soldatentod. Jetzt sollte ich diese Festung der Ehre ihres Kommandanten anvertrauen, aber dieser würde morgen dem Feinde das Thor öffnen und dadurch die Wochen, die ich noch gewinnen kann und auf die jetzt Alles ankommt, zu Gunsten der Franzosen preisgeben. Deshalb werde ich die Demüthigung einer Uebergabe auf meinen Namen nehmen."

Da vergaß der Doktor seine eigene Philosophie und rief in tiefem Schmerz: „Herr des Himmels, soll eine Uebergabe auch hier das Ende sein! Unermeßliche Mühe und Arbeit haben Sie aufgewandt, uns Allen sind Sie ein Vorbild geworden der Hingabe an Amt und Beruf. Ihrem Beispiel verdanke ich, daß ich erkannt habe, was ein Mann seinem Vaterlande schuldig ist, und jetzt sollen Sie demselben Schicksal verfallen wie die Schwachen und Schlechten, die anderswo den Befehl hatten. Und Sie sollen nicht unterliegen im ehrlichen Kampfe gegen den Feind, sondern durch elenden Verrath und durch die Gemeinheit Anderer; wahrlich, das ist ein fürchterliches Geschick. Die Ehre, die sich um Ihr Haupt gesammelt, soll Ihnen in der Meinung der Menschen genommen werden durch den Zwang kleiner

und nichtswürdiger Verhältnisse.“ Er wandte sich in seiner Bewegung ab.

„Sagten Sie nicht so eben,“ begann der Graf mit weicher Stimme, „daß man die Pflicht thun soll ohne Rücksicht auf den Beifall der Menschen und nur das eigene Gewissen und vernünftige Urtheil anhören?“

„Das habe ich gesagt, ich weiß wohl, daß Sie so handeln werden; aber das Volk bedarf auch Beispiele von Tugend und Größe, die ihm das Herz erwärmen. Und es wird krank, wie wir geworden sind, weil uns so sehr die Männer fehlen, deren Werth man mit Begeisterung empfindet. Sie waren der Mann, meinen schlesischen Landsleuten in finstrer Zeit ein solches Vorbild zu werden, und für mich ist es furchtbar, daß Ihnen durch ein ruhmloses Ende dieses Kampfes die Krone geraubt wird.“

Der müde Mann erhob sich und sprach leise: „Seien Sie ruhig, mein Freund. Was ich bis jetzt nur meinem König vertraut habe, sollen Sie erfahren: ich übergebe die Festung nicht. Wenn ich mit dem Feinde das Uebereinkommen schließe, ihm die Thore an einem bestimmten Tage zu öffnen, so thue ich dies, um Zeit für die Vertheidigung zu gewinnen. Gegenwärtig sind wir durch Verrath und Entmuthigung wehrlos gegen den drohenden Angriff, ich brauche einige Wochen, um das zu bessern. Nur durch den Vertrag mit den Franzosen habe ich die Möglichkeit gewonnen, mich mit unserm Könige in gesicherte Verbindung zu setzen. Diese Verbindung habe ich benutzt, ihn anzuflehen, daß er mir erlaube, nicht mehr sein Stellvertreter im Lande,

10*

sondern nur Kommandant dieses Platzes zu sein. Die übermüthigen Feinde verletzen jeden Tag den Vertrag, den ich mit ihnen schloß, und jeden Tag darf ich ihnen das nichtige Schriftstück vor die Füße werfen. Und nun wissen Sie, was Ihrer Freundschaft tröstlich sein soll; wenn nicht Friede wird, sollen sie mich lebendig nicht haben. Wir bewahren, will's Gott, dem Könige unsere Berge, oder wir machen dem Feinde die Mühe uns ein Grab zu schaufeln."

Die Franzosen drängten, dem abgeschlossenen Vertrage zuwider während der Waffenruhe näher an die Festung heran, der Graf, welcher unterdeß die Schäden an den Werken, an den Vorräthen und in den Gemüthern seiner Soldaten gebessert hatte, schloß drohend die Thore und verkündete seinen Entschluß, am Ende der Waffenruhe die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Da kam der Friede. Sogleich bestand der Gouverneur darauf, daß die Feinde die Grafschaft und die nächsten Landkreise räumten, und er setzte seinen Willen durch.

Er hatte das Gebiet für Preußen behauptet.

Als der Graf die Bedingungen des Friedens erfahren, lud er eine Anzahl Männer zu sich, welche ihm persönlich nahe gestanden hatten. Der Doktor fand einige Officiere von der früheren Garnison, Officianten, welche in den Bureaux arbeiteten, adlige Gutsbesitzer aus der Provinz, die in den letzten Monaten sich und ihr Vermögen für den Staat eingesetzt hatten. Der Graf erhob sein Glas, trank die Gesundheit des Königs und sagte: „Wir lassen Andere trauern über

den Vertrag, welcher jetzt als Friede den Völkern verkündigt wird; wir wissen so gut wie der Herr der Franzosen, daß dies nur ein Waffenstillstand ist, den beide Theile, wir und der Kaiser, gebrauchen, um aufs Neue zu rüsten; wir wissen und der Kaiser ahnt es auch, daß die Feindschaft zwischen ihm und uns eine tötliche geworden ist, die nur enden wird mit der Vernichtung des Einen. Wir aber vertrauen dem gerechten Gott, daß wir die Sieger bleiben. Während die Waffen ruhen, bereiten wir uns für den neuen Kampf. Wir haben hier in Noth und Enge wie Brüder mit einander gelebt, und treue Genossen bleiben wir einander, wohin uns auch das Schicksal führt. Groß, wie die Niederlage unseres Vaterlandes war, soll auch die Erhebung sein, jeder Preuße, der die Waffen tragen kann, soll ein Krieger werden. Und so scheiden wir von einander als Männer, welche jederzeit bereit sind ihr Leben hinzugeben für ihren König und für die Befreiung ihres Vaterlandes. Jeder von Ihnen sammle in dem Kreise, in dem ihn sein Beruf festhält, die Gleichgesinnten. Für mich aber erflehe ich von der Vorsehung als das höchste Glück meines Lebens, daß mir vergönnt werde, Sie wieder um mich zu versammeln an dem Tage, wo wir die Waffen zu neuem Kampfe gegen den bösen Feind erheben."

7.

Die Begegnung.

Wie siehst du jetzt im Frieden aus, liebe alte Stadt? Als der Friede verkündet war, hat man am Sonntage darauf mit drei Glocken zur Kirche geläutet, statt mit zweien; und der Pastor hat von der Kanzel den Herrn um Kraft gebeten, auf daß die Stadt den Frieden ertrage. In deinem Aussehen ist wenig geändert, die Mauern hat Niemand gebrochen, und die armen Zunftgenossen, die mit dem Säbel an den Thoren standen, sind auch nicht erschossen worden, nur ein baierischer Soldat hat beim Hinausreiten einen von der Wache aus Rachsucht übel geschlagen, weil ihm das Getränk der Stadt mißfiel. Straßen und Häuser stehen wie sonst, und die Menschen unterhalten sich und mühen sich, sind unzufrieden und hoffen auf eine bessere Zukunft wie immer. Und wenn sie im Wirthshause bei einander sitzen, so fragen sie, ob das wirklich eine Zeit des Friedens sei, in der sie leben. In den Festungen liegen die Franzosen wie in der letzten Zeit des Krieges, französische Generäle regieren in der Hauptstadt, französische

Kommandos durchziehen das Land, holen das Vieh aus den Ställen und die Brotfrucht vom Boden, nur daß sie die Gänse und Hühner auf dem Hofe verschonen. Das Zahlen, Liefern und Steuern hat sich im Kriege so eingebürgert, daß man die Gewohnheit im Frieden nicht los werden kann. Ja, die Last wird ärger, denn neben den Feinden fordert jetzt auch die eigene Regierung. Wo aber sind unsere einquartierten Soldaten geblieben, wo schultert der Posten, der sonst vor der Hauptwache auf und niederschritt, und wo sitzen die Officiere vom runden Tisch der Weinstube? Alles verschwunden, die Kompagnie ist aufgelöst, die Leute haben sich verlaufen, denn der Staat ist sehr klein geworden und soll sich den Luxus eines großen Heeres nicht machen. Nur der Hauptmann ist wieder da und wohnt beim Fleischer Beblow wie sonst, aber in der Dachstube. Er ist auf Halbsold gesetzt, trägt auch nicht mehr seinen blauen Rock, sondern geht wie Andere in einem alten verschossenen Civilkleide, noch finstrer und mürrischer als sonst, und seine kleine Schwester näht und kocht für ihn und arbeitet zuweilen bis in die Nacht, damit sie ihm mit einem Packet Tabak Freude machen kann; sie bittet und drängt ihn, bis er sich entschließt, des Nachmittags mit ihr auf dem Stadtwall spazieren zu gehen, denn ihm selbst ist widerwärtig, daß die Leute ihn in seinem Zustande ansehen. Auch Schuster Schilling ist da, aber die gegenwärtige Konjunktion vermag ihn durchaus nicht zu befriedigen, denn für seine neuen Stiefeln findet sich kein rechter Absatz; Mancher, der früher Schuhwerk trug, hat die Laune jetzt barfuß durch

die Welt zu gehen. Hutzel steht wieder an seiner Thür, immer noch mißtrauisch; er hat an drei Orten eingegraben und noch nicht Alles hervorgeholt, und ißt mit seiner Familie aus Blechlöffeln, weil er sich die bittere Sorge, noch einmal zu verstecken, nicht machen will. Vollends in der Weinstube ist eine Aenderung bemerkbar, der ganze erste Tisch und der Tabakskasten sind verschwunden, der Stadtdirektor, ein gedrückter Mann, sitzt jetzt bei den anderen Officianten, und wenn der Kammerherr einmal vom Gute hereinkommt, so nimmt er seinen Platz neben dem Einnehmer. Nur Herr Köhler ist bis auf seinen Tituskopf ganz der alte, wohlhäbig und schlau; wenn er über den Lauf der Welt gespöttelt hat, zieht er sich daheim unter seine Dichter zurück, auch am Bilde des alten Fritz hängt noch der Trauerflor. Und wenn er auf dem Stadtwall den Buskow's begegnet, so bewegt er seinen Hut mit einer Miene, die ihm Niemand nachmachen kann. Denn die untere Hälfte seines Gesichtes weist einen finstern Trotz wegen des Storches, und aus den Augen lacht die Befriedigung wegen seiner Verschwörung mit der Sylphe.

Heut aber hat er sein Zimmer festlich geschmückt, er hat selbst in einem Garten der Vorstadt den großen Blumenstrauß geholt und auf den Tisch vor dem Sopha gestellt, und in seiner Küche wird eine Kalbskeule am Spieß gedreht, denn sein Liebling, der Doktor, ist wiedergekommen und zum ersten Male sein Gast.

Der Winter war vergangen und der Sommer in das Land gezogen, bevor der Doktor aus der Grafschaft

nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte seine Kranken nicht verlassen wollen und er wußte, daß sein Vetter ihn daheim zur Zufriedenheit der Leute vertrat. Als er jetzt seinem Freunde gegenüber stand, hielt ihm dieser einen gefüllten Becher entgegen.

„Auf solchen Willkommen habe ich mich lange gefreut," begrüßte ihn Herr Köhler. „Wenn wir Alle in diesem Jahre zerstoßen, verärgert und zurückgekommen sind, Ihnen hat der Krieg wohlgethan, denn Sie stehen anders vor mir, als damals, wo Sie gingen. In Ihnen ist Lebensmuth und stolze Sicherheit. Natürlich, wenn wir krank sind, wird der Arzt unser Herr. Nun, ich denke, dies Herrengefühl werden Sie unter uns nicht verlieren, denn wir sind jetzt Alle arme Patienten, die nach guten Aerzten seufzen. Heut aber nichts von ärgerlichen Dingen, sondern wie Nestor zur bethränten Hekuba sagt: Trink ihn aus den Trank der Labe, und vergiß den großen Schmerz."

Als Beide in Behagen bei einander saßen, begann der Einnehmer: „Sie bleiben doch jetzt bei uns, und mit leichterem Herzen?" Er sah den Freund prüfend an.

„Ich nehme meine Praxis wieder auf," antwortete dieser, dem fragenden Blick ausweichend. „Meinen Vetter behalte ich hier, bis sich ihm irgendwo Aussicht auf erfolgreiche Thätigkeit bietet.

„Hm!" sagte der Einnehmer, „das bedeutet wohl, er soll ins Feld, sobald es wieder losgeht?"

„Er oder ich," entgegnete der Doktor. Er hob ein

Buch, welches aufgesperrt neben ihm lag, und las: „Reden an die deutsche Nation. — Der große Mann erhebt darin strenge Anklage gegen die Selbstsucht und Genußsucht des lebenden Geschlechtes, aber die Ermahnung zur Buße und Einkehr in uns selbst kam den Deutschen zur rechten Stunde.“

„Der Selbstpeinigung wegen lassen wohl auch Sie Ihre Pfeife im Winkel stehen?“ frug der Einnehmer und faltete die Hände: „Ich bekenne die Selbstsucht und Genußsucht meines Jahrhunderts, auch meine eigene. Ich habe seither, wenn der Winter dem Transport günstig war, zwei bis dreimal ein Dutzend Austern gegessen; waren die Austern nicht frisch, so wurden sie von der Weinwirthin gebraten, das versteht die Frau. Ich bekenne auch die Sünde, daß ich zuweilen ein Glas Ausbruch getrunken habe, und ebenso hatte ich die Selbstsucht, grob zu werden, wenn ein Andrer meinen Zaun ungebührlich benutzte. Von solcher Versunkenheit heilt uns der große Napoleon gründlicher, als Ihr Professor. Die Austern finden nicht mehr den Weg hierher und unsere Zäune sind vom Feinde eingerissen und als Brennholz verbraucht. Wenn es Jemandem schlecht geht, so kommen die Pastoren mit und ohne Bäffchen und rufen Zeter über die Sündhaftigkeit. Ich denke, bei uns ist weniger schlechte Sitte, Ueppigkeit und Selbstsucht als bei den Franzosen, welche so siegreich über uns triumphiren. Mich kränkt's, daß man jetzt überall die Menschen anklagt und nicht die Verhältnisse, unter denen sie zu leben gezwungen waren. Dennoch muß ich ernst-

lich darauf bestehen, daß Sie sich diesen Wein mit Genußliebe gefallen lassen, denn ich habe in Hoffnung auf diese Stunde der Versuchung widerstanden, die Flasche allein auszutrinken."

Der Doktor hatte in den ersten Tagen viel auf die Grüße und freundlichen Anreden der Bürger zu antworten. Er erkannte, daß er der Stadt werth geworden, und begann aufs Neue seine Thätigkeit in der frohen Empfindung, daß er hier in Wahrheit heimisch war. Unter den ersten Kranken, welche seine Hilfe begehrten, war auch der Hauptmann auf Halbsold. Der Doktor stieg zwei enge Treppen hinauf in eine Dachwohnung; dort fand er den Hauptmann verfallen und mürrisch in seinem Bett, davor das kleine Fräulein, mit einer Arbeit beschäftigt. Es war keine tötliche Krankheit, nur die Nachwirkung der früheren Strapazen, und befördert, wie der Arzt argwöhnte, durch schmale Kost, denn in Kammer und Stube sah es dürftig aus. Ein altes kleines Sopha, mit geblümtem Baumwollenstoff überzogen, war von Sonne und Luft so gebleicht, daß man die ursprüngliche Farbe nur an viereckigen Stücken erkannte, welche an einer geschützten Stelle ausgeschnitten und vorn eingesetzt waren. Ueber dem Sopha hing das Pastellbild eines älteren Officiers, wahrscheinlich des verstorbenen Vaters. Der Doktor ließ sich, um zu verschreiben, von der Schwester in ihr kleines Hinterstübchen führen, lobte die Aussicht, welche hinter den Dächern der Nachbarhäuser den Stadtwald und die blauen Berge wies, tröstete die Besorgte und freute sich über die ruhige Sicherheit, mit

welcher die kleine Dame sich in ihren Wänden bewegte und daß, bei aller Einfachheit, der Raum so sauber und wohnlich war. Als er herunterkam, winkte ihn die Hauswirthin in ihre Stube. „Es geht knapp dort oben zu," sagte sie vertraulich, „und die Schwester näht bis in die Nacht, wenn sie Arbeit findet; du lieber Gott! wer hat jetzt Geld, um Andere nähen zu lassen? Ich habe es übernommen, ihr Arbeit zu verschaffen; wenn Sie unter Ihren Bekannten Jemanden wüßten; das Wartegeld des Bruders reicht ja nicht viel weiter als zur Miethe, die aber bezahlt er jeden ersten. Sie glauben gar nicht, wie thätig unser Fräulein ist; sie hat immer noch Hilfe für Andere übrig und man hört sie niemals klagen."

Seitdem wurde der Doktor ein regelmäßiger Besucher der Geschwister, die aufrichtige Hochachtung, welche er der Schwester bewies, that auch dem Bruder wohl, und er wurde bald nicht mehr mit mürrischem Argwohn betrachtet. Einst vernahm er schon auf der Treppe Musik, und als auf sein Klopfen nicht geantwortet wurde, trat er endlich ein. Der Hauptmann saß im Bett und spielte leise auf einer alten Geige, Minchen aber stand daneben vor ihrem Notenheft und blies die Flöte. Da der Doktor vor Jahren sich auf demselben Instrumente geübt hatte, so verstand er, daß sie mit Fertigkeit und mit gutem Ansatz zu blasen wußte. Erröthend legte sie die Flöte weg, da aber der Arzt sie beim Abschiede an der Treppe bat, ihrer Gesundheit wegen das eifrige Blasen

zu meiden, winkte sie ihm wieder in ihre Stube und sagte vergnügt: „Wundern Sie sich nicht darüber; ich habe die Flöte, als der selige Vater noch lebte, bei der Kompagnie gelernt und sie greift mir die Brust gar nicht an. Weil der Bruder oft bekümmert ist über seine Unthätigkeit und über unsere beschränkte Lage, so haben wir uns ausgedacht, wenn er erst wieder gesund ist, wollen wir mit einander auf Reisen gehen und kleine Koncerte geben; wir nehmen einen fremden Namen an, und wenn wir etwas erworben haben, kommen wir wieder hierher zurück. Es fehlt uns nur manchmal an Noten, die ich für mich abschreiben könnte.“ „Was ich selbst besitze, steht Ihnen zu Diensten.“ Das war dem Fräulein lieb und ein Austausch wurde beschlossen.

Da der Doktor von jenem Besuche des Fräuleins bei dem Einnehmer gehört hatte, so vertraute er dem Freunde an, was er jetzt vernommen. „Das Auswandern sieht ihr ähnlich,“ antwortete dieser trocken, „das kommt von den Reisebeschreibungen; mich wundert nur, daß sie nicht die Pickelflöte bläst.“

Aber er ging am nächsten Tage zum Kaufmann, erstand ein Schock feine Leinwand und gebot der Haushälterin, diese mit einer Probe seiner Wäsche zu Frau Beblow zu tragen.

Dasselbe wiederholte sich mehre Male, bis endlich die Haushälterin bei einer neuen Bestellung Einwände erhob: „Aber Herr Einnehmer, der ganze Schrank ist ja voll Wäsche; es ist mehr Vorrath von Bettzeug, Tischzeug und Leibwäsche, als Sie in Ihrem Leben

gebrauchen können, und die neue Wäsche liegt ganz unbenutzt."

„Das versteht Sie nicht," bedeutete Herr Köhler unwillig, „ich gedenke steinalt zu werden. Kennt Sie die Geschichte von den sieben fetten und magern Kühen des Pharao?" Die Haushälterin wußte von den sieben Kühen und von den sieben Aehren. „Lese Sie den Vorfall aufs Neue durch!" befahl der Herr. „Ein vorsichtiger Wirth muß bei Zeiten einschaffen. In Kurzem kommen die mageren Jahre, wo alle unsere Weber gegen die Franzosen marschiren müssen. Dann wird alle Leinwand aufhören."

In der Geißblattlaube des Pfarrgartens saßen Henriette und Bärbel, die Schulzentochter. Auf dem Tisch vor ihnen lag ein kleiner Berg grüner Bohnen, Bärbel hatte, um während ihres Besuches nicht müßig zu sitzen, ein Messer genommen, und schnitt in die Schüssel, welche sie im Schoße hielt. Auch für die Unterhaltung sorgte die junge Frau fast ganz allein, denn Henriette saß schweigsam und die Hand sank ihr zuweilen herab. Sie mochten wohl an Trauriges gedacht haben, Bärbel fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen, als sie sagte: „Mir gruselts, wenn ich bei der Scheune vorbeigehe. Und dann die Verwüstung bei euch, die Schafheerde kann ich gar nicht vergessen. Dieses Unglück haben wir nicht gehabt, denn wie die schlechten Nachrichten kamen, sagte mein Karl zu mir: „„Bärbel,"" sagte er, „„als der Vater auf dem Totenbette lag und

schon fast ganz hinüber war, richtete er sich noch einmal auf und sprach: Karl, wenn Krieg wird, schlachte zuerst die Schafe!"" Diese letzten Worte des Alten haben wir befolgt; was wir nicht sogleich verkaufen konnten, haben wir geräuchert und meiner hat es auf unserem Heuboden unter alten Brettern versteckt. Dort hat es Niemand gefunden, nur daß wir selbst unser Vieh aufessen mußten. Aber so geht's im Kriege. — Das Beste ist noch, daß sie eure silberne Kelle nicht fortgetragen haben, denn diese ist ein schönes Stück und gebührt dir zu deiner Ausstattung."

Henriette machte eine abwehrende Bewegung.

„Du bist heut wieder traurig," sagte Bärbel, „willst du allein sein? ich komme ein ander Mal."

„O bleibe," bat Henriette; „ich kann mit dir über das Vergangene besser reden, als mit Vater und Mutter."

Bärbel setzte sich wieder fest und schlug die Arme über einander. „So rede," sagte sie, „denn aus dem stillen Kummer kommt nichts Gutes heraus. Das Hauptsächlichste bei der ganzen Geschichte ist: welchen willst du haben?"

„Wie kannst du so fragen!"

„Das versteht sich," antwortete die Freundin, „wenn ich an einer Wegzwiesel stehe, so muß ich doch wissen ob rechts oder links, und ein Mädchen muß auch darauf denken, welcher Ehemann sich für sie schickt. Als ich meinem Karl gut wurde, stürte er mit seinen Augen noch unter allen Mädchen herum, ich aber winkte ihm mit dem Ellenbogen, wie man so sagt, und ich bekam ihn. Du

hast ihrer zwei. Sind sie dir beide recht, jeder in seiner Art, so warte ruhig ab und gräme dich nicht um sie." Henriette schüttelte mit dem Kopf. „Ist aber einer unter ihnen, den du gern hättest, und ein anderer, den du gar nicht magst, so rede: welchen willst du?"

Da sah Henriette nach der Gartenbank zur Seite, wo sie einst mit ihrem Besuch gesessen hatte und sagte leise: „Den Doktor."

„Er hat mir gut gefallen," versetzte Bärbel, mit dem Kopf nickend, „er ist auch jetzt bei Wege, denn, wie man hört, fährt er wieder in die Dörfer. Der Andere aber soll auch ein schöner Mann sein und dabei sehr martialisch."

„Er ist mein Retter, Bärbel, aber er war mir fürchterlich. Er weiß wohl, daß ich den Finger krumm bog, als er den Ring daran stecken wollte."

„Wenn du unsern Hiesigen haben willst und den Fremden nicht," fuhr Bärbel mit unerbittlicher Logik fort, „so muß zuerst der Hiesige das merken. Ist er dir gut, wie du ihm, so kannst du auch Vertrauen zu ihm haben, und er kann dir rathen, wie du den Andern los wirst, da der Herr Senior das nicht vermag. Mein Karl," setzte sie stolz hinzu, „würde den Andern durchwamsen, wenn dieser auch noch so sehr mit seinem Säbel herumflunkerte. Doch das geht bei euch nicht."

Henriette stand schnell auf und rief entsetzt: „Denke an das Blut, das bei der Scheune vergossen wurde." Auch die Freundin schwieg eine Weile, aber sie ließ sich nicht beirren: „Der Doktor ist ein gesetzter Mann und

weiß in der Welt Bescheid. Er würde wohl einen Weg finden."

„Er ging bei mir vorüber," klagte Henriette, „und sprach kein Wort zu mir; die Soldatenbraut war ihm verleidet. Meine gequälte Seele sehnte sich danach, ihm Alles zu sagen, er aber grüßte so fremd und hart, daß mir fast das Herz brach."

„Ihm war der Kopf dick, da der Herr Senior ihm grade vorgeklagt hatte. Die Männer haben auch ihre Eifersucht, dann sind sie unvernünftig. Du aber mußt wissen, ob er dir noch gut ist, dadurch wirst du einen bessern Muth gewinnen, und du wirst dein Schicksal nicht mehr so allein herumtragen."

„Du bist eine treue Freundin," sagte Henriette dankbar auf Bärbel sehend.

„Das ist schon recht," bestätigte diese, „aber ich bin kein Mann. Komm, die Bohnen werden welk." Und sie ergriff wieder das Messer.

Während der Arbeit überlegte Bärbel, wie sie selbst an den Doktor kommen könne. Denn ihr war deutlich, daß das Pfarrkind niemals den Muth haben werde, ihn anzustoßen. Auch für sie war die Sache schwer. Der Doktor wohnte fünf Meilen entfernt in anderem Kreise, Gelegenheit dorthin war selten, und hinzufahren ging während der Ernte vollends nicht an. Im Briefschreiben war sie immer tüchtig gewesen, aber solche Geschichten konnte man doch in keinen Brief setzen. Sie sann also über jedes Wort, das sie damals von dem Gaste vernommen. Endlich fiel ihr ein, daß dieser

studirte Mann eine thörichte Grille in seinem Kopfe hatte, diese wollte sie am Flügel fassen.

Sie bog deshalb bei der Heimkehr vom Wege ab nach der Hütte des alten Christian. Sie fand den Schäfer, der seit dem Verlust seiner Heerde trübsinnig geworden war, allein in seiner Stube, wie er an einem Vogelbauer schnitzte. „Schäfer, ich habe vor dem Kriege gesehen, daß der Herr Senior in der Schublade allerlei Steine hielt, die man Feuersteine nennt. Diese habt ihr doch eurem Herrn aus der Erde geholt?“

„Das ist wohl möglich,“ antwortete Christian vorsichtig.

„Könnt ihr auch mir einen solchen Stein schaffen?“

„Wozu wollt ihr ihn gebrauchen, junge Frau?“ frug der Alte.

„Er soll nicht für uns, nur für einen Bekannten. Sie sagen, wenn man so etwas unter das Kopfkissen legt, dann erinnert man sich an Allerlei, was man vergessen hat.“

„Das ist nicht wahr, solche Kraft ist nicht darin,“ versetzte der Schäfer, der selbst prakticirte und nicht leiden konnte, daß Andere mehr wußten als er.

„Mein Bekannter macht einmal großes Wesen von diesen Steinen, und da will ich ihm behilflich sein; habt ihr also davon, so gebt her.“

Der Schäfer brachte einen ziemlich großen Stein hervor. „Er hat sogar ein Loch, und ich will ihn mir selbst aufbewahren,“ sagte er, um ihn nicht umsonst hinzugeben. Aber Bärbel ließ sich die Waare nicht ver-

theuern und nahm ihm den Stein aus der Hand. „Ach was, an dem grauen Ding ist euch auch nichts gelegen," versetzte sie; „wenn wir im Herbst schlachten, bringe ich euch etwas Besseres dagegen." Und sie trug den Stein in ihrem Korbe nach Hause. Unterwegs wurde ihr auch der Umweg deutlich, auf dem sie das Geschenk in die Hände des Doktors spielen wollte. In dem Marktflecken, der auf halbem Wege zur Kreisstadt lag, war ihre Gespielin Liesel an den Ackerwirth Krause verheiratet und in dem Flecken hatte der Arzt zuweilen zu thun.

So geschah es; Bärbel winkte dem Liesel und dieses rührte mit dem Ellenbogen den Doktor an. Denn als kurz darauf sein Wagen vor dem Wirthshause des Fleckens hielt, schickte die Wirthin eilends einen barfüßigen Jungen zu Krause's. Und nicht lange darauf kam Liesel heran und frug schüchtern, ob der Herr sich noch auf sie und ihre Gespielin erinnere, die einmal mit ihm in der Pfarre zusammengewesen waren.

Wie gut erinnerte sich der Doktor daran! Als die junge Frau bemerkte, daß ihm die Begegnung etwas Großes war, fühlte sie sogleich ihre Ueberlegenheit, zog den Stein dreist aus der Tasche und log, er sei vom Bärbel gefunden, und diese hätte gemeint, da der Herr sich aus den Steinen etwas mache und schon die andern habe, so müßte er diesen auch erhalten. „Da ich dies gesagt hatte," erzählte nachher Liesel ihrer Gespielin, „so that ich, als wollte ich gehen; denn, dachte ich, er muß anfangen, wenn er jetzt wie ein Stock steht, so liegt ihm nichts an dem Jettchen. Er aber wurde Feuer über

und über und frug mich nach Allem in der Pfarre aus, so daß ich zuletzt wie dumm sagte: „„Sie sollten einmal wieder hin; es würden sich gewiß Alle freuen."" Da schüttelte er mit dem Kopf, ich aber that, als hätte ich's nicht gesehen und redete herzhaft weiter: „„Denen in der Pfarre sind auch die Franzosen verleidet worden."" Darauf sah er mich groß an und frug: „„Auch dem Fräulein Henriette?"" „„Der am meisten,"" antwortete ich, „„das ist doch natürlich."" Mehr war nicht zu reden, denn die Wirthin stand in der Nähe, und ich wandte mich nur noch zu der Wirthin, gar nicht zu ihm, und sagte: „„Wenn die Bellerwitzin mit der großen Kutsche vorbeifährt, so sagen Sie doch dem Bedienten, die Frau Krause ließe Mamsell Henriette schön grüßen, denn das Pfarrfräulein kommt in der nächsten Woche für einige Zeit zum Besuch auf das Schloß."" Da wußte er's," setzte Liesel stolz hinzu, „und es ging ihm im Kopfe herum."

„Du warst immer die Schlaue," sagte Bärbel bewundernd. Und als sie gleich am nächsten Tage nach der Pfarre kam, erzählte sie ihrer Freundin: „Am gestrigen Sonntage war die Gespielin mit ihrem Manne bei uns, sie wäre gern herübergekommen, nur ging es nicht wegen ihres Kleinen, den sie mit hatte; ist das ein dicker Junge! — Denke dir, sie hat neulich im Wirthshause den Doktor getroffen, der hat sich nach Allem bei euch erkundigt und am meisten nach dir, und er wurde dabei ganz feurig und roth, so daß die Gespielin sagte: Du kannst glauben, er ist ihr gut."

Henriette antwortete nicht, sie stand mit gesenktem Haupt und ihre Hände zerpflückten die Astern, welche sie dem Bärbel mitgeben wollte, sie sprach auch später kein Wort von dem Doktor, aber sie erzählte von vielem Anderen und bestand darauf, die Freundin ein Stück zu begleiten.

Als sie zwischen den Getreidefeldern heimkehrte, lief die Wachtel im Korn neben ihr dahin und ließ ihren Ruf erschallen. Lange hatte die Jungfrau der Hoffnung entsagt und in herber Trauer tröstende Stimmen, die leise an ihr Ohr klangen, weggescheucht; heut hörte sie auf die Sängerin, welche sich immer verbirgt und aus dem Versteck Günstiges kündet.

In der Nähe des Hofes empfing sie den artigen Gruß des Landraths, welcher gerade aus dem Thore fuhr. Daheim waren die Eltern in lebhaftem Gespräch und heiterer, als sie seit langer Zeit gewesen waren. „Denke dir," rief der Vater, auf einige große Geldrollen weisend, „unverhofft ist das Glück bei uns eingekehrt. Vor einigen Wochen war ich aufgefordert worden, die Verluste, welche wir in der Kriegszeit erlitten haben, zu berechnen. Es war keine geringe Summe, das viele Vieh und der Schüttboden. Ich erstaunte selbst darüber und dachte, zurückerhalten werden wir in dieser eisernen Zeit doch nichts. Heut legt der Landrath die ganze Summe auf den Tisch und sagt: von der französischen Generalität sei der Befehl ergangen, mir den Betrag auszuzahlen. Auch sei ihm mitgetheilt, daß die französischen Kommandos, welche

aus den Festungen geschickt werden, um von den Kreisen Proviant einzutreiben, vom Pfarrhofe nichts mehr zu beziehen hätten, und wir sollen fortan von allen Leistungen frei sein."

Henriette schwieg.

„Die Schulzenfrau hat eine gute Milchkuh zu verkaufen," sagte hoffnungsvoll die Mutter.

„Und Christian erhält seine Schafheerde zurück," ergänzte der Senior.

Die rosige Farbe, welche die Tochter auf den Wangen heimgebracht, war erblichen, als sie frug: „Erhalten auch alle Andern ebenso wie wir in Gelde zurück, was ihnen geraubt ist?" Der Senior sah seine Tochter betroffen an. „Das wohl nicht; der Landrath meinte, es sei eine besondere Gunst." „Und weshalb wird uns gewährt, was Andern versagt bleibt?" frug die Tochter wieder.

„Das sagte der Landrath nicht," antwortete der Alte, erschreckt durch das Aussehen seines Kindes. „Er wünschte nur lächelnd Glück zu der einflußreichen Verwendung."

„Der Kapitän hat es bewirkt," entschied die Mutter, „ich dachte mir längst, er würde einmal von sich hören lassen." Henriette faltete die Hände und starrte vor sich hin. Zu der alten Fessel ein neuer Ring und zu dem alten Jammer neuer Streit! „Was ist dir, meine Tochter?" frug der Vater.

„Sie regt sich wieder auf, weil von dem Kapitän die Rede ist," sagte die Mutter unzufrieden.

„Mein Vater, warum hast du dies Geld genommen?

Aus den Beuteln unserer Nachbarn haben es die Franzosen erpreßt, um dir ein Geschenk zu machen, und wenn wir befreit bleiben, müssen unsere Nachbarn den Fremden mehr zinsen als seither. An diesen Rollen hängt ein Fluch, die Seufzer und Thränen von Hunderten."

„Du übertreibst!" sagte der Senior unsicher; „und doch ist dein Einwand nicht unbegründet. Aber im Vergleich zum Ganzen ist dieser Betrag so unbedeutend, daß die Landsleute den Verlust in ihrem Beutel kaum bemerken werden." Und die Mutter erinnerte: „Dafür haben wir auch mehr gelitten und verloren als Andere."

„Und wäre unser Schaden zehnmal und hundertmal größer, so müßte uns der Gedanke doch bedrücken, daß wir besser und anders gehalten werden als unsere Nachbarn. Vater, wenn du mich liebst, so flehe ich: gieb das Geld zurück."

„Wem?" frug der Senior. „Wenn ich die angebotene Gunst zurückweise, so muß solche Weigerung uns übel ausgelegt werden und wir haben bei Gelegenheit neue Quälerei zu erwarten; das Geld aber werden die Franzosen vergnügt selbst behalten, dem Kreise wird es doch nicht zu gut kommen. Ich habe es angenommen und quittirt und kann dem Landrath nicht sagen: es thut mir leid."

„So verbirg die Rollen in der dunkelsten Ecke und wahre dich, lieber Vater, daß du sie nicht öffnest in Mangel und Noth, denn wisse, jeder Groschen davon wird einst von dir zurückgefordert werden."

„Durch wen?" frug der Senior erstaunt.

„Durch deine Tochter," rief Henriette außer sich; „diese Rollen gehören zu dem Kaufpreis, den ein Fremder dafür zahlt, daß er mich wie eine Gefangene am goldenen Ringe hinter sich her ziehen darf. Uebergroß ist ohnedies die Verpflichtung, die wir gegen ihn haben, und mit ihrem Lebensglück bezahlt dein Kind unsere Rettung aus der Gefahr. Nimm nicht neue Gunst und Geschenke, wir tragen schon schwer genug an den alten."

Der Vater hob die Geldrollen vom Tisch und verschloß sie in seinem Schrank. „Ich thue, wie du willst, mein Kind. Täglich bete ich, daß die Unsicherheit aufhören möge, die ein Brautstand ohne Bräutigam uns bereitet, und bei jeder Nachricht von Siegen des Kaisers hoffe ich, daß der Mann wieder für uns erreichbar wird, welcher bei der Entscheidung nöthig ist."

„Ich hoffe nicht mehr," sprach Henriette vor sich hin.

Es war kein Zufall, daß in der nächsten Woche der Wagen des Doktors beim Hause des Kammerherrn vorfuhr. Der Gast wurde in der Besuchstube von der gnädigen Frau empfangen, nachdem sie noch mit einem schnellen Blick in den Spiegel ihre Toilette geordnet hatte. Denn der Doktor war bei ihr in besondere Gunst gekommen, zuerst vielleicht, weil er gute Formen hatte und doch im Geheimen ein Sansculotte war; bald aber, weil sie ein ehrliches Zutrauen zu seinem Gemüth gewann und zu seinem Geschick auf ihre Ideen einzugehen. Denn die gnädige Frau war nicht die vornehmste Dame im Kreise, aber die rührigste. Sie war in der Residenz

einige Mal von der Königin besonders beachtet worden und galt dafür, der hohen Frau ähnlich zu sein, nur daß ihr Näschen etwas spitzer war. Sie trug sich deshalb gern wie ihr Vorbild: Lockenhaar, einen kleinen Schleier um den Hals. In der That hatte sie einen weiteren Gesichtskreis als andere Frauen in der Nähe, sie wußte sich etwas damit, daß eine ihrer Cousinen am Hofe von Weimar war und sprach begeistert über Poesie und über das Ideale; sie war besonders zuvorkommend gegen Bürgerliche, und immer voran, wo es galt, Vornehme zu begrüßen, Feste zu feiern und den Armen Strümpfe zu stricken, zu denen die Schuhe fehlten. Von ihr und ihrem Gemahl war deshalb oft die Rede. Obwohl Spötter ihnen die Beflissenheit, mit der sie sich um Alles kümmerten, zum Vorwurf machten, so waren sie doch im ganzen Kreise wohlbeleumdet und nicht unbeliebt.

„Willkommen aus Rübezahl's Reich!“ begrüßte die Dame den Doktor. „Heut halten wir den flüchtigen Gast fest; Sie sollen von Ihren Abenteuern erzählen. Ihr Graf fuhr auf der Durchreise bei uns vor und wir haben ihn auch nach Ihnen ausgefragt. Ein bedeutender Mann, leider so kränklich, und doch ist er nicht älter als der Kammerherr, kaum über vierzig und war noch vor wenigen Jahren einer der elegantesten Tänzer bei den Françaisen am Hofe. Aber die Politik macht die Männer jetzt merkwürdig alt, und doch stand diese Karrière sonst überall in dem Ruf, daß sie am besten konservire. — Und die furchtbaren Krankheiten, mit

welchen Sie zu thun hatten, man hört davon Schauderhaftes. Ach, Doktor, und des Friedens kann man sich auch nicht freuen. Dennoch hoffe ich, daß die Männer jetzt mehr Zeit und Gemüth für uns Frauen übrig haben, denn seither war die Unterhaltung von einer traurigen Eintönigkeit: Pferdemangel und Kanonendonner, und man machte sich ein Gewissen daraus, einen Walzer zum Klavier zu tanzen. Sie finden meinen Mann nicht zu Hause, doch dürfen wir ihn jede Stunde erwarten, außerdem ist heut ein lieber Besuch bei mir, den Sie ja auch kennen, die Tochter des Seniors, sie hat den Beinamen die Franzosenbraut, aber sie ist charmant, nur ernster als sonst, doch es steht ihr gut."

So unterhielt die lebhafte Hausfrau und dem Doktor war lieb, daß sie die Beschwerden allein trug, bis sie sich endlich entschloß, ihn in das Familienzimmer zu führen. Henriette saß neben den kleinen Töchtern vom Hause. Wie der Gast eintrat, erhob sie sich langsam, ihn zu begrüßen. Sie hatte sich gemüht ihr pochendes Herz zur Ruhe zu bringen, dennoch stand sie ihm bleich vor innerer Erregung gegenüber und nicht anders erging es dem kräftigen Manne. Er fand mit Mühe die schicklichen Worte, sich nach den Eltern und dem Garten zu erkundigen. Sie antwortete ihm, nachdem die erste Befangenheit überwunden war, mit ruhiger Haltung, aber er fühlte heraus, daß sie sich Zwang anthat. Die Kammerherrin lud hinaus in den Park. Beiden wurde im Freien und in der Bewegung unter den Andern leichter zu Muthe und doch empfanden sie, daß sie in

dieser Stunde zu einander gehörten und wie lästig die gleichgültige Unterhaltung war, an der auch sie Theil nehmen mußten. Endlich wurde die Hausfrau abgerufen und die beiden jungen Fräulein liefen nach dem Obstgarten voraus. Der Doktor und Henriette standen an der Landestelle des Schloßteiches und vor ihnen war ein kleiner Kahn am Ufer befestigt. Da wies der Doktor mit einem bittenden Blick auf den Kahn, das Mädchen trat hinein und setzte sich schweigend nieder, er löste die Kette, ergriff das Ruder und fuhr so weit vom Ufer ab, daß das gesprochene Wort für fremde Ohren verklang. Während er das Fahrzeug vorwärts trieb, wagte er in leisen Worten von seiner Liebe zu reden und von seiner Trauer. Die Blätter der Seerosen auf dem Wasser hoben und senkten sich, als ob das Beben seiner Stimme auch sie errege.

So lange er sprach, blickte sie unverwandt auf den Finger ihrer Hand, an welchem der Ring mit dem Vergißmeinnicht fehlte. „Ich lag hilflos am Boden,“ begann sie langsam, ohne ihn anzusehen, „gedemüthigt, mißhandelt, da hat er mich befreit. Als er den Unhold zwang zu entweichen, und als er wieder eintrat und mir zurief, daß der Andere gefallen sei, da, der Herr verzeihe mir die Sünde, meinte ich die Schmach von mir genommen und mir war auf Augenblicke, als müßte ich fortan dem Manne folgen, der mich gerächt hatte. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich so fühlte, nicht wie eine Christin und ein ehrbares Mädchen soll, aber es war so, und ich darf die Wahrheit nicht bergen, am

wenigsten Ihnen. Und wäre er davon geritten, wie er kam, als ein Fremder, so hätte ich ihm nachgesehen wie meinem Heiligen. Aber eine Demüthigung hat er von mir genommen und eine andere hat er mir an den Finger gesteckt. Daß er mich in meiner Erniedrigung gleich einem Nichts behandelte, welches er sich erkaufen und aneignen könne durch ein unwahres Wort, darum empörte sich mein Gemüth wieder gegen ihn wie gegen die Missethäter, und ich vermochte ihm für seine schnelle Hilfe, die mich gerettet, nicht zu danken."

Auch der Mann, welcher ihr gegenüber saß, starrte finster zur Seite auf die Wellenringe, welche über das Wasser zogen. Und er frug tonlos: „So war Ihr Gefühl damals; wie wurde es später?"

„Wie es damals war, so ist es noch heut," antwortete Henriette in derselben Weise. „Um meinetwillen hat er einen Menschen getötet, und daß ich noch unter Andern mein Haupt erheben darf, verdanke ich ihm; dies sind feste Bande, ich vermag sie nicht zu lösen; weil aber seine Hand selbst die Kette um mich gelegt hat, mich anzuschließen an sein Geschick, zürne ich ihm noch heut wie damals, denn er hat damit zerstört, was in meinem Leben fröhlich war, unschuldig und Glück verheißend." Jetzt sah sie ihn an und er sie, und aus ihren Augen quollen die Thränen.

„Und wenn er wieder kommt und Ihre Hand für sich fordert?"

Ein finsterer Schatten flog über ihr Antlitz. „Ich würde ihm dasselbe sagen, was ich heut Ihnen sage:

seine Frau kann ich nicht werden, und einem Andern darf ich nicht angehören, so lange er sein Anrecht behaupten will."

„Sie nennen es ein Recht des Fremden? Es war ein übermüthiger Einfall, ein ruchloses Spiel! wie kann solche That ihm ein Anrecht an Ihr Leben geben?"

„Zuerst war es ein wilder Einfall, mit der Zeit ist es ein Anspruch geworden. Schon das zweite Jahr trage ich die Last, mit jedem Tage sind die Bande fester geworden, welche mich an ihn schnüren, die Leute betrachten mich als seine Braut, die eigenen Eltern möchten gern das Furchtbare sich und mir verhüllen; der Vater vertraut, daß der Himmel Alles ohne sein Zuthun fügen werde, die Mutter hofft, daß der Fremde ihrem Kinde einmal Schützer und Versorger werden könne. Ich hatte in den ersten Tagen und Wochen Niemanden, vor dem ich mein Elend hätte klagen können, damit er mir rathe und mich befreie. Gab es damals Einen, der mir in seinem Herzen freundlich gesinnt war, so fühlte auch dieser sich mir entfremdet und ging mit höflicher Kälte an mir vorüber."

„Henriette!" schrie der Doktor entsetzt.

Sie aber zog ihr Tuch um sich und fuhr traurig fort: „In dieser langen Zeit bin ich ruhiger geworden. Die Fessel, die ich trage, wird schwerer, als sie vormals war, aber ich bin gewöhnt, sie zu tragen. In Harren und Leiden ist der Frohsinn untergegangen und die Hoffnung, die einst ein thörichtes Mädchen hegte. Ich trage mein Theil still; Andere thun es auch."

„In jenen Monaten bat Jemand, der Ihnen von Herzen ergeben ist und der gern sein Leben für Sie hingeben würde, durch Ihren Vater, daß Sie ihm Ihr Vertrauen gewähren.“

„Dem Mitgefühl des Arztes hatte ich nichts zu vertrauen,“ antwortete Henriette stolz, „und einem Manne, an dessen Freundschaft ich gern dachte, sah ich bei der Begegnung an seinen Augen an, daß für ihn das Mädchen, welches die fremden Soldaten an sich gerissen hatten, nicht mehr denselben Werth hatte, wie das unschuldige Pfarrkind, das ihm die Kleeblätter pflückte.“

„Henriette!“ rief der Mann wieder — „zu dem Leid, das ich trage, fügen Sie ein neues, wenn Sie mich so grausam verkennen. Da ich Sie zuerst sah, wurde ich Ihnen gut, wie ich noch keinem Weibe gewesen, es war in meinem einsamen Leben die erste Liebe und ich war selig, wenn ich an Sie dachte und mich an Ihre Seite. Da kam die Erzählung des Vaters; aus seinen Worten klang Vieles, was mir wie Grabgeläut meines stillen Wunsches erschien. Welches Recht hatte ich auf Ihre Neigung? was wußte ich davon? Sie hatten sich mir herzlich zugeneigt in froher Stunde, aber zweifelnd frug ich mich, welchen Werth meine Liebe für Sie haben könne; und die Antwort, die ich mir selbst gab, war: daß ich noch wenig für Ihr Herz bedeuten konnte. Als ich von dem letzten Besuch nach Hause kam, habe ich mit dem Gedanken gerungen, ob ich es wagen dürfe, Ihnen zu schreiben und Sie von meiner Leidenschaft zu unterhalten. Ich war muthlos,

Henriette, denn nicht ich hatte Sie an den Schurken gerächt. Seitdem erst habe ich selbst erkannt, wie heiß und stark das Gefühl ist, das ich in mir herumtrage. Lassen Sie sich gefallen, daß ich Ihnen dies heut sage: fürchterlich und unerträglich ist mir der Gedanke, daß Sie mir fremd werden können."

Sie saß aufgerichtet im Kahne und zwang sich fest zu scheinen, aber die Thränen rollten von ihren Augen.

„Ich wage in dieser Stunde nicht davon zu reden," fuhr der Liebende fort, „was geschehen muß, um die Last einer unmenschlichen Verpflichtung von Ihnen zu nehmen. Vielleicht vermag ich dies, aber nur mit Ihrer Hilfe. Und darum flehe ich nur um das Eine: daß Sie sich meine stille Verehrung gefallen lassen und daß Sie zuweilen daran denken, wie in Ihrer Nähe ein Mann lebt, dem Ihr Glück weit theurer ist als sein Leben, und dessen höchster Lebenswunsch ist, Ihre Liebe und Ihre Hand für sich zu erringen."

Sie bewegte abweisend das Haupt, als sie traurig sagte: „Es ist an meinem Unglück genug; vergessen Sie mich." Aber als sie ihn einen Augenblick ansah, drang ein heller Strahl ihm in die Seele. Dann blickte sie wieder abwärts und weinte still vor sich hin, er aber bewegte leise das Ruder und führte den Kahn dem Lande zu, wo die Hausfrau sie bereits erwartete.

Als der Doktor nach Hause fuhr, lag die Landschaft vor ihm im Zauberglanze der Nacht. Sein alter, sanfte Freund blickte vom dunklen Nachthimmel traulich über die schlafende Erde. Lichter und Schatten zogen in schnellem

Wechsel vorüber, jeder Hof und jede Baumgruppe standen geheimnißvoll in farbigem Scheine, der doch keine Farbe war. Nur in leisen Tönen klang das Leben der Natur, die Grillen zirpten im Korn und eine große Nachtmotte schwirrte an seinem Hut: so weich und mild die Luft und so schön die träumende Welt rings um ihn her! Er aber achtete wenig darauf; ihm selbst war sein Dasein aus dem Dämmerschein sehnsüchtiger Erwartung hineingeworfen in scharfes Tageslicht und in die heiße Leidenschaft der Wirklichkeit. Wie sie vor ihm saß im Kahne, da war sie dasselbe Mädchen gewesen, das er geküßt hatte, und zugleich eine andere, ein stolzes und kräftiges Weib; es waren die Umrisse des Angesichtes, welches ihn einst in mädchenhafter Zärtlichkeit angesehen hatte, aber etwas Anderes war in ihr Wesen gekommen: die Brauen zusammengezogen, das ganze Antlitz größer, die Gestalt fester, sogar die Stimme klang ihm tiefer und ernster in das Ohr. Ihren Willen setzte sie gegen den seinen und fest wehrte sie sein Bitten und Drängen ab. Sie hatten die Rollen gewechselt, er war der sehnsuchtsvoll Harrende geworden, und sie hatte in überlegener Haltung von dem gesprochen, was sie für Pflicht hielt. Dennoch empfand er, daß sie ihm noch nie so lieb gewesen, wie in dieser Stunde. — Und er sollte ihr entsagen! Aber als sie das forderte, war sie weich geworden und ihr innrer Kampf wohl erkennbar. In dem Augenblick lag in ihren Augen und dem Ton der Stimme so viel Schmerz und Liebe, daß nicht die strengen Worte

in ihm hafteten, sondern die tiefe Empfindung, welche sie dahinter verbarg.

Er strich sich über die heiße Schläfe und mahnte sich zu bedächtiger Ueberlegung. Was mußte er thun, um sie dem Andern zu entreißen und für sich zu gewinnen? Schmachvoll dünkte ihm zu ertragen, daß der übermüthige Franzose durch wildes Spiel mit dem eigenen und fremden Leben ein Recht gewonnen hatte über die Tage der Jungfrau und über die Zukunft eines deutschen Mannes; und ganz unleidlich, daß im günstigsten Fall das Glück redlicher Menschen abhängen sollte von Laune und Entscheidung eines Rivalen. Wilde Gedanken zogen wie Nachtvögel durch sein Hirn: War von zweien einer zu viel auf Erden? Aber er scheuchte die finstere Versuchung hinweg. Vergossenes Blut hatte dies unheimliche Bündniß gefestigt, neuer Tod vermochte den Ueberlebenden ein reines Glück nicht zu verschaffen. Was hier Noth that vor Allem, war das eine, daß er selbst sich ihr werth machte. Nur die Neigung zu ihm konnte ihr den Entschluß geben, sich von dem Andern zu lösen trotz Allem, was sie jetzt ihre Pflicht nannte und was sie ihm wie einen Schild zur Abwehr entgegenhielt. Ja, er selbst mußte Buße zahlen dafür, daß ihn bei der letzten Begegnung im Pfarrhause allzusehr der eigene Schmerz beschäftigt hatte und zu wenig ihre Leiden. Er wollte sie wiedersehen, so oft das möglich war, ohne daß er sich aufdrängte, er wollte ihre Zurückhaltung ehren und seine Rede behüten, aber wissen mußte sie fortan zu

jeder Stunde, daß ein treues Herz ihr angehörte, und daß er ein sicherer Berather sein konnte, wenn sie das Vertrauen gewann, das sie nicht zu ihm gehabt. Und er sann darüber, wie er sich ihr auch aus der Ferne vertraulich machen könnte und so lieb, daß ihr Gemüth sich gegen ihn öffnete.

Als er nach Haus kam, setzte er sich zur Stelle nieder und schrieb an sie: „Theures Fräulein! Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen von einer Leidenschaft vorklagen werde, welche meine Seele erfüllt. Nur darum flehe ich, daß Sie mir gestatten, Ihnen zuweilen so zu schreiben wie ein Freund dem andern schreibt, auch über mich selbst und mein eigenes Leben. Lassen Sie sich leidend gefallen, wenn ich so weit Ihren Antheil in Anspruch nehme. Können Sie mir einmal auf meine Briefe eine Antwort geben, so wird dies für mich eine Seligkeit sein; aber auch, wenn Sie das nicht thun wollen, erlauben Sie mir zu Ihnen zu reden wie der Unglückliche zu seinem Beichtiger spricht.“ Darauf schrieb er über seine Erlebnisse in den vergangenen Jahren und über Vieles, was er dabei gedacht hatte.

Mit diesem Brief fuhr er nach dem Marktflecken zu Henriettens Gespielin und bat, den Brief sicher in die Hände des Fräuleins zu liefern.

„Sie ist noch bei der Bellerwitz; ich trage das Schreiben selbst zu ihr,“ versprach Liesel, welche das Sachverhältniß scharfsinnig erkannte. Und als der ungeduldige Doktor nach einigen Tagen wieder vorsprach, erzählte die Vertraute: „Ich ließ sie aus dem Schloß

bitten, wir gingen in den Garten, dort gab ich ihr den Brief. Ich saß auf der einen Bank, sie auf der andern; sie brach den Brief sogleich auf und las sehr lange; dann steckte sie ihn unter ihr Brusttuch und reichte mir die Hand. Als ich frug: „„Ist vielleicht Antwort?““ schüttelte sie nur mit dem Kopf und ging zu den Blumen, brach eine ab und gab sie mir. Dann fing sie an von meinem Kleinen zu reden und von Anderem.“

„Was war es für eine Blume?“ frug der Doktor.

„Es war eine weiße Rose; sie war wohl für Sie bestimmt, aber mein Kleiner hat sie sogleich zerzupft.“

8.

Die Warnung.

In einiger Entfernung von der Stadt lag am Rand eines lichten Gehölzes der Schießplatz, wo seit alter Zeit die ehrbare Gilde der Bürgerschützen ihre Bahn hatte. Dort stand ein Kaffeehaus und an sonnigen Ruhetagen zog der Bürger mit Weib und Kind hinaus und genoß auf den Bretterbänken den Kaffee, welchen die Hausfrauen in der Tüte mitbrachten, und den die Wirthsleute mit großer Gewandtheit, aus jeder Tüte besonders, zu bereiten wußten und im Geschirr auffetzten. Heut konnte der Vermögende auch Kuchen dazu erhalten, denn es war der schöne Tag des Königschießens. Am Morgen waren die Schützen ausgezogen in ihrer grünen Uniform mit gelbem Kragen und großen wollenen Epauletten, vor ihnen Steinmetz mit der Musik und der Zieler, welcher eine große gemalte Scheibe auf dem Rücken trug. Auf der Scheibe war in diesem Jahre ein ungeheurer Drache gemalt und der Künstler hatte ihn so schön gewunden, daß sein Kopf in der Mitte

stand; es war aber der Kopf eines Mannes und der Kopf trug einen kleinen schwarzen Hut.

Die Sonne schien warm, Honoratioren und Bürger saßen, nach Familien geordnet, behaglich im Schatten der Linden und freuten sich der großen Menschenmenge, welche sie alle zusammen darstellten. Die Kinder sprangen um die Tische oder standen vor den beiden aufgeschlagenen Buden, in denen man durch waghalsiges Würfelspiel Pfefferkuchen und Glaswaaren gewinnen konnte. Die meisten verloren ihr Gröschel, aber sie hatten dafür die Hoffnung gehabt. Zuweilen spielte die Musik und in kurzen Zwischenräumen knallten die Schüsse vom nahen Schießplatz in die Unterhaltung. Und hatte einer der Schützen einen guten Schuß gethan, so tanzte der Zieler vor Freude und schwenkte die kleine Scheibe, welche er an einem Stocke in der Hand trug.

Heut wurde mehr geschossen als sonst, denn die Bürgerschützen hatten einen Zuwachs gewonnen, auf den sie stolz waren. In der Stadt war auf einmal eine Vorliebe für Scheibenschießen eingerissen, und viele jüngere Männer waren zu einer Freikompagnie zusammengetreten; sie trugen keine Uniform und marschirten auch nicht mit der alten Gilde, aber sie schossen als Verbündete mit. Und um in Schritt und Tritt zu kommen, hatten sie einen alten Unterofficier, der jetzt in städtischem Dienst lebte, zum Exerziermeister angenommen, sie waren so eifrig bei der Sache, daß auch heut ein großer Theil von ihnen auf der Waldblöße neben dem Schießplatz marschirte, und zuweilen klang das Feuer ihrer Salven

zwischen die Schüsse nach der Scheibe. Sogar die Umgegend hatte Schießgenossen herzugesandt, Krause aus dem Marktflecken war da mit seinem Stutzen und einem Dutzend Gefährten, und aus den Dörfern eine Anzahl junger Burschen. Sonst hätten die Bürger für eine Entwürdigung ihrer Scheibe gehalten, wenn grobe Bauern und Knechte in den Stand getreten wären, heut dünkte das fast Allen Recht, denn, wie ein geachter Bürger sich ausdrückte, es war eine neue Konjunktion gekommen, die Unterthänigkeit war aufgehoben und zugleich vieles Andere, was sonst die Landleute unansehnlich gemacht hatte, und eine Annäherung hatte stattgefunden zwischen Bürgern und Bauern um des gemeinsamen Schicksals willen, das sie Alle trugen.

Beim Schießhause verkehrt auch der Assessor, nicht so still wie früher, er spricht mit Würde zu den Bürgern, welche ihn im Kreise umstehen; denn er ist ganz vor Kurzem in der Stadt der größte Mann geworden. Der alte Stadtdirektor ist verzogen, verschwunden, und Niemand frägt nach ihm, die Stadt hat eine neue Ordnung erhalten, die Bürger regieren sich selbst, haben sich Rathsherren gewählt und den Assessor zum Bürgermeister. Aber auch er hat eine Büchse in der Hand, und wird sogleich wieder mit der Kompagnie exercieren. Weiter ab, da wo ein schöner Kranz von jungen Fräulein auf Stühlen sitzt, bewegt sich unser Vetter, der junge Arzt; ein heiterer rundlicher Herr, sehr höflich und aufmerksam, er überreicht kleine Sträuße von Feldblumen und ist vielen Müttern und Töchtern

angenehmer als sein Verwandter, so daß sie diesen nur in schweren Fällen bemühen.

Hauptperson aber und gewissermaßen das Centrum dieses ganzen Scheibenschießens ist der Doktor. Vor dem Schießhause steht er mit seiner Büchse neben dem Fleischer Beblow, der als Schützenkapitän goldene Epauletten auf seiner Uniform trägt und so gewaltig um sich sieht, daß die Bürger ihn mit noch größerer Hochachtung betrachten, als an Werkeltagen. Der Doktor und Beblow haben viel zu grüßen und auf Fragen zu antworten, Beblow aber gebietet mit lauter Stimme, und der Doktor redet oft leise und vertraulich. Gerade jetzt zu einem jungen Herrn mit einem Schnurrbart, einem großen Gutsbesitzer im Kreise, den er mitgebracht hat. Er führt seinen Gast einige Schritte zur Seite, als dieser zufrieden beginnt: „Ich sehe, bei dir ist Alles in gutem Zuge.“

„Sage dem Grafen,“ antwortete der Doktor, „in unsrer Kompagnie sind etwa hundert Stutzen und eben so viele Gewehre nach dem Modell. Jeder hat einen blauen Rock, rothes Tuch kann sogleich auf die Kragen gesetzt werden; auch das nöthigste Lederzeug ist da, nur mit Mänteln sind wir noch zurück; die Leute sind bereit und vom besten Willen. Die Kompagnie wird acht Tage nach empfangener Ordre ausrücken, wenn ihr uns Officiere und einige Unterofficiere schickt, denn von diesen letzteren haben wir nur drei im Kreise.“

„Du bist weiter als ich,“ sagte der Andere, der früher bei den Husaren gestanden hatte; „mich hindert

zu sehr der Mangel an brauchbaren Pferden. Der letzte Krieg hat darin arg verwüstet. Ueber den Grafen aber würdest du dich freuen; er hat von seinem Gut die ganze Provinz mit einem unsichtbaren Netz überzogen und ist wieder trotz seiner Kränklichkeit Tag und Nacht geschäftig. Doch fand ich ihn in den letzten Wochen ungewöhnlich ernst. Die Niederlagen der Oestreicher und die neuen Erfolge Napoleons mögen ihn wohl verstimmen, und ich fürchte, er empfängt keine guten Nachrichten aus der Residenz; dort fehlt in der letzten Stunde der Entschluß."

„Unterdeß thun wir das unsere," sagte der Doktor ruhig. „Sieh auch die Uebungen unserer Mannschaft an."

„Kommen Sie, Drachentöter," rief der Einnehmer dem Freunde zu, „wir wandern ein wenig zwischen den Tischen, uns das Völkchen zu betrachten. Hier können Sie die Verdorbenheit unseres Jahrhunderts deutlich erkennen. Mancher Rock ist schäbig und geflickt, weil der Besitzer allzutief versunken ist, und mancher Mann verschwendet hier seinen letzten Groschen, um die Cichorie mitzutrinken. Auch die Erhebung der Gemüther, welche jetzt bei uns beginnen soll, ist bereits zu beobachten; denn während die Leute alle Fehler ihrer Mitmenschen scharfsinnig besprechen, bauscht sich ihr eigenes Selbstgefühl auf und sie ziehen am Abend tugendhaft und erhoben nach Hause. — Wer ist der Fremde, der hier umherstreicht, er scheint Sie scharf ins Auge zu fassen."

„Ich kenne ihn nicht," versetzte der Doktor, „er ist wohl Gast eines Städters."

„Er sieht mir nicht so aus," sagte der Einnehmer, „ich will mich doch beim Kaffeewirth erkundigen, der kennt Jedermann aus der Umgegend. — Dort sitzt auch der Hauptmann und trinkt unter den Bürgern so gemüthlich Kaffee, als hätte er niemals einen Kriegszug gegen Störche gemacht; das Beste an ihm ist seine Schwester."

Am Waldrande in einer Ecke hatte sich die reducirte Kriegsmacht gelagert, der alte Major, der Hauptmann und das Fräulein. Die Männer rauchten steif und ernsthaft und wechselten nur zuweilen kurze Reden, das Fräulein aber klapperte geschäftig mit den Tassen und ihre Augen blickten fröhlich in die große Gesellschaft, denn sie hatte heut früh dem Bruder viele Groschen im Beutelchen gewiesen, die sie sich mit ihrer fleißigen Hand verdient, und hatte ihn und den Major als ihre Gäste eingeladen. Darum stand auch ein ganzer Teller Kuchen auf dem Tisch, und während sie eingoß, mahnte sie die Herren so dringend, das Backwerk nicht zu vergessen, daß der Major die Pfeife wegstellte und ritterlich nach dem Teller griff. Um den Bruder machte sie sich weniger Sorge, denn was nicht verzehrt wurde, packte sie in das Körbchen, und er mußte es morgen doch essen.

Während das Fräulein auf den artigen Gruß der vorübergehenden Freunde dankte, erröthete sie ein wenig: „Der Herr Einnehmer weiß gewiß," dachte sie, „daß ich seine Hemden genäht habe, er wird mich wegen des vielen Kuchens für eine Verschwenderin halten."

Aber als der Doktor sie freundlich anredete, gewann sie sogleich die Unbefangenheit wieder und sprach mit ihm in sicherer Haltung als eine kluge kleine Dame, die auch weiß, was ihr gebührt.

„Mich wundert,“ sagte der Major den beiden Freunden nachsehend, „daß unser Doktor sich auf diesen neuen Schwindel mit der Freikompagnie eingelassen hat.“ Aus der Ferne puffte eine Salve. „Die Himmelhunde plackern,“ brummte verächtlich der Hauptmann und blies eine Wolke.

Und wieder eine Salve. „Wir wollen doch einmal das Kinderspiel ansehen,“ rieth der Major und erhob sich. Sogleich that der Hauptmann dasselbe, das Fräulein packte schnell ihren Kuchen zusammen und sie gingen zu drei nach dem Uebungsplatz. Dort sahen sie eine Weile zu und vermehrten durchaus nicht das Behagen der Kompagnie; denn der Unterofficier wurde, seit er die großen Herren zu Zuschauern hatte, strenge und tadelsüchtig, und verlangte Schweres von der Mannschaft. Die Officiere, welche seit Jahren mit Tritt und Griff nur in ihren Träumen zu thun gehabt hatten, betrachteten die Sache vornehm und überlegen, aber doch mit steigendem Antheil. Endlich raunte der Major dem Assessor, welcher grade bei ihm vorbeimarschirte, halblaut zu: „Gewehr anziehen!“ Darauf ruckte auch der Hauptmann leise mit den Armen, um den Tritt der Kompagnie gewissermaßen durch moralische Nachhilfe zu kräftigen, bis er endlich ausbrach: „Donnerwetter, Unterofficier, lassen Sie die Leute Distanz halten!“

„Es wird dem Mann allein zu schwer,“ bemerkte

mitleidig der Major; und im nächsten Augenblick marschirten die Officiere, jeder neben einem Zuge, auf dem Exerzierplatz umher, bis der Unterofficier stolz über solche Hilfe in Linie aufmarschiren und das Gewehr präsentiren ließ. „Ein Vivat den Herren Officieren!“ Lustig schrie die Kompagnie nach. Die beiden Herren dankten und sahen einander betroffen an. „Es ist doch zu nichts gut als zur Bewegung,“ sagte der Major mit nachsichtigem Lächeln.

Der Schießplatz war aber seit alter Zeit auch deshalb berühmt, weil sich auf ihm dicht neben den wilden Waffenthaten der Männer Holdes und Menschenfreundliches ereignete: zarte Annäherung, anmuthiges Wiedersehen und dergleichen. Viele reich gesegnete Ehen waren dort eingeleitet worden und die Hausfrauen führten ihre Kleinen gern unter die Linden, weil ihnen selbst die Stätte durch große Erinnerungen geweiht war, welche wie unsichtbare Blumengewinde um Bäume und Tische hingen.

Arglos stand Fräulein Minchen, von ihren Herren verlassen, unter den Zuschauern und beobachtete die kriegerischen Bewegungen mit besserem Verständniß als der Einnehmer, sie ahnte auch nichts von dem tiefen Mißtrauen, mit welchem dieser sie selbst betrachtete. Denn Herr Köhler erwartete jede Woche zu hören, daß sie als weiblicher Robinson mit der Flöte statt Sonnenschirm und mit dem Lama, ihrem Bruder in die weite Welt gezogen sei. Endlich überreichte er ihr in einer Verbeugung das Taschentuch, welches heruntergefallen

war, und begann ein kleines Gespräch über Sonnenschein und Festfreude. „Da sehen Sie den neuen Bürgermeister selbst Soldaten spielen."

„Er macht seine Sache recht gut," sagte das Fräulein.

„Mit dieser Städteordnung kommen allerlei Ideen auf," fuhr der Einnehmer fort; „nicht nur die Großen, auch die Kinder sollen auf neue Weise gedrillt werden. Der Bürgermeister hat die Absicht, für arme Mädchen, große und kleine, eine Art Schule einzurichten, wo sie allerlei Weibliches erlernen, und er frug mich, ob ich Jemanden wüßte, der gegen ein Entgelt, das freilich gering ist, eine solche Anstalt übernehmen würde. Eine Stube im Schulhause ist dafür bestimmt und es handelt sich nur noch um die Lehrerin. Man wollte deshalb Sie um Ihren Rath fragen. Wissen Sie Jemand nachzuweisen, so thun Sie ein gutes Werk."

Das Fräulein sah den Einnehmer mit großen Augen an. „Sie haben dabei an mich gedacht."

„Seit ich Sie damals im Kriege auf diesem Platze unter den Soldaten sah," antwortete Herr Köhler, „glaube ich allerdings, daß Sie eine gute Lehrerin sein könnten, aber die Stelle Ihnen anzutragen, wird der Bürgermeister kaum wagen, da die Stadt gegenwärtig arm ist."

„Ich bin auch arm," sagte das Fräulein mit fester Stimme, „und eine sichere Einnahme, auch eine geringe, wäre für mich ein großes Glück. Wenn Sie meinen, daß ich brauchbar bin, so würde ich mit Freuden annehmen."

„Es wären täglich zwei Stunden und außer den Festwochen nur ein Mal im Sommer Ferien.“ Und dabei dachte er: warte, Robinson, du sollst kein Kanoe behalten, auf dem du in der Ferne Abenteuer suchen kannst.

„Das würde ich gerade noch übernehmen dürfen,“ sagte sie mit glänzenden Augen, „ich hätte dann noch Zeit genug für unsere kleine Wirthschaft im Hause.“

„Dann also wird der Bürgermeister kommen,“ schloß Herr Köhler gleichmüthig, damit die Dankbarkeit, mit welcher sie ihn betrachtete, sich nicht in Worten ausdrücke. Und er empfahl sich mit weltmännischer Kürze. Er hatte kein gutes Gewissen, denn er selbst hatte längere Zeit intriguirt und gemahnt, bis der neue Magistrat, welcher die dringende Nothwendigkeit solcher Schule nicht sofort begriff, zu dem Entschluß gekommen war.

Auch der Doktor konnte sich der geheimnißvollen Begabung des Schießplatzes nicht ganz entziehen. Zwischen ihm und dem Ackerwirth Krause war im letzten Jahre ganz besondere Wohlmeinung erwachsen, nicht durch das Vaterland allein veranlaßt. Auch heut hatte der Schützengast auf viele Fragen zu antworten: Liesel hatte das zweite taufen lassen, Bärbel erwartete das erste, und Henriette war thätig im Hause und für die Bedürftigen der Gemeinde besorgt, wie immer. Dennoch schloß Krause seinen Bericht mit Kopfschütteln: „Der Herr Senior ist als ein redlicher Mann und auch als getreuer Seelsorger in der Umgegend geschätzt, aber die Leute verdenken ihm jetzt, daß er von den Lieferungen an die

Festung gänzlich befreit ist. Wenn die Kommandos der Franzosen durch den Kreis reiten, halten sie bei ihm an zu einem Frühstück und Glase Wein. Mehr als einer von den Eingepfarrten hat den Geistlichen mit diesen Leuten am Tische gesehen; deshalb schelten Manche die Familie Franzosenfreunde. Meine Frau sagt, sie wisse am besten, daß man dem Senior und noch mehr dem Fräulein Unrecht thut, aber es ist kein Wunder, daß solches Gerede entsteht. Auch der Kirchenbesuch hat abgenommen."

In dem stillen Pfarrgarten blühten wieder die Rosen, und durch das stachlige Geäst der Schlehen und Brombeeren schlüpften vorsichtig die Zaunkönige. Das erste Heimwesen hatte ihnen der Kater zerrissen, jetzt waren sie geschäftig bei der zweiten Brut, das Weibchen saß still auf dem Neste, aber der kleine Herr fuhr heimlich zwischen Ranken und Dornen dahin und trug Gutes für die Wirthschaft herzu; und wenn er einmal mit seiner feinen Stimme anschlug, antwortete kaum hörbar das Weibchen. Henriette, welche das leise Locken der Kleinen vernahm, rührte an die Stelle des Mieders, wo sie den letzten Brief des Doktors bewahrte. Wieder war Jahr und Tag vergangen seit jener Unterredung auf dem Wasser, noch immer lag das Verhängnißvolle schwer auf ihr, aber in ihr selbst war ein neuer Sommer erblüht, denn stolz fühlte sie sich als die Freundin und Vertraute des Mannes, der ihr lieb war. Von dem Inhalt seines Lebens war in das ihre übergegangen. Seine Hoffnung und Arbeit für das geknechtete Heimatland, Vieles

was er über den Weltlauf dachte und was ihm von Trauer und Freude bei Ausübung seines Berufes durch das Gemüth ging, das empfand sie mit, in ihrer Einsamkeit gehoben durch den Zauber dieser Bundesgenossenschaft. Nur selten hatte sie ihn gesehen, immer im Zwange größerer Gesellschaft, und nie hatte er in der Zeit etwas Anderes zu ihr gesprochen, als was auch Fremde hören konnten, aber in seinem Blick und im Ton seiner Rede vernahm sie dasselbe, was aus allen seinen Briefen klang. Auch wenn er schrieb, vermied er, von seinen Gefühlen zu sprechen, die Leserin fand doch in jeder Zeile die treue Liebe.

Ein Postillon blies, die Extrapost fuhr im Hofe an und Henriette eilte nach dem Hause. Sie traf die Eltern in Begrüßung eines Fremden, der das Deutsche wie ein Franzose sprach. Es war ein behender junger Mann, der keine Uniform trug, aber durch seine Haltung verrieth, daß er Officier war. Als der Vater die Tochter vorstellte, begann der artige Gast: „Es macht mich glücklich die Huldigung, deren Bote ich bin, selbst an Mademoiselle ausrichten zu können, Major Dessalle hat mir aufgetragen hier einzutreten und diesen Brief dem Herrn Pfarrer zu übergeben.“ Der Senior brach auf. „Der Brief enthält nichts als die Mittheilung, daß Herr Dessalle befördert worden, und verweist uns im Uebrigen auf Sie, verehrter Herr.“

„Mir ist nur auf kurze Zeit das Glück zu Theil geworden, in Paris mit dem Major zusammen zu sein; er war mit Aufträgen aus Spanien an die Donau zum

Kaiser gesandt und mußte nach seiner Audienz wieder über die Pyrenäen."

„In das wilde Land und in diesen unbarmherzigen Kampf!" bedauerte gutherzig der Senior. „Vor Jahr und Tag empfingen wir einen ähnlichen kurzen Brief von Paris, worin er mittheilte, daß er aus Italien zurückgekehrt sei und zur spanischen Armee abgehe. Dies ist die erste Nachricht, die wir seitdem erhalten."

„Das Schicksal des Soldaten!" antwortete mitfühlend der Franzose. „Ich ahne jetzt, wie schwer mein Freund die Entbehrung empfindet, welche ihm der Dienst auflegt."

„Aber noch stehen Sie," rief die Frau Pastorin. „Henriette vergiß nicht die Sorge für unsern Gast." Die Tochter eilte hinaus und preßte die Hand gegen ihr hämmerndes Herz.

Als sie den Wein hereinbrachte, war der Fremde in lebendiger Unterhaltung mit den Eltern. Sie schenkte ein, als ihr der Franzose ritterlich einen Stuhl herantrug, lehnte sie ab, ging mit dem Schlüsselbund hin und her, ihre Unruhe zu verbergen, blieb nur zuweilen am Tische stehen und hörte mit halbem Ohr Bruchstücke des Gespräches.

Der Ungarwein und die harmlosen Fragen des Seniors machten den Franzosen zutraulich: „Es thut wohl, endlich einmal wieder unter Gutgesinnten zu sein; auf den letzten Stationen hatte ich finstre Blicke und Ungefälligkeit zu ertragen."

„Es ist ja jetzt Friede," bedauerte der Pastor, „und wir beten, daß der schreckliche Krieg uns fortan verschone."

„Nicht Jeder in diesem Lande denkt so," antwortete der Fremde, zog seine Brieftasche hervor und blätterte darin. „Kennen Sie einen Doktor König hier in der Gegend?"

„Ja wohl," antwortete der Senior ohne Behagen; „er hat früher einmal meine Frau behandelt, aber als später meine Tochter erkrankte, hatte sie eine Abneigung, ihn zu Rathe zu ziehen, und seit mehren Jahren besucht uns der Arzt aus einer anderen Stadt."

„Ihre Demoiselle Tochter hatte die richtige Empfindung, als sie sich weigerte, dem erwähnten Manne ihr Vertrauen zu schenken." Henriette stand unbeweglich und sah dem Franzosen voll ins Gesicht. „Meine Reise geht auch ihn an," fuhr dieser geschwätzig fort. „Er ist ein gefährliches Subjekt."

„Das thut mir leid," sagte der ehrliche Senior; „ich wünsche nur, daß er sich als unschuldig ausweise."

Der Franzose lächelte. „Es wird gut für ihn sein, wenn er das vermag."

„Sie sollen ihn doch nicht bei unsrer Regierung belangen?" frug der Senior.

Der Franzose lächelte wieder. „Der Kaiser liebt ein kurzes Verfahren und wartet in solchen Fällen nicht darauf, was den Regierungen belieben wird." Er brach ab und frug nach der Entfernung bis zur nächsten Festung. Denn diese war im Besitz der Franzosen geblieben, auch nachdem ihre Truppen die übrige Provinz geräumt hatten.

Henriette trat jetzt an den Tisch, und sagte langsam,

wie Jemand, der auswendig Gelerntes hersagt: „Ich hoffe, der Herr wird uns die Ehre erweisen, heut in unserem Hause vorlieb zu nehmen; ein Abendessen und eine Nachtruhe wird Ihnen nach der langen Reise gut thun.“

„Ich handle gegen meine Ordre,“ versetzte der höfliche Franzose, „aber ich vermag einer Einladung aus Ihrem Munde nicht ganz zu widerstehen. Sie werden mir erlauben, heut zur Nacht nach der nächsten Station aufzubrechen, wo mich ein Kommando aus unsrer Garnison erwartet, denn mein Auftrag hat Eile.“

„Dann machen wir sogleich zurecht, was Sie bedürfen.“

„Eine stolze Schönheit,“ sagte der Franzose ihr nachsehend mit dreister Artigkeit, „Major Dessalle hat Geschmack und ich finde, er ist zu beneiden.“

Henriette ging in die Küche, befahl ruhig den Mädchen und half selbst. Auch während des Abendessens ging sie ab und zu und trug selbst den Wein auf. „Es ist französischer Wein, mein Herr,“ sagte sie mit kaltem Lächeln. „Wir wissen Ihnen nichts Besseres anzubieten.“ Sie setzte sich einen Augenblick mit zu Tisch, doch aß sie nicht und antwortete auf die Einladung des Fremden, daß heut für sie Fasttag sei. Nach dem Essen verneigte sie sich vor dem Gaste, sagte Vater und Mutter gute Nacht und setzte gleichgültig hinzu: „Das Bärbel hat heut hergeschickt; ich will morgen mit dem Frühsten nach ihr sehen, sie erwartet ihre Stunde.“

„Weshalb will Mademoiselle uns verlassen?“ frug der Franzose mit aufsteigendem Argwohn.

„Entbindung einer Freundin," erklärte der Senior.
„Ah so," sagte der Fremde, zufrieden daß ihn die zarte Angelegenheit nichts anging.

Henriette rief die alte Magd Susanne in ihre Stube: „Du bist treu und klug, heut sollst du mir das beweisen. Wenn von jetzt ab nach mir gefragt wird, so sage, ich sei zum Bärbel gegangen." Sie verhüllte ihr Haupt und schlug ein dunkles Tuch um die Schultern. „Schließe hinter mir die Gartenthür!"

„Sie wollen doch nicht hinaus?" frug die Magd entsetzt, „zur Nacht und in dieser unsicheren Zeit."

„Dies ist die Zeit, bei Nacht zu gehen," antwortete Henriette, das Tuch zusammensteckend. „Wo ist der Knecht?" — „Im Stall mit dem Postillon des fremden Herrn."

„Er darf von nichts wissen — und wo ist Christian mit dem Hunde?"

„Er sitzt noch im Hirtenhause, wird aber bald zur Nachtwache kommen."

„Schnell, damit der Hund nicht anschlägt, wenn er meinen Tritt hört. Bete für mich, Susanne, und schweige." Sie eilte durch den Garten bei dem alten Brunnen vorüber auf die Landstraße. Dort ging sie mit ruhigem Schritt vorwärts. „Ich muß die Kraft sparen," sagte sie zu sich selbst, „der Weg ist weit, aber ich habe die ganze Nacht vor mir." Sie spähte mit scharfem Blick auf die Straße und in die Landschaft. Durch das gebrochene Gewölk schien bald heller bald schwächer ein graues Dämmerlicht, es warf viele seltsame Schatten

ihrer Gestalt auf den Weg, hierhin und dorthin, rings um sie im Kreise. Zuweilen blieb sie neben einem Baumstamm stehen und lauschte; Alles war still, nur die Frösche schrieen lustig im Sumpfe, die Grillen zirpten und in dem nahen Dorf bellten die Hunde. In der Niederung zur Seite lag weißer Dampf am Boden, wie eine Wasserfläche breitete er sich über Gräser und Blüthen des Grundes. „Dort ist der Richtweg, der mich schneller fördert, und ich vermeide den Wagen des Feindes.“ Sie verließ die Straße, betrat das große Ried, welches sich in ihrer Richtung weit hinzog, und achtete sorglich auf die kleinen Erdhaufen, die Zeichen des Weges. Der Nebel deckte ihr die Füße bis an die Knie und der Landmann in dem nahen Weiler, welcher die hohe Gestalt lautlos an sich vorüberschweben sah, nahm erschrocken den Hut vor die Augen und sprach einen frommen Spruch hinein, damit ihn der Geist nicht schädige.

„Jetzt denkt er meiner,“ sagte sie vor sich hin, „denn mir will das Herz zerspringen vor Sorge und Gram um ihn. Immer hat mich getröstet, wenn mein Jammer unerträglich wurde und die Sehnsucht nach Rettung übergroß, daß auch ihm in derselben Stunde das Herz schwer sein müßte bei dem Gedanken an mich. Zu dieser Zeit kommt er wohl heim von einem Kranken, vielleicht auch aus lustiger Gesellschaft, und wenn er in seine Stube tritt, sieht er, wie das Sternenlicht ein bleiches Fenster auf der Diele malt, dann fällt ihm jener Abend ein, an dem er den Brief des Vaters er-

hielt, und noch ein anderer Abend, wo er neben mir saß auf der Bank. Zwischen uns war nur ein heller Strahl Mondenschein und der Strahl schien über meine Hand, da legte er seine Hand auf die meine und der Strahl war wieder da, er konnte ihn nicht zudecken, wie er als Knabe immer gewollt. Er weiß nicht, wie oft ich in meiner Kammer die Hand auf das Fensterbrett gelegt habe, damit der liebe Mond sein Licht ebenso darauf werfe, wie damals. Seitdem haben wir schwere Jahre verlebt und von dem Fluch, der auf mir liegt, vermag auch er mich nicht zu lösen."

So schritt sie vorwärts eine Meile und die andere. Das letzte bleiche Abendroth rückte am Himmel langsam gen Norden und die Jungfrau wandte zuweilen den Blick rückwärts und suchte den Schein. „Im Sommer mahnst du, freundliches Licht, wie geheime Hoffnung daran, daß die Sonne in der Nähe bleibt und in Kurzem wieder heraufsteigen wird über die grünende Erde; wenn aber im Winter von jener Stelle die rothe Lohe aufsteigt und den Himmel mit Flammen und zuckendem Glanze anfüllt, dann entsetzen sich die Dorfleute und wahrsagen Böses. Ach das schwerste Unheil kommt plötzlich über den Ahnungslosen, mitten in Friede und Freude bricht es hinein. Als ich heut am Dornenstrauch stand und das Zwitschern der kleinen Vögel hörte, war mir freudig zu Muth und ich dachte an nichts, als an den heimlichen Gesang, der von ihm zu mir klingt. Die Kleinen ahnen es auch nicht, wenn das Raubthier gegen sie heranschleicht." Und ihr Schritt wurde schneller.

Zur Seite lag der Hof, in welchem ihre Gespielin wohnte; vielleicht wachte sie jetzt im Bett, über die Wiege des Kindes gebeugt. Und die Wanderin dachte daran, ob sie an das Thor pochen sollte, um den Beistand ihrer Vertrauten wachzurufen, aber sie schüttelte das Haupt und schritt schnell vorüber. In dem Marktflecken schlug die Uhr Mitternacht und in weiter Entfernung hallte aus den Dörfern derselbe Schlag; die ängstliche Stunde der Nacht begann. Daheim, als sie noch Kind war, hatte auch ihr in dieser Stunde vor dem Friedhofe gegraut, aber später war sie oft bei Nacht über die Stätte gegangen und hatte der Furcht sich entwöhnt. Vor sich sah sie die Umrisse des Gehölzes, durch welches der Weg führte und besorgt spähte sie in die dunkle Masse des Laubwerkes, das sich wie aus schwarzem Stein gehauen vor ihr hinzog. Dort unter dem ersten Busch, der am Wege stand, entdeckte sie in der fahlen Dämmerung undeutlich eine menschliche Gestalt. Ein Mann lag am Boden. Da durchfuhr sie heiße bebende Angst; der Gedanke an jenen schrecklichen Tag im Pfarrhause, alles Entsetzen, das sie seitdem in der Erinnerung empfunden, wurden in ihr übermächtig, sie flog dahin wie ein gescheuchtes Wild. Ein Thier des Waldes sprang neben ihr auf und neues Entsetzen schüttelte ihr die Glieder; lange lief sie, Athem und Kraft begannen zu versagen. Erst als sie wieder ins Freie gekommen war, blickte sie zurück und erkannte, daß Niemand folgte. Sie lehnte sich an einen Baum des Weges, bis der Herzschlag, der ihr die Brust zu zer-

sprengen drohte, beruhigt war, und wieder dachte sie, wie der geliebte Mann jetzt ahnungslos im Schlummer lag, während das Verderben unsichtbar auf schnellen Rossen gegen ihn heranzog. Sie sah ihn unter den Feinden stehen, hochaufgerichtet, das Antlitz bleich und zusammengezogen, wie es damals war, als sie ihm von der Treppe nachgeblickt hatte, sie sah die Gewehre der Feinde gegen ihn im Anschlage und hörte die Salve, mit welcher der böse Feind einen Deutschen, der ihm verhaßt war, vom Leben schied. Da zuckte sie zusammen und wankte wieder vorwärts, muthlos und halbgebrochen. Dort bei der großen Linde stand ein steinernes Kreuz aus alter Zeit. Sie lehnte sich an den Stein, schlug die Hände zusammen, neigte das Haupt und bat für seine Rettung, bis die finstere Einbildung verschwand.

Mit neuem Muthe ging sie weiter. Es war jetzt hohe Nacht, auch die leisen Töne der Natur waren verstummt, rings um sie feierliches Schweigen.

Als er noch klein war, dachte sie, hat ihm sein Vater die Händchen im Bett zusammengelegt und die holde Kindergestalt mit Freuden betrachtet, wie sie im Schlummer gleich einem Engel dalag, die bräunlichen Haare kräuselten sich schon damals zu Locken, rosig waren die Bäckchen, die Beinchen hatte er heraufgezogen, wie die Art der schlafenden Kinder ist, und die kleinen Finger halbgeschlossen. „Lieber, süßer Knabe, jetzt bist du recht groß geworden, aber wenn ein heitrer Schein über dein Antlitz zieht, dann blicken die Augen so voll und unschuldig wie die eines Kindes in die Welt.“

Sie kam durch ein Dorf; in einer Seitengasse sang der Wächter und blies herzhaft in sein Horn. Hier war es friedlich und sicher und sie setzte sich auf eine Bank, die vor der Schenke stand. Der Morgen war nahe und das Schwerste vorüber, sie hörte den Hufschlag der Pferde im Stall und das Schnauben, mit welchem sie ihr Futter erwarteten. Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam? Sie wußte es wohl: in die Berge der Grafschaft, wo jetzt sein vornehmer Freund weilte. Und sie nickte zufrieden mit dem Haupt. Der würde wohl Rath wissen, und wenn das Volk aufstand und der Kampf losbrach gegen den hinterlistigen Kaiser, dann zog der Geliebte an der Seite des Grafen hinaus, ach, hinaus in neue Gefahr. Wieder sah sie auf zum Sternenhimmel. „Frisch, Mädchen! bald krähen die Hähne," ermunterte sie sich selbst.

Das erste fahle Licht des Morgens hob sich und immer noch schritt die verhüllte Gestalt den Weg dahin, der Thau hing sich in Haar und Tuch, die Tropfen rannen ihr von der Stirn herab; war es das Wasser der Luft oder der Angstschweiß der Ermüdeten? Das rosige Frühlicht breitete sich über den Himmel und die Lerche sang in der Höhe; aber schreckhaft klang ihr das Getriller des Vogels. Was geschlafen hatte, erwachte, auch die Gefahr fuhr mit Windeseile heran, so langsam war ihr Schritt und endlos dehnte sich die Straße. Die Spitzen der hohen Pappeln färbten sich mit bräunlichem Gold und auf dem Rasen am Wege konnte man deutlich die grauen Thauperlen erkennen.

Wie würde er erschrecken, wenn er sie sah! Sie schüttelte das Haupt. „Er weiß wohl, daß ich nicht geringer Dinge wegen zu ihm komme, wenn ich eintrete, ahnt er auch, was ich bringe; er ist ein muthiger Mann und sorgt bei Zeiten für alle Fälle, sein kleiner Mantelsack ist immer gepackt, wie er mir einst geschrieben, damit er sich nicht verweile, wenn er zu einem Schwerkranken über Land gerufen wird. Er rafft schnell seine Papiere zusammen, die geheimen Briefe, in denen von der Rüstung die Rede ist; dann schlägt er den Mantel um, nimmt den Reisesack und geht mit mir aus seiner Wohnung, ohne Jemandem zu sagen, wohin. Ich aber weiche nicht von seiner Seite, bis er im Wagen zu einem Thore hinausfährt, welches von den Feinden abliegt. O Vater des Himmels, laß mich diesen Augenblick erleben!"

Sie sah die Strohdächer der Vorstadt im Morgenlicht geröthet und hörte in den Höfen das Gebrumm der Rinder. Kein lebendes Wesen war ihr begegnet, als wollten Nacht und Morgen liebevoll das Geheimniß der Wanderin bewahren. Sie kam an das Stadtthor, noch war es verschlossen und sie lehnte sich einen Augenblick an die Mauer, bevor sie mit dem schweren Klopfer pochte. Schlaftrunken rief der Wächter: „Werda?" — „Eine Kranke, welche Arznei begehrt," die Thorflügel drehten sich schwerfällig in ihren Angeln und sie frug nach der Wohnung des Arztes. Auch in der Stadt war es still, kein Mensch auf den Straßen, Thüren und Fensterläden geschlossen und vom röthlichen Lichte

gefärbt. Sie schritt hastig auf den Markt, suchte das Schild des Doktors und faßte nach dem Klingelzug, da wollte ihr die Kraft versagen, betäubt setzte sie sich auf die Schwelle und verhüllte ihr Angesicht im Tuche.

Aber als in der Ferne ein Wagen rasselte, sprang sie auf und riß an der Klingel. Der Doktor war bereits bei der Arbeit und zu sprechen. Sie trat schnell ein und schloß hinter sich die Stubenthür. „Retten Sie sich,“ rief sie, „die Franzosen sind auf dem Wege Sie aufzuheben.“ Der Doktor sprang auf und erkannte die verhüllte Gestalt, er eilte auf die Wankende zu und umfaßte sie mit seinen Armen. Sie lag an seiner Brust und weinte, aufgelöst in bangem Schmerz, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

———

9.

Banges Harren.

Am späten Abend fuhr der Wagen des Flüchtigen in den Hof des Grafen. Ueberrascht erhob sich dieser von seinem Arbeitstisch, als der Doktor eintrat. „Das Neue, was Sie bringen, ist nichts Gutes," rief er bei der warmen Begrüßung, „ich sehe es Ihnen an."

„Ich komme leider in persönlichen Angelegenheiten. Napoleon hat Befehl ertheilt, mich durch die französische Besatzung von Glogau aufheben zu lassen. Die Warnung ging mir von einer Seite zu, welche keinen Zweifel an dem Plane übrig ließ. Ich eile vor Allem zu Ihnen, denn es ist möglich, daß nicht gegen mich allein so unerhörte Gewaltthat beabsichtigt wird."

„Auch ich lebe hier von Spähern umgeben, aber ich bin ein erfahrener Verschwörer, und nahe an der Grenze. Haben Sie etwas zurücklassen müssen, was Sie nicht in fremder Hand sehen möchten?"

„Hier ist meine Korrespondenz," antwortete der Doktor, „ich will sie am liebsten bei Ihnen niederlegen."

„Vortrefflich!“ sagte der Graf. „Ist es leicht, Ihrem Wege hierher nachzuspüren?“

„Ich habe den Wagen mehre Mal gewechselt.“

„Sie haben also jedenfalls Zeit bis morgen bei mir auszuruhen. Der Sturm erhebt sich auch von unsrer Seite gegen den Kaiser, wir stehen am Kriege. Die Gewaltthat, welche er gegen Sie versucht hat, ist ein so auffälliger Angriff gegen die Ehre und Selbständigkeit einer Regierung, daß er dergleichen nicht oft wiederholen kann, ohne starkes Geschrei auch bei andern Nationen gegen sich aufzuregen. Und da ihm hier die Sache mißlungen ist, so bin ich überzeugt, daß er gegen Sie den tückischen Sprung nicht zum zweiten Male macht; man sagt, daß die Bestien vom Katzengeschlecht beschämt davongehen, wenn ihnen der Ansprung auf die gehoffte Beute mißglückt. Erklären wir ihm, was ich immer noch hoffe, in letzter Stunde den Krieg, so hat er um Anderes zu sorgen, und bewahren wir in unsrer Schwäche den Frieden, so fällt für ihn der Grund weg, eine solche Razzia gegen einen einzelnen Fremden zu befehlen. Dennoch sollen Sie sich vorsehen. Unterdeß werde ich persönlich dem schlechten Manne dafür zu Dank verpflichtet, daß er Sie in meine Arme geführt hat.“

„Mir ist doch nicht verständlich,“ sagte der Doktor nach Besprechung ihrer gemeinsamen Thätigkeit, „wie grade ich, ein einfacher Privatmann am kleineren Ort, in bescheidenen Verhältnissen, zu der Ehre komme, von den Franzosen in so auffälliger Weise heimgesucht zu werden.“

„Weil Sie zufällig am leichtesten erreichbar waren," versetzte der Graf, „Sie dürfen annehmen, daß der Kaiser im Ganzen weiß, was wir treiben. Er wollte an einem von uns, gleichviel an wem, ein Exempel statuiren, um unserer Regierung seinen Argwohn und seine Verachtung zu zeigen, und um die Schwachen unter uns zu schrecken. Freilich weiß er auch, daß er gegen die Bewegung in den Gemüthern nichts ausrichten kann. Er kannte die Stimmung schon, als er uns im Frieden eine halbe Selbständigkeit bewilligte; seitdem hat, was in Spanien geschieht, seine Sorge vor einer Volkserhebung unter uns so gesteigert, daß diese Sorge ihn wie ein Gespenst verfolgt."

„Kannte er uns, so war er ein Thor, daß er unsern Staat nicht vernichtete," rief der Doktor.

„Wie gern hätte er es gethan! Aber die Vernichtung Preußens hätte die Habgier der großen Nachbarn erregt. Für ihn allein war die Mahlzeit zu groß, und dem Bären und zweiköpfigen Adler einen Theil zu überlassen, verbot ihm die Klugheit, deshalb ertrug die Tigerkatze knurrend, daß das gepackte Wild halbtot den Krallen entkam. Jetzt vertraut er darauf, daß unserer Regierung die Kraft zu einem Entschluß fehlen wird, denn er, der Mann von stahlhartem und schnellem Willen, mißachtet gründlich unseren Herrn und hält die große Bedenklichkeit desselben für seinen besten Verbündeten. Er weiß wohl, daß er auf unserer Seite der Elbe nichts zu erwarten hat, als Feindseligkeit. Im übrigen Deutschland ist das anders. Dort streichelt er mit

Sammetpfoten die Dichter von Weimar, weil er annimmt, daß sie großen Anhang unter den Gebildeten haben, denen solche Behandlung ihrer Größen wohlthun wird. Die deutsche Poesie ist ihm so gleichgültig, wie Geschrei der Frösche im Sumpf, und während er den Herren dort Artiges über ihre Mannhaftigkeit sagt, ist ihm die Mannhaftigkeit eines Doktor König, welcher in seinem Kreise zweihundert Gewehre gegen ihn erheben kann, viel wichtiger als aller Verskram, für den er sich eine halbe Stunde vor den Audienzen vorbereitet hat. Da ihm die brutale Gewalt gegen Sie mißlungen ist, so wird er vielleicht auf etwas Anderes sinnen, was uns wehe thut. Die Bestie in ihm ist älter geworden und die Geschmeidigkeit vermindert." Und als die Beiden spät in der Nacht sich trennten, sagte der Graf: „Ihr Zimmer ist bereit. Morgen lasse ich Sie über die Berge nach Böhmen fahren. Der Herzog von Braunschweig hat dort seine Rüstungen schneller beendigt, als wir und ist bereits im Marsche gegen die Sachsen. Zu ihm sende ich Sie, ich habe übernommen, unsre Landsleute, die von den schlesischen Besitzungen des Herzogs kommen, an ihn abzugeben, und Sie werden dabei zu thun finden."

Einige Tage nach der Flucht saß Henriette zwischen Bärbel's Bett und der Wiege, aus welcher ein kleiner Karl, das Abbild der Mutter, in die fremde Welt guckte. „Es war schon recht, daß du selbst gegangen bist, wenn's nur nicht bei Nacht gewesen wäre."

„Wie durfte ich warten?" sagte Henriette.

„Ich hätte sehn mögen, wie sich der Doktor anstellte,“ frug neugierig die Freundin.

„Gut,“ antwortete Henriette mit einem glücklichen Lächeln, „und grade so, wie ich gedacht hatte. Er nahm seine Sachen in die Hand und ging mit mir auf die Gasse. Dort waren erst wenige Menschen, wir kamen zu einem Bekannten von ihm, einem Fleischermeister, als die Leute eben aufstanden. Die Frau war sehr freundlich gegen mich, und weckte ein Fräulein, ein liebes Mädchen, das in demselben Hause wohnt; diese kam sogleich herunter, ihr empfahl mich der Doktor. Du hättest hören sollen, wie herzlich er das that. Während der Fleischer ihm den Wagen bespannte, hatte er noch eine schnelle Unterredung mit seinem Vetter, dem jungen Arzte. Ich stand am Wagen, als er abfuhr, und er hielt meine Hand, als die Pferde schon anzogen. Der Meister begleitete ihn bis zum Stadtwald, und kam mit gutem Bescheid zu uns zurück. Vom Walde aus fuhr er meilenweit auf Nebenwegen, wo kein Fremder seine Spur finden konnte. Unterdeß holte der junge Herr für mich ein Fuhrwerk, das mich zur Liesel bringen sollte. Das Fräulein bestand darauf, mich bis dahin zu begleiten. Wir waren etwa eine Stunde gefahren bis zu einer Wegscheide, da wies der Kutscher auf den andern Weg: „„Dort kommen französische Soldaten.““ Wir wandten uns um und sahen einen Kutschwagen mit einer Anzahl bewaffneter Reiter in schnellem Trabe der Kreisstadt zufahren. Fräulein Minchen hielt meine Hand fest, doch keines von uns vermochte zu reden.

Nicht lange und ein einzelner Reiter sprengte bei uns vorüber, wendete das Pferd und sah in den Wagen. Ich hatte mir das Gesicht verhüllt und that, als ob ich schliefe. Der Mann rief dem Kutscher zu „„woher und wohin?““ und als dieser den Namen des Marktfleckens sagte, rief er: „„Gut!““ und ritt zurück. Wir berechneten in großer Angst den Vorsprung, den der Doktor hatte; er war doch schon einige Meilen voraus. Heut erhielt ich durch Liesel einen Brief von ihm, daß er glücklich beim Grafen angekommen ist. — Als ich mit Krause zu dir kam, lag dein Kleiner bereits in der Wiege. Du wirst mich für eine untreue Freundin gehalten haben, Bärbel.“

„Ich wußte, es mußte ein großes Hinderniß sein.“

„Und was mir lieb ist,“ fuhr Henriette fort, „zu Hause haben sie nichts von dem nächtlichen Gange gemerkt, die Mutter wunderte sich nur, daß ich so sehr ermüdet aussah, und meinte, ich hätte mich um dich geängstigt. Liebes Bärbel, dies Mal um einen Andern.“

„Jetzt sind sie Beide fort,“ klagte Bärbel, „und Niemand kann sagen, wenn einer von ihnen wieder sichtbar werden wird. Das ist ein schlechter Zustand für dich, du hast solches Schicksal nicht verdient.“

„Beklage mich nicht,“ rief Henriette. „Wünsche mir Glück, daß es so gekommen ist, denn die Unsicherheit, in der ich lebte, ist jetzt zu Ende. Da ich allein durch Nacht und Nebel ging, schwand die Wolke von meiner Seele, die mir bisher den Trübsinn gemacht hat; ich

weiß jetzt, was ich zu thun habe. Es wird mir schwer, dies allein zu vollbringen ohne den Beistand des treuen Mannes, aber es muß geschehen, und wenn er glücklich heimkehrt, soll er erfahren, daß ich redlich gegen ihn gehandelt habe."

„So ist es recht," lobte Bärbel. „Aber wie willst du den Andern fortschicken, er ist ja gar nicht vorhanden und kein Mensch kann sagen, wo er verweilt. Das Land Spanien ist unermeßlich weit und Alles voll von grausamem Kriege. Auch der Postbote wird ihn nicht auffinden."

„Ist es auch schwer," entgegnete Henriette, „ich suche mir einen Weg."

Aber Bärbel fuhr fort Unheil vorauszusagen: „Seinen Ring mußt du ihm zurückschicken." Henriette nickte. „Wie kannst du hoffen, daß dieser durch die wilden Länder zu ihm dringt? Sie werden unterwegs den Ring herausnehmen und den Brief zerreißen. Ich an deiner Stelle würde mich kurz entschließen und den Hiesigen heiraten. Wer weiß, ob der Andere überhaupt kommt. Käme er, so müßte man ihm sagen: warum sind Sie so lange ausgeblieben? jetzt ist es zu spät."

„Auch er trägt meinen Ring am Finger."

„Er hat ihn ja selbst genommen."

„Und ihm hat Niemand widersprochen," antwortete die Jungfrau traurig.

Aber das Weib, welches darnach rang unerträgliche Fesseln zu lösen, die Männer, welche zum Kampf gegen den Feind rüsteten, alle Völker eines Welttheils, die sich

gegen die Tyrannei einer verhaßten Nation empörten, sollten noch einmal vergebens hoffen, sich winden und an ihrer Kette zerren. Nur um so tiefer schnitten die Bande in ihr Leben, auch der Widerstand der Verzweiflung war vergeblich gewesen. Hütet euch, deutsche Herzen, daß der Muth nicht schwinde und die grünende Saat eurer Liebe nicht niedergetreten werde unter dem gepanzerten Tritt kalter, harter, tückischer Selbstsucht, die eine fremde Nation und ihr gottverfluchter Meister gegen euch verüben.

Der Doktor erreichte an der sächsischen Grenze das kleine Heer des Herzogs von Braunschweig; dort war er bei Aufnahme seiner Landsleute thätig, die von den schlesischen Besitzungen des Herzogs eintrafen. Er begleitete ihn bis nach Dresden und ritt beim Einzuge des Tapfern in die feindliche Residenz unter seinem Gefolge. Von dort kehrte er nach Böhmen zurück und weilte als vertrauter Agent seines Freundes in Prag, wo sich eine große Zahl patriotischer Preußen gesammelt hatte.

Da kam wie ein Wetterschlag die Botschaft, daß Oestreich seinen Frieden mit Kaiser Napoleon geschlossen habe. Ein Brief des Grafen, welcher dies mittheilte, rief ihn wieder nach dem Gute desselben.

Der kranke Graf streckte ihm von seinem Bett die Hand entgegen. „Hier liege ich, mein Freund; Sie wissen, daß meine Krankheit getäuschte Erwartung heißt.“ Mit geheimer Trauer erkannte der Arzt die Fortschritte, welche das Leiden des Kranken in den letzten Jahren gemacht hatte: „Ich verlasse Sie nicht, wenn Sie mich in

Ihrer Nähe dulden wollen, bis Sie sich vom Lager erheben. Der Sorge um Gewehre und Patrontaschen sind wir ledig und Sie werden endlich Zeit gewinnen, an sich selbst zu denken. Wir hatten uns in der Jahrzahl verrechnet, nicht in unsrer Hoffnung."

„Es freut mich, daß Sie so muthig wiederkehren, nachdem Sie überall Vereitlung wackrer Pläne erlebt haben," sagte der Graf traurig.

„Ich war besser daran als Sie," versetzte der Doktor. „Sie wurden täglich gequält durch die Nachrichten über wechselnde Stimmungen an den Höfen und in den Kabinetten. Ich habe daheim und jetzt in der Fremde im Volke gelebt, da stellt sich unsere Lage anders dar. Das glimmende Feuer des Hasses vermag der Franzose nicht mehr auszutilgen; ein frischer Luftzug, und die Flamme lodert zum Himmel!"

„Und wenn der starke Luftzug in der rechten Stunde fehlt?" frug der Graf.

„Es ist ein alter Bauernglaube, daß jeder Hausbrand sich zuletzt selbst einen Wind erregt, der ihm die Flamme schürt. So wird es auch bei dem Feuer sein, zu dem Sie die Scheite getragen haben. Wie fand der Kampf mit dem Fremden uns vor drei Jahren und wie jetzt? Damals ein friedliches Volk, hilflos gegenüber dem Widerwärtigen, auch in den Bessern Unsicherheit und Mangel an Entschluß. In drei Jahren hat der Kaiser uns gegen seinen Willen zu Männern gemacht, und wenn wieder drei Jahre über das Land gezogen sind, so bereiten wir ihm das Verderben."

„Sagen Sie mir das alle Tage," bat der Kranke, „denn dieser Glaube allein kann mir zur Genesung helfen. — Der König ist gegen mich gnädig gewesen," fuhr er abbrechend fort, „er hat mich zum Chef des Husarenregimentes ernannt, bei welchem Ihre liebsten Bekannten stehen. Helwig führt eine Schwadron; und Ihr getreuer Hans ist Stabstrompeter."

„Dann werde auch ich in neuer Weise Ihr Untergebener," sagte der Doktor, „denn ich habe mit dem Rittmeister besprochen, daß ich im nächsten Kriege bei seiner Schwadron als Freiwilliger eintrete."

Der Kriegslärm war verstummt, der Friede, wie der Senior gewünscht hatte, dem Lande erhalten, da saß der würdige Herr am Schreibtisch und neben ihm die Tochter, und er schrieb zwei Briefe, die ihm beide schwer wurden. Den ersten an den französischen Major. Darin versicherte er in warmen Worten lebenslänglichen Dank und bekannte darauf, daß die Rücksicht auf das Glück seiner Tochter ihn nöthige, jene schnelle Verlobung rückgängig zu machen, er sende den aufgesteckten Ring zurück und bitte um Wiedergabe des Reifes, den sein Kind am Finger getragen. In den Brief schloß er den Ring des Fremden ein. Den zweiten Brief aber schrieb er auf Henriettens Wunsch an Graf Götzen, erzählte darin kurz, was dieser bereits wußte, und bat inständig, da ihm der Weg in das Feldlager der Franzosen unbekannt sei, daß der Graf bei der französischen Gesandtschaft Beförderung des inliegenden Schreibens an den Major befürworten möge.

Als kurze Zeit darauf eine freundliche Antwort des Grafen einlief mit der Anzeige, daß er das seine gethan und den Brief so sicher als möglich befördert habe, fiel Henriette dem Vater um den Hals und zum ersten Mal seit mehren Jahren setzte sie sich an das Klavier und sang die Lieblingslieder des Hauses. In der nächsten Woche aber erbat sie Erlaubniß, das Liesel zu besuchen. Denn der Doktor war wieder in der Heimat und hatte für diesen Tag bei Krause seinen Besuch angekündigt.

Draußen fuhr der Thauwind um die laublosen Bäume und raufte das Stroh am Scheunendach, auch in dem Gemüth der Menschen bargen schwarze Wolken den fröhlichen Sonnenschein. Aber als Henriette dem Freunde gegenüber stand, brach ihr die helle Freude in Thränen aus den Augen. Jetzt erst gehörte er ihr, und sie hatte ihn vor dem Verderben errettet.

Der Hauswirth wies seinen Gästen vergnügt einen Quell, den er in seinen Hof geleitet hatte; das Wasser, welches bis dahin heimlich in der Erde geflossen war, rann lustig in den neuen Steinbehälter, um fortan im Sonnenlicht zu fließen, so lange thätige Menschen im Hofe lebten. Die Liebenden standen am Brunnen und zwischen ihnen plätscherte leise das Wasser, da erzählte Henriette von dem Briefe, den sie durch den Vater an den Franzosen gerichtet, und daß sie den Ring von sich abgethan; und ihre Gestalt hob sich in stolzer Freude, als sie die Seligkeit in seinem Antlitz sah.

„Ich hatte, während ich als Bote zu Ihnen ging.

mir überlegt, daß ich dies thun müßte. Jetzt habe ich dadurch den inneren Frieden wiedergefunden, den ich lange entbehrt."

„Geliebtes Mädchen!" rief der Mann.

„Still, mein Freund," sagte sie feierlich. „Was Sie mir einst geschrieben von Schweigen und Entsagung, das gilt noch immer für uns Beide." Sie hielt ihren Finger, an dem einst ihr Ring gesteckt, in den Quell. „Kein Wasser wäscht von dem Finger ab, daß der Andere ihn für sich genommen, und nicht mein Wille allein vermag mich zu befreien."

„Ich werde Ihr Gefühl ehren, wenn es mir noch so schwer wird; aber ist denn nöthig, daß ich noch immer Ihrem Hause fern bleibe? Diese Entbehrung ist allzugroß."

„Sie ist nöthig," sagte Henriette bittend, „und nicht nur um der Leute willen" — sie hob ihre Hand — „wenn der ersehnte Tag kommt, wo ich wieder habe, was mir genommen ward, dann, mein Freund, fegt Susanne das Haus und ich trage Blumen hinein, Sie zu empfangen."

Armes Mädchen! Das war keine Zeit, Gutes zu hoffen.

Es ist wieder einmal Sommer, der Tambour der Bürgerschützen trommelt durch die Straßen und ladet zum Feste, aber die Stadt ist dies Mal nicht bereitwillig sich zu freuen. Es ist vieles nicht in der Ordnung. Die ganze Stadt sieht heruntergekommen aus, die Hauswände sind lange nicht neu getüncht, neue Häuser sind gar nicht

gebaut und die schlechten Giebel der alten kaum nothdürftig gebessert. Die Menschen gehen ernst und mißvergnügt einher und die Zahl der fadenscheinigen Röcke, welche der Steuereinnehmer genau kennt, ist größer geworden. Die Schützen ziehen aus mit ihrer Musik, und der Zieler trägt die Scheibe; dies Mal ist nichts darauf als ein Hirsch, an welchem die grimmigen Hunde heraufspringen. Das edle Thier hat den tötlichen Schuß empfangen, sinkt auf die Knie und das Blut strömt aus der Wunde. Es war die alte Geschichte, aber der Künstler wußte nichts Besseres und hatte sie neu gemalt. Der Bürgerschützen sind weniger geworden, denn Manchem kommt das ganze Vergnügen zu theuer. Und wo ist die Freikompagnie geblieben? Nur Einzelne davon treten in den Stand und schießen mit, weil sie sich einmal dazu verpflichtet haben. Unser Freund, der Doktor, hält sein Gewehr wie vor Jahren, aber er hat nicht nöthig sich leise mit den Bekannten zu bereden. Auch die Gesellschaft, welche unter den Linden Kaffee trinkt, scheint nach Allem nicht so glänzend als früher, viele Honoratioren fehlen, und Minchen Buskow fehlt, sie ist zum Besuch auf das Land gegangen, da ihre Schule Ferien hat. Sogar die Zahl der Buden ist vermindert, aus zweien ist eine geworden, denn nur die Frau mit dem Pfefferkuchen hat ausgelegt, dem Glasmann lohnt sich's nicht mehr, die Leute wollen ihre Groschen im Würfelspiel nicht dran wagen. Die Kinder allein schwärmen in heller Freude umher wie immer, und zu den früheren sind

Gottlob! einige neue gekommen, kleine Wutzel, welche neben ihren Müttern auf dem Grunde kauern und mit Kienäpfeln spielen. Dort erscheint endlich unser Einnehmer, der schlaue Herr, er zieht eine Tüte aus der Tasche und spricht strafend zum Kaffeewirth: „Ich fordere besonderen Aufguß für diese gebrannten Möhren, denn die Mischung von Cichorie und Eichel, die Sie in die Töpfe schütten, ist für meinen Magen unerträglich; der ganze Platz riecht darnach, ich wollte, Bonaparte würde zur Strafe für seine Sünden täglich einige Stunden mit Cichorie geräuchert."

„Ach, Herr Einnehmer," klagte der Kaffeewirth, „mit dem Zucker steht es noch schlechter. Den Kaffee bringen die Schmuggler zuweilen über die Grenze, aber der Zucker ist unerschwinglich."

„Sie können hier schönen Heidehonig ziehen," sagte Herr Köhler. „Unterdeß rathe ich Ihnen, die französische Sperre dadurch zu betrügen, daß Sie die Stücke Zucker dreimal so klein schlagen als sonst. — Sie haben Recht, es geht uns schlechter als vor dem letzten Kriege. Alles klagt und schreit; da aber Niemand mehr den Schreiern ihren Mund zuhält, so wird ihnen zuletzt durch lautes Klagen das Herz leichter und sie denken wieder an künftige, bessere Zeiten. — Wer fährt da heran? Beim Styx! das ist die Kutsche der Bellerwitze."

Der Diener öffnete den Schlag und die gnädige Frau stieg aus mit ihren beiden Fräulein, die in der Zeit hübsch in die Höhe geschossen waren und vornehm in das Getümmel der Bürger hineinstarrten. Als der

Doktor herankam, die Dame zu begrüßen, hielt sie ihm einen Brief entgegen. „Dies brachte ein Bote aus dem Hause des Seniors auf unsern Hof und frug, ob wir Gelegenheit nach der Kreisstadt hätten. Da ich selbst in der Stadt zu thun hatte und da der Brief für Sie bestimmt war, übernahm ich die Besorgung. Demoiselle Henriette soll krank sein. Leider ist das arme Mädchen übel daran; diese alte unglückliche Geschichte mit dem Franzosen bringt sie und die ganze Familie in eine falsche Stellung." Der Doktor bestätigte durch eine stumme Verneigung, winkte seinen Vetter herzu und stellte den Einnehmer vor. Die gnädige Frau war erfreut, endlich dem Herrn persönlich bekannt zu werden, von dem der Kammerherr so viel Liebes erzählt hatte.

„Ich habe die Ehre, Ihren Herrn Gemahl seit der Zeit zu kennen, wo er eine kleine Guillotine als Berlocke trug," sagte der Einnehmer mit artiger Verbeugung. Unterdeß nahm der kleine Doktor behend die jungen Fräulein in Anspruch und die Gesellschaft bewegte sich schwatzend und lachend zwischen den Bänken. Als die Kammerherrin sich aber nach ihrem großen Günstling umsah, war dieser verschwunden. „Er ist zu einem Kranken gerufen," entschuldigte der Vetter.

In dem Schreiben bat der Senior um einen Besuch, da seine Tochter erkrankt sei. Die Pferde rannten in gestrecktem Trabe, aber dem Liebenden dehnte sich der Weg zu unerträglicher Länge. Seine Briefe waren seither immer den regelmäßigen Weg gegangen, und seit Wochen hatte er Henriette nicht gesehen; doch schon beim

letzten Zusammentreffen war sie bleich und still gewesen, und er kannte wohl den Gram, den sie trug. Von jenem Fremden war keine Antwort gekommen, seit Jahr und Tag keine Nachricht, das Harren und Bangen des Mädchens wurde unruhiger, sie hatte ihm gestanden, daß sie jedes Mal beim Eintritt eines Besuches zusammenschrecke, denn sie fürchte, es müsse der Franzose sein. Heut ahnte der Doktor Unheil für sie und sich und bereitete sich vor den Feind selbst zu finden.

Es war Abend, als er im Pfarrhofe aus dem Wagen sprang, er fühlte sich fast erleichtert, daß er den Senior allein ohne den argen Gast in der Stube traf. Wie vor Jahren stand er dem Vater gegenüber. Was war seitdem Alles draußen in der Welt geschehen, — und hier in dem stillen Hause immer die alte Angst und Noth!

„Meine Tochter hat gewünscht, daß wir Sie zu Rathe ziehen," begann der Pastor bekümmert und verlegen. „Es ist derselbe Zustand und dasselbe Leiden, wie damals, als Sie zuletzt hier waren."

„Ist es durch eine äußere Veranlassung hervorgerufen?" frug der Arzt, doch er wußte die Antwort voraus.

„Ich habe Ihnen erzählt, wie es uns im Kriege ergangen ist," antwortete der Senior zögernd; „auch das Weitere will ich nicht verbergen. Ich fürchte, ein Brief, den ich erhalten, hat ihr den Weinkrampf und das Fieber veranlaßt." Er überreichte ihm ein Schreiben. „Es ist fast ein halbes Jahr alt," sagte er, „die Stadt, welche darin angegeben ist, liegt ja wohl an der por-

tugiesischen Grenze.“ In dem Briefe stand: Ehrwürdiger Herr! Ich kann es Ihnen und Fräulein Henriette nicht verdenken, wenn Ihnen ein Bräutigam zu wenig und zu viel ist, der seine Pflichten so völlig vernachlässigt. Ich habe keine andere Entschuldigung als den Dienst meines Kaisers, der mich seither ohne Unterbrechung von Ihnen ferngehalten hat. Ich vermag aber ungeachtet der Mittheilungen Ihres Briefes auf ein Verhältniß nicht zu verzichten, welches mir verhängnißvoll geworden ist, und an welches sich für mich theure Hoffnungen knüpfen. Deshalb werden Sie vergeben, wenn ich den Ring, den jetzt ich am Finger trage, nicht zurücksende; ich bitte Sie vielmehr mir zu gestatten, daß ich in nächster Zeit mich selbst bei Ihnen einfinde und persönlich um die Neigung Ihrer Tochter werbe. — Oberst Dessalle.

„Dies ist mehr, als ich für möglich hielt,“ rief der Doktor empört und warf das Papier auf den Tisch. „Darf ich Fräulein Henriette sehen?“

Als er an das Bett der Kranken trat, wandte sie ihm ihr heißes Antlitz zu mit einem verzweiflungsvollen Blick, der ihm in das Herz schnitt. Er nahm ihre Hand und fühlte ein Zucken, als ob sie ihm die Hand entziehen wollte. Er saß lange am Bett und zwang sich in leichtem Tone mit der Mutter von Gleichgültigem zu reden. Er konnte der Geliebten so, daß sie allein ihn verstand, nur sagen, daß er die Ursache der Krankheit kenne. Beim Abschied warf er in ihrer Gegenwart hin: „Ich habe im Marktflecken Kranke und über-

nachte dort bei Bekannten; ich kann morgen früh wieder herankommen."

Eine schwere Krankheit brach aus. Nur der Doktor verstand die Größe der Gefahr und die Ohnmacht des Arztes, sie zu besiegen, und während ihm geheime Angst die Wangen entfärbte, mußte er sich sicher und überlegen stellen, um der Kranken und den Eltern den Muth zu erhalten. Aber wenn er allein war, rang er die Hände gegen den Himmel und flehte fassungslos um Erbarmen. Weit anders erging es in lichten Augenblicken der Geliebten; wenn sie zu ihm aufsah, die ermuthigenden Worte vernahm und die treue, zärtliche Sorge erkannte, dann erschien ihr seine Gegenwart wie eine Arznei, die ein Engel ihr zutrug. Als er ihr mit bewegter Stimme und feuchten Augen sagen konnte, daß die Macht der Krankheit gebrochen sei und Genesung zu hoffen, sprach sie leise: „Ich will wieder beherzt sein um Ihretwillen."

Der Doktor hatte in diesen Wochen wenig darauf geachtet, daß auch in der Stadt eine fieberhafte Erwartung in die Menschen gekommen war. Endlich durfte er zu seiner Kranken von einer neuen großen Hoffnung reden. Zwischen Napoleon und Rußland war der Krieg unvermeidlich geworden, für Preußen der Tag der Erhebung nahe gerückt. Und er berichtete, wie sich's in der Kreisstadt und auf dem Lande wieder heimlich rühre, und wie es nur eines königlichen Wortes bedürfe, um die Arme von vielen Tausenden zum Verzweiflungskampf zu bewaffnen.

Als das Mädchen ihm mit leuchtenden Augen zuhörte, fuhr er heiter fort: „Ich habe bis jetzt gehorsam nach Ihrem Willen gethan und meine Liebe still vor aller Welt geborgen. Jener Brief aus fernem Lande aber veranlaßt mich, das lange Schweigen zu brechen, und ich erflehe von Ihnen, Geliebte, die Erlaubniß, bei den Eltern um Ihre Hand zu bitten.“

Da aber schlug Henriette die Hände vor das Angesicht und rief in heißem Schmerz: „Das war die Angst, welche mich krank gemacht hat. Wenn Sie bei den Eltern um mich anhalten, so verliere ich Alles, was mir noch den Muth giebt zu leben; denn ich müßte auf Ihre Werbung mit nein antworten.“ Sie brach in Schluchzen aus. Er mühte sich, erschreckt durch den Anfall, sie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, aber auch als sie aufgehört hatte zu weinen, saß sie in sich gekehrt auf ihrem Lager. „Unablässig quält mich der Gedanke,“ rief sie endlich, „wie unglücklich Sie durch Ihre Neigung zu mir geworden sind. Ihnen vergehen die Jahre im einsamen Haushalt und diese Abhängigkeit von dem Belieben eines Fremden ist Ihrer unwürdig.“

„Sie wird es nicht sein,“ antwortete bittend der Doktor, „wenn Sie mir sagen, weshalb sie nöthig ist.“

Aber Henriette schüttelte das Haupt und weinte von Neuem.

Wieder mühte er sich, sie zu trösten und sprach leise zu ihr von seiner Liebe und seinem Vertrauen, bis sie ihm schwermüthig die Hand hinhielt. „Wollen Sie mich noch ertragen, wie ich bin, so bitte ich Sie: lassen Sie

es zwischen uns bleiben, wie es bisher war." Und als er ihr dies versprach, neigte sich das Mädchen über seine Hand und küßte sie.

Er aber fuhr in stürmischer Bewegung heimwärts. Was war der Grund ihrer Angst und was schloß ihr den Mund? War es zu hoch gespanntes Pflichtgefühl gegenüber einer nichtigen Verlobung, oder war es geheime Sorge, daß er selbst mit dem Fremden in tötlichen Streit gerathen könne? Was es auch war, gegen den Franzosen sammelte sich in seinem ehrlichen Gemüth ein bitterer Haß, und der letzte Trost, den er fand, war der, daß auch für ihr und sein Geschick die Entscheidung kommen werde durch den bevorstehenden Krieg.

Als mit der fortschreitenden Genesung seine Besuche seltener wurden und endlich ganz aufhörten, da sagte die Mutter verwundert zum Senior: „Der Doktor hat doch so vielen Antheil an dem Mädchen gezeigt und die weite Reise so oft gemacht, daß es mir manchmal auffällig war, und jetzt läßt er sich nicht mehr blicken."

„Ich fürchte, er hat im Grunde etwas gegen uns," antwortete der Pfarrer bedrückt.

Aber das erlösende Wort, welches die Waffen in die Hände des zornigen Volkes drücken sollte, wurde nicht vernommen, zum dritten Male war die Hoffnung auf Erhebung und auf Rache vergeblich gewesen. Zu der alten Schmach kam eine neue, die größte, gräulichste. Als Bundesgenosse des höhnenden Tyrannen mußte das preußische Volk gezwungen seine Söhne in den neuen Krieg senden. Jetzt erst zahlten König und Staat die

schwerste Buße für die Sünde, daß sie vor der großen Niederlage zehn Jahre lang preußisches Land und treue Herzen ausgetauscht und weggegeben hatten wie eine Waare, und daß sie ihre Grenzsteine herausgerissen und eingesetzt nach dem Gefallen des fremden Kaisers. Damals war der alte Stolz und die Ehre, welche die Ahnen um den Thron gesammelt, verloren worden, und darum zwang jetzt ein Uebermächtiger das gedemüthigte Volk in Sklavenketten hinter ihm herzuziehen als ein Theil seines reisigen Trosses. Sobald dieser furchtbare Zwang dem Volke deutlich wurde, da schwand auch wackeren Männern das Zutrauen zu dem Willen und der Kraft der Führer, an welche sie sich in öden Jahren gehalten. Die Heftigsten dachten daran, sich von ihrem Vaterland loszusagen, die Besonnenen trugen finster und schweigend ein unerhörtes Geschick. Und einer von ihnen, welcher den Schmerz wie eine brennende Wunde fühlte, schrieb an seine Geliebte: „Jetzt habe ich nichts mehr, was mir dies Dasein werth macht, als den Gedanken an Sie, Henriette. Ich weiß, daß dieses Reich des Antichrists nicht dauern kann, und ich weiß, daß wir seiner ledig werden müssen, so wahr eine göttliche Vernunft über dem Leben der Völker und der Menschen waltet; aber ich vermag aus dem Abgrund, in den sie uns wirft, den Weg zur Rettung nicht zu erspähen und ich fühle mich in meinem Volke so schwach und der Ehre bar, daß ich auf den letzten Anspruch Unglücklicher verzichte, auf das Mitleid anderer Nationen mit unserem Geschick.“

Doch während die Klugen und Scharfsinnigen ver-

zweifeln wollten, hatte eine höhere Gewalt, welche das Schicksal der Menschen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, bereits dem Tyrannen den Pfad gewiesen, auf dem er verderben sollte, unerhört, abenteuerlich, wie sein Leben gewesen war. Die Geister der Zerstörung arbeiteten geschäftig in ihm selbst. Daß er schlecht war und ein Bösewicht im Purpur, das wußten Millionen, aber während auch seine Gegner in ihm noch den starken überlegenen Geist bewunderten, war er in der That bereits ein berückter Träumer, dem Wahngebilde das Hirn betäubten. Einst hatten ihn phantastische Ideen seiner Jugend zu den Sanddünen der Pyramiden geführt, die grünen Fluren am Nil sollten damals eine Station werden für seinen Alexanderzug nach Osten, weit über Syrien hinaus ins unermeßliche Blaue. Seitdem hatte er unter schwachen Dynastien und verrotteten Staatswesen aufgeräumt, und bei dieser Arbeit eines Totengräbers Alles eingebüßt, was die Seele des Mannes festigt gegen unsinnige Einfälle. Die Menschen und Völker waren ihm geworden wie Brettsteine, die er hin- und hersetzte. Achtung vor menschlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren, und verloren war ihm zugleich die Fähigkeit, sich selbst zu beschränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft verständig zu berechnen. Und in dem verwüsteten Geist erhob sich aufs Neue der Unsinn aus seiner Lieutnantszeit; den Blick nach Osten gewandt träumte er wieder sich und sein Heer über Steppen und Ströme

hinaus tausende von Meilen bis an die Fluthen des Ganges und darüber ins unermeßliche Leere. Mancher aus seiner Umgebung erschrak, wenn er einmal wie ein Trunkener von seinen Plänen sprach, Keiner wußte, wie sehr der Wurm in ihm bereits das Mark des Lebens zerfressen hatte. Die Klugen wußten es nicht, aber der einfältige Sinn des Volkes ahnte, daß unsichtbare Gewalten gegen ihn geschäftig waren.

Henriette stand auf dem Ringwall und blickte hinaus nach der fernen Heerstraße, auf der sich die Kolonnenzüge bewegten. Seitwärts bei den Dornen arbeitete der alte Christian emsig mit Haue und Schaufel, hieb in die Erde und rodete das Gestrüpp. „Was thut ihr dort, Schäfer?" frug das Mädchen. Der Alte trocknete sich mit dem Aermel die Stirn. „Es muß Alles heraus," sagte er, „seine Zeit ist gekommen. Denn Jedem auf Erden ist der Tag bestimmt, wo es hinweg muß, dem Dornholz hier und den Menschen dort."

„Es will kein Ende nehmen mit dem Heereszuge und dem reisigen Fuhrwerk," klagte Henriette, „seit acht Tagen fährt es dahin von früh bis zur Nacht, zahllos sind die Menschen, Thiere und Wagen; es ist, als ob ein ganzes Volk auswandert in ein anderes Land."

Der Schäfer trat zu ihr. „Je mehr ihrer hinziehen, um so besser. Die dort oben in der Luft ziehen auch mit."

„Was wollt ihr damit sagen, Christian?"

„Haben Sie jemals so viele Krähen und Raben gesehen?" frug der Alte, und er hatte Recht, in ungeheuren Schwärmen flogen und schrieen die dunklen Vögel.

„Sie finden Futter an toten Pferden und Abfällen, wo die Soldaten lagern.“ Der Schäfer schüttelte, seiner Ueberlegenheit bewußt, den Kopf, dann sagte er leise: „Haben Sie heut Nacht nichts gemerkt? Das Schwedenvolk, das hier herum und auf dem Kirchhofe liegt, ist aus der Erde gestiegen, einer nach dem andern, alle in grauen Mänteln, und die Gesellschaft breitete sich aus über die Felder und wälzte sich in der Luft nach derselben Richtung, in der diese fahren. Reiter und Fußvolk ziehen unten und die Grauen und ihre Vögel fliegen oben, und die oben sind mächtiger.“

Nachdem der wilde Schwall vorübergerauscht war, kam Bärbel nach der Pfarre mit geringem Lebensmuth. „Unser Hof ist leer,“ klagte sie; „es war eine schreckliche Woche, jeden Tag und jede Nacht rohes Volk im Hause und das wüste Lärmen und Fordern in fremden Sprachen, nichts war ihnen gut genug, und wenn einmal ein Officier sich unsrer erbarmte und die Leute schalt, so verhöhnten sie ihn und drohten. Ein Alter unter ihnen, der mit deutscher Sprache umzugehen wußte, sagte meinem Manne: „„Trage auf, Bauer, was du hast; wir wollen's genießen, weil wir leben, denn wir ziehen zu Grabe.““ An einem Abend, wo die ganze Stube voll war, hatten sie geschrieen und getrunken, daß uns Angst wurde, und mit einem Mal fing ein junger Bursche an laut zu weinen, redete auf französisch zu den Anderen und Alle wurden still und ließen die Köpfe hängen. Die ganze Zeit über haben wir, Karl und ich, die Nacht über auf der Ofenbank gesessen, ich legte mich an die Schulter

des Mannes, wenn mir die Augen zufielen, die Kleinen hatte ich in der Wiege vor mir. Wie sollen wir dieses Jahr durchmachen?"

„Dein Karl soll mit dem Wagen kommen; was die Pfarre entbehren kann, erhaltet ihr vor Andern, ich will's beim Vater ausmachen."

Auch in der Kreisstadt gab es bedächtige Männer, welche eine große Entscheidung voraussahen. „Ich frage gern in schweren Zeiten meinen Schuster um Rath," sagte der Einnehmer zu seinem Freunde, „er ist kein großer Redner, aber er sieht die Dinge mit einem Mutterwitz an, den mancher Klügere nicht hat." Schuster Schilling pochte lustig am Leder herum, als sein Kunde ihn begrüßte: „Nun, Meister, was wird aus diesem Kriegszuge des Kaisers herauskommen?"

Schilling schüttelte lange den Kopf und sagte gewichtig: „Der Mann ist niemals als Schustergeselle bei den Moskowitern gewesen, wie ich damals von Südpreußen aus, sonst würde er jetzt nicht zu ihnen gehn. Wie weit glauben Sie, wird seinen Leuten auf dem langen Wege das Schuhwerk vorhalten? — Es ist Alles zerrissen, bevor er zu den eigentlichen Moskows kommt, und wer soll dort für so vieles Volk neue Stiefeln machen? Das Land ist zu groß und mit zu wenig Menschheit besetzt, und es fehlt dort auch an Anderem. Von Birkenrinde können sie nicht leben."

„Die Stiefeln läßt er aus Ihrem Laden holen, Meister, und die Speckseiten aus dem Rauchfange unserer Bauern, Alles wird ihm ins Russische nach-

geschafft.“ Schilling lächelte: „Dann müßte er sein Heer zurückführen und sich Alles selber holen, sonst wird das Wenigste bis zu ihm durchdringen; die Russen können das durchaus nicht leiden. Nämlich die Russen sind gutmüthig, aber sie haben diese Eigenschaft: ist einer artig, so sind sie grob und nehmen ihm mit Gewalt, was er hat; und ist einer grob, so sind sie ins Gesicht artig und mausen ihm das Seine hinter seinem Rücken. Nehmen thun sie in jedem Falle. Jetzt geht Bonaparte grimmig gegen sie vor, folglich werden sie sich zurückziehen und über Alles hinter seinem Rücken herfallen, und er wird mit dem einen Arm nach vorn und mit dem andern nach hinten hauen müssen. Diese Art Prügelei hält Niemand auf die Länge aus.“

„Gut, Meister. Was aber soll mit uns werden? Wir sind seine Verbündeten geworden.“

„Das ist mir ganz recht,“ erklärte der Schuster, „wir halten uns hübsch zurück und immer mehr zurück, lassen ihn vorwärts, und machen hinter der großen Ratte die Falle zu.“

„Meister,“ rief der Einnehmer, „wenn Sie mir nicht für mein Schuhwerk unentbehrlich wären, würde ich Sie unserm König zum Minister empfehlen.“

„Ich habe nie großen Ehrgeiz gehabt,“ sagte der Meister bescheiden.

Der Sommer kam und der Herbst, der Handwerker nähte und pochte in seiner Werkstatt und der Landmann tengelte seine Sense, um die Brotfrucht einzubringen. Der Bürger hielt zuweilen in der Arbeit an und

lauschte, und der Mäher ließ die Sense sinken und sah hinauf in die Luft, als ob von dort etwas Neues heranziehe. Gedanken und Träume der Leute irrten umher in weiter Ferne und heimliche Erwartung schärfte Jedem Auge und Ohr.

Die Frühstückstube war lange verödet gewesen, jetzt traten die Herren wieder ein, sie saßen aber nicht wie sonst am Tische, sondern standen und gingen auf und ab, während sie von den neuen Siegen des Kaisers erzählten. Da sagte einst im Spätherbst der jüdische Weinwirth geheimnißvoll zum Einnehmer: „Einer von unsern Leuten ist aus Warschau zugereist, dort hat er sichere Nachricht erhalten von der großen Armee; das große Heer ist klein geworden, an den Landstraßen liegen überall tote Pferde und umgeworfene Karren, alle Städte sind angefüllt mit Kranken und Sterbenden, Niemand will sie mehr begraben; Alles, was der Kaiser über seine Siege schreiben läßt, ist erlogen.“

Seitdem folgte eine Botschaft der andern, von einer endlosen Heerreise in Wüsteneien, von Siegen, die so mörderisch waren wie Niederlagen, von Hunger, Elend und Untergang. Die Kunde klang zuerst undeutlich aus der Ferne wie Weheschrei eines Nachtvogels. Aber als der Wintersturm über die kahlen Felder fegte und die letzten Blätter von den Bäumen riß, wurde der Schicksalsruf lauter und lauter, bis er wie Posaunenschall in die Ohren drang. Mancher wackere Städter, der während des Sommers gedrückt seines Weges gegangen war, hob jetzt trotzig das Haupt und die, welche einst bei der

Freikompagnie gewesen waren, griffen nach dem Gewehr, das lange verstäubt im Winkel gestanden, und prüften die Schlagfeder. Die Zeit war nicht darnach, daß sich die Leute ohne Noth neue Waare kauften, aber Schuster Schilling hatte große Kundschaft und seine Werkstatt wurde der Unterhaltung wegen von Vielen besucht, denn er hatte zuerst Alles vorausgesagt. Eine Freude, wilde grimmige Freude, wie die Leute niemals gefühlt, brach in Geberde und Worten heraus. Als Beblow erfuhr, daß die Flucht der Franzosen begonnen, stieß er seinen Stahl dem gefällten Rinde bis an den Griff in den Leib, sprang in den Laden und fiel seiner Frau vor allen Leuten um den Hals; wo Bekannte zusammenstießen, schüttelten sie einander die Hände. lachten und weinten in einem Athem.

Draußen heulte der Wind, kalter Regen wandelte den gefallenen Schnee in mißfarbigen Schlamm und machte das Verweilen auf der Straße unbehaglich. Die Bürger saßen mit ihren Hausgenossen nahe am Ofen. Doch so oft draußen ein Karren rasselte, wenn der Sturm Dachziegel herunterwarf oder ein starker Tritt auf dem Pflaster erklang, liefen die Leute an die Fenster; um jeden Wagen, um jeden Reiter, der mit seinem Pferde anhielt, sammelte sich im Augenblick ein neugieriger Haufe, dann gab es kurze Zeit ein Gewühl, Niemand wußte warum, bis Jung und Alt sich wieder in den Häusern verlor. Als der Einnehmer in sein Amtslokal ging, fand er vor der Posthalterei einen gedrängten Haufen; da dies nicht die Stunde war, wo

die ordentliche Post erschien, und da Herr Köhler jeder Sache auf den Grund ging, so trat er näher und schritt durch den Kreis, welcher einen Schlitten umgab. In dem Schlitten saßen zwei Männer, in große Pelze gehüllt. Der Posthalter kam eilig heraus und reichte dem Postillon Papiere, und als der Einnehmer ihn fragend ansah, sagte er leise: „Es ist ein französischer Herzog, durch Staffette angekündigt, er hat's eilig weiterzukommen.“ Da stellte sich Herr Köhler zurecht, um diesen Herzog zu betrachten. Von den beiden Männern saß der größere aufrecht und blickte finster um sich. „Du bist der Herzog nicht,“ sagte sich der Beobachter, „dann also der Andere.“ Der Kleinere saß müde zurückgelehnt in seinem Pelze verborgen.

Endlich gelang es dem Einnehmer bei einer ungeduldigen Bewegung des Verhüllten den Kopf zu sehen; er erkannte in dem trüben Tageslicht ein fahles gelbliches Angesicht und fing einen harten Blick aus stechenden Augen auf, so daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Der Postillon schwang sich auf seinen Sitz und hob die Lederpeitsche, da griff Herr Köhler entschlossen in seine Brusttasche, zog den Hut, trat mit tiefer Verneigung an den Schlitten und legte etwas auf die Decke. Die Peitsche knallte und der Einnehmer schritt, immer noch mit entblößtem Haupt, nach rückwärts, während die Pferde anzogen; dann setzte er seinen Hut gemüthlich auf und schritt zu seinen Tabellen. Als er zur Mittagsstunde mit dem Doktor über den Markt kam, trat der Bürgermeister zu ihm. „Dies Buch

ist auf der Gasse gefunden worden, der Rathsdiener sagt, daß Sie es dem Fremden heut früh überreicht haben."

„Ha, in der That!" rief Herr Köhler, und betrachtete mitleidig den Band, welcher durch den Schlamm des Weges traurig verdorben war, „es ist das meinige. Ich will Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt. Dieser Fremde, der heut Morgen als Flüchtling hier durchkam, war der Kaiser Napoleon. Ich wollte ihm etwas Lektüre auf den Weg geben, aber der undankbare Kerl versteht Gutes nicht zu schätzen," und er wies das Buch, es war von seinem Lieblingsdichter, und hatte den Titel: Katzenberger's Badereise.

10.

Der Verlobte.

Immer noch fiel der Schnee in großen Flocken, aber die weiße Decke, welche sich über die Straßen der Stadt breitete, war trügerisch, denn wo ein Fußtritt oder ein Schlitten eindrückte, füllte sich die Spur mit schlammigem Wasser. Durch Schnee und Regen klangen dumpfer als sonst die Sonntagsglocken, da kam ein plumper Bauernschlitten, mit grauer Leinwand überdeckt, von zwei abgetriebenen polnischen Gäulen gezogen, durch das Stadtthor. Ein alter Mann mit langem grauem Schnurrbart und einer polnischen Mütze trieb als Kutscher die elenden Pferde und sah wild zur Seite, als der Stadtsoldat herantrat und sein „Halt, werda!" rief; denn wegen des durchziehenden französischen Volkes hatte die Stadt auch für den Tag eine Thorwache bestellt.

Der Kutscher antwortete etwas in fremder Sprache, wovon die Wache nur L'Empereur verstand.

„Die Geschichte mit dem Lamperör ist zu Ende," sagte der Stadtsoldat unwillig, „mit euch macht man jetzt

wenig Federlesens. Die Hintergasse hinein zum Spital, dort meldet euch!"

Ein kurzer Befehl kam aus dem Fuhrwerk, der Kutscher peitschte die Mähren und fuhr geradeaus dem Markte zu. Der Thorwächter sah ihm entrüstet nach: „Das Volk will noch nicht pariren," brummte er und setzte sich wieder in sein Schilderhaus, „auf dem Markte werden sie euch schon anhalten." Der Schlitten fuhr beim Gasthofe vor, der Hausknecht stand in der Thür, er rührte sich nicht, dem Kutscher zu helfen. „Fahrt fort, ihr findet hier kein Unterkommen." Da rief aus der Leinwand die Stimme eines Mannes: „Ich lasse die Frau Wirthin ersuchen, sich her zu bemühen." Nach einer Weile kam die Wirthin langsam heran, aber sie schlug vor dem Schlitten die kräftigen Arme über einander, gerüstet den Fremden abzuweisen. Die Leinwand öffnete sich, in dem Schlitten lag auf Futtersäcken in Decken gehüllt ein Mann in französischer Uniform, deren verschossene Goldstickerei schließen ließ, daß der Kranke ein vornehmer Officier war.

„Ein alter Bekannter bittet um ein Quartier, Frau Wirthin; ich habe vor einigen Jahren bei Ihnen gewohnt." Die Wirthin starrte in das Gesicht. „Das ist ja der fremde Kapitän, der unsere Reiter aussperrte. Mein Gott, wie sehen Sie aus?"

„Weisen Sie mich nicht ab, denn ich bin krank."

„Ich darf Sie nicht nehmen," sagte die Frau mit erwachender Theilnahme; „die Kranken müssen alle ins Hospital."

„Ich brauche nur einige Tage Ruhe, um mich zu erholen und werde Ihnen dankbar sein.“

„Ich muß Sie aber sogleich anmelden beim Magistrat und auch bei dem Herrn Doktor.“

„Das ist mir recht, ich bitte um den Besuch des Arztes,“ sagte der Franzose. Er wurde mit Hilfe seines Begleiters und des Hausknechts aus dem Schlitten gehoben und die Treppe hinaufgeführt. Da die Wirthin ihn einmal aufgenommen hatte, gedachte sie freundlicher ihrer Pflicht und frug, was er begehre: „Wärme in das Zimmer und etwas Warmes zu trinken.“

„Das fordern sie Alle,“ sagte die Wirthin im Herausgehen, „er ist sehr verändert, aber noch immer ein schöner Mann. Wie prächtig sah er damals aus, als er mit der Pistole Jedermann niederschoß.“ Der Fremde legte erschöpft den Kopf auf die Kissen. Eine Stunde darauf öffnete der alte Begleiter leise die Thür. Der Doktor hatte die Botschaft erhalten, daß ein französischer Oberst seine Hilfe begehre; als er vor das Bett des Fremden trat, der sich in unruhigem Halbschlummer hin- und herwarf, fuhr er zurück und sein Antlitz wurde so blutlos wie das des Kranken. Vor ihm lag der Feind seines Lebens, der ihm und einer Anderen seit Jahren Glück und Frieden verstört hatte; hilflos lag er vor ihm, er sah, wie der Arzt sieht, den Beginn einer schweren Krankheit und er sollte ihn heilen. Wie er so unbeweglich stand, richtete sich der Franzose halb auf und starrte ihn mit großen Augen an: „Ich bin krank mein Vater,“ murmelte er leise in deutscher Sprache, doch gleich

darauf fuhr er französisch fort: „Sie sind es, Herr Doktor? Solches Wiederfinden haben wir beide nicht gewünscht. Aber Sie sehen, ich halte mein Wort und komme zurück, damit Sie mich weiter in die Kur nehmen. Machen Sie mich schnell gesund, Herr, denn mein Kaiser braucht mich.“ Der Doktor setzte sich zum Bett und that die Fragen an den Kranken selbst und an den alten Franzosen, welcher an der Thür stand, dann verordnete er, was zunächst nöthig war, und sagte gehalten: „Ich werde mir vor Allem Mühe geben, durchzusetzen, daß Sie im Gasthofe bleiben, das Hospital ist leider überfüllt und den Kranken wird es schwer, sich dort zu erholen. Ich bringe sogleich Bescheid.“

„Kein Hospital,“ rief der Fremde heftig, „auch in dem Gasthofe denke ich nicht zu bleiben; ich habe hier in der Nähe eine Familie auf dem Lande, in welcher ich meine Genesung abwarten will, dort hoffe ich bessere Pflege zu finden.“

Als der Arzt wiederkam, war die Krankheit zum Ausbruch gekommen. Der Fremde warf sich in wilden Phantasien umher. Der Doktor lauschte auf die tollen Reden in französischer und deutscher Sprache und er hörte mit Schrecken, wie die Bilder von Gefechten und die Todesangst vor einem kalten Strom, in dem der Kranke neben seinem Pferd treiben mußte, mit anderen Gedanken wechselten, von einem Pfarrhause, das er suchte und nicht finden konnte. Er sah auf die Hand des Liegenden, der Ring mit dem Vergißmeinnicht steckte daran. Als er das Bett verließ, nahm er

den alten Begleiter bei Seite und sagte: „Ich will bewirken, daß Sie hier bleiben und die Pflege Ihres Herrn übernehmen dürfen.“ Der Franzose dankte mit thränenden Augen. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie selbst gut verpflegt werden, damit Sie in diesem Dienste aushalten können, und ich werde Ihnen, wenn die Krankheit sich steigert, noch einen Mann zur Hilfe beiordnen; dafür geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie dem Kranken mit Festigkeit widerstehen, wenn er in lichten Augenblicken den Willen ausspricht, Bekannte zu sehen, die er in dieser Gegend hat, und daß Sie, wenn er es noch so dringend verlangen sollte, ohne mein Wissen keine Nachricht nach auswärts abgehen lassen. Die Krankheit droht mit Ansteckung und ich kann es nicht verantworten, Andere der Gefahr auszusetzen.“ Der Alte versprach Alles.

Als der Doktor nach Hause kam, warf er sich in den Sessel und schlug die Hände vor das Gesicht. Von den bitteren Pflichten seines Berufes sollte ihm keine erspart bleiben, nach jener Krankheit der Geliebten die Todesgefahr des Mannes, der sich zwischen ihn und sein Glück gedrängt hatte. Es war ein schwerer Fall; wenn er sich zurückzog und dem für die Fremden bestellten Chirurgus die Behandlung überließ, wer konnte ihn tadeln? Wenn der Fremde ein Opfer der Krankheit wurde, wie tausend Andere, so war die Geliebte frei! Dieser Gedanke wirbelte ihm durch das Hirn, aber nicht lange. Er erhob sich, trat an das Fenster und sah hinaus zu den grauen Schneewolken: „Das ist

mein Kriegsdienst," sagte er bitter, „er bringt nicht nur das Leben in Gefahr, auch die Seele." Und er legte die heiße Stirn an die kalten Scheiben, dann maß er mit festem Schritt sein Zimmer. „Sie muß es wissen," sagte er laut und von Neuem überkam ihn die Angst, und wie sehr er sich in seinen Gedanken wehrte, auch ein anderes Gefühl, das mit Eifersucht nahe verwandt war. Wer konnte sagen, ob ihr nicht als Pflicht erschien, dem Kranken zur Pflege herbeizueilen? Durfte er das hindern? „Nein!" rief er laut. „Sie hat das Recht zu fordern, daß ich ihr jetzt vertraue, wo für uns Beide die Zeit der Prüfung kommt." Und er schrieb ihr, auch von seinem innern Kampf, er gelobte ihr, Alles für den Kranken zu thun, was er vermöge, und flehte, daß sie sich und die Eltern jetzt keiner Gefahr aussetze. Erst als er auf diesen Brief die kurze Antwort erhielt: „Ich werde thun, mein Freund, was Sie für recht halten," wurde er ein wenig getröstet.

Die Krankheit stieg; es vergingen Tage, wo der Doktor selbst nicht an die Genesung glaubte. Er kam und ging, saß halbe Stunden bei dem Bett und lauschte auf die Athemzüge eines Lebens, das ihn elend machen sollte, wenn er es erhielt. Dann kam ein Tag, wo der alte Husar mit Thränen der Dankbarkeit seine Hand ergriff, und erstaunt war, daß der gute Doktor die Hand so heftig zurückzog. Endlich durfte er dem Kranken sagen: „Die größte Gefahr ist beseitigt, jetzt kommt Alles darauf an, daß Sie Kräfte gewinnen."

„Sie haben redlich an mir gehandelt, mein Herr,"

sagte der Franzose, „ich weiß recht gut, daß Sie das Ueberwindung gekostet hat. Ich sah zuweilen, wie Ihr Auge auf mich gerichtet war; Sie sind Patriot und hassen in mir den Feind Ihres Vaterlandes.“

„Ich habe gegen Sie meine Pflicht gethan wie gegen Jedermann,“ antwortete der Doktor, „und ich denke, Sie werden auch nach Ihrer Genesung mir dies Zeugniß geben.“

„Ich habe Ihre Sorge und die der guten Wirthin lange in Anspruch genommen; mein treuer Diener sagt mir, daß ich Wochen hier gelegen. Ist es für Andere nicht mehr gefährlich, in meine Nähe zu kommen, so wünschte ich wohl, daß einer Familie, die ich in dieser Landschaft kenne, Nachricht von meinem Hiersein gegeben wird.“

„Wenn Sie diese Rücksicht auf die Gesundheit Anderer nehmen,“ antwortete der Doktor, „so muß ich Sie bitten noch einige Tage zu warten.“

„Ich bin geduldig geworden,“ seufzte der Franzose und sank müde in die Kissen zurück.

Als aber der Doktor das nächste Mal eintrat, begann der Kranke wieder: „Sie sollen wissen, daß ich eine Braut hier in der Nähe habe.“

„Sie haben davon in Ihren Phantasien gesprochen.“

„Wohl möglich,“ nickte der Franzose. „Es war eine wunderliche Affaire, mein Herr. Ich hatte Gelegenheit, einen guten alten Mann und seine Tochter aus den Händen von Marodeuren zu befreien; die Marodeure waren Ihre deutschen Landsleute, keine Franzosen.

Ich war eine Zeit lang allein unter trunkenen Wilden, und um die Situation zu Gunsten der Gefährdeten zu wenden, sagte ich den Schuften, daß die junge Dame meine Braut sei, und da ich nicht für eine Unwahrheit verantwortlich werden wollte, so verlobte ich mich zur Stelle mit ihr."

„Waren das Fräulein und der Vater damit einverstanden?" frug der Doktor mit rauher Stimme.

„Die schöne Henriette war ziemlich bewußtlos, als die Ringe gewechselt wurden, das ist wahr; der Vater hatte nichts einzuwenden. Sie schweigen, mein Herr, Sie halten die Sache für den übermüthigen Scherz eines jungen Officiers, der ich damals war? Ich habe nichts dawider, wenn ein bedächtiger Deutscher den schnellen Entschluß verurtheilt. Doch da Sie als Arzt auch gern beobachten, was in der Seele vorgeht, so will ich zu meiner Rechtfertigung Ihnen im Vertrauen zweierlei sagen. Zuerst natürlich, daß das Mädchen sehr schön war und daß die rührende Hilflosigkeit, in der sie am Boden lag, mir die ganze Seele bewegte, und ich versichere Ihnen, es sind seitdem Jahre vergangen, aber ich sehe die holde Gestalt noch oft in dieser Weise vor mir. Warum schweigen Sie, mein Herr? Hören Sie noch etwas. Als ich in die Stube sprang und mich umsah, die Schufte zurückwarf und die gebrochene Gestalt an der Hand hielt, da, Doktor, war mir plötzlich zu Muthe, als hätte ich das Alles schon einmal erlebt und gewollt, und als müßte ich sie mir verloben, um ihr Leben vor Aergerem zu bewahren. Und ich that es,

wie etwas, das sich von selbst versteht. — Uebrigens hat das Abenteuer zu meinem Glück geholfen, so weit Jemand von Glück sprechen kann, der vor Ihnen liegt, wie ich. Der Bruder des Kaisers, der damals in Ihrer Hauptstadt befahl, erfuhr davon, fand die Geschichte plaisant und sandte mich in guter Absicht mit Briefen zum Kaiser. Auch diesem muß durch seine Umgebung oder den Prinzen der Vorfall bekannt worden sein, und er war aus irgend einem Grunde nicht unzufrieden, vielleicht weil ein Franzose sich darin weniger gewaltthätig darstellte, als die Deutschen, und erwies mir seitdem bei jeder Gelegenheit persönliche Gnade. Er behielt mich in seiner Nähe, dann wurde ich nach Italien und Spanien geschickt und schnell befördert. Der Kaiser vergißt nichts. Als vor dem Ausmarsch nach Rußland mein Regiment bei ihm vorüberzog, rief er mich heran und frug mit einer wahrhaft liebenswürdigen Freundlichkeit: „„Oberst, wie geht es Ihrer deutschen Frau?““ Und als ich antwortete: „„meine Braut lebt noch in ihrer Heimat bei den Eltern,““ setzte er hinzu: „„Der Bräutigam war in der Fremde. Ich hoffe, wenn diese weite Promenade beendet ist, werden Sie der Kaiserin die Generalin Dessalle vorstellen.““

Der Doktor bezwang die innere Empörung. „Haben Sie nie daran gedacht,“ sagte er bitter, „daß Ihr plötzlicher Einfall das Lebensglück eines Mädchens, welches Ihnen doch fremd war, zerstören konnte?“ Der Franzose erhob sich in seinem Bett und sah den Arzt groß an: „Mein Herr, ich will die Dame zur Oberstin Dessalle machen.“

„Wenn aber sie selbst diese Ehre nicht zu würdigen weiß?“

Der Kranke legte sich wieder zurück und lächelte. „Ihr Vater hat mir in der That in den letzten Jahren so etwas in einem Briefe angedeutet, den ich in Spanien erhielt, und wie er schrieb, auch meinen Ring zurückgeschickt. Der Ring lag übrigens nicht in dem Briefe. Ich mußte antworten, daß ich diese Aufkündigung eines zarten Verhältnisses für allzu streng halte, den Ring meiner Braut bewahren und vorläufig meine Rechte gegen Jedermann behaupten werde, bis ich Gelegenheit erhalte, von ihr selbst Erhörung zu erbitten. Ich nahm an, daß dies in Kurzem möglich sein werde und ahnte nicht, daß ich mich als Kranker ihr vorstellen würde.“

Der Doktor stand auf. Während er aber nach Haltung rang, um dem Egoismus des Fremden ruhig entgegenzutreten, sah er, daß ein Kranker vor ihm lag, dessen Arzt er war. Und er begnügte sich zu sagen: „In einigen Tagen darf die Familie benachrichtigt werden, dann werden Sie auch meinen Beistand entbehren können.“

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, sagte der Franzose zu seinem Begleiter: „Dieser Mann ist mein Feind und wir sind hier nicht in guten Händen.“

„Ach Herr Oberst, wenn Sie wüßten, wie er um Sie gesorgt hat; oft kam er noch in der Nacht und saß mit gefalteten Händen an dem Bett, ihm verdanken wir, daß Sie Alles überstanden haben.“

„Einerlei!“ rief der Kranke; „ich will fort, alle Leute

hier hassen uns. In dem Pfarrhause finden wir bessere Gesinnung."

Der Doktor schrieb sogleich an den Senior, theilte die Krankheit und den Wunsch des Obersten mit, ersuchte um Entscheidung und verbarg dem Pastor nicht, daß zwar die Gefahr der Ansteckung bei nöthiger Vorsicht geschwunden sei, daß aber der Aufenthalt des Obersten in der Pfarre der Familie doch vielleicht nachtheilig sein könne.

Der Brief, welchen Bärbel zugleich mit einem andern an Henriette überbrachte, erregte im Pfarrhause große Bestürzung. Der Vater fühlte die Verpflichtung der Familie, aber auch, daß das Einlagern des kranken Franzosen in dieser Zeit eine schwere Sache sei; auch die Mutter hatte alten Hoffnungen beinahe entsagt, sie fürchtete die Ansteckung und Belästigung, die Tochter entschied: „Wenn er zu uns will, und wäre er ein Pestkranker, wir dürften es ihm nicht weigern; hat er sein Leben für uns aufs Spiel gesetzt, so ist jetzt der Tag gekommen, wo wir es für ihn wagen müssen. Danken wir dem Himmel, daß er dies so gefügt hat, die Last der Verpflichtung uns leichter zu machen." Bärbel aber schlug, als sie mit Henriette allein war, die Hände zusammen. „Wie kannst du das thun, den, welchen die Leute für deinen Bräutigam halten, ins Haus nehmen, während du einen Andern lieber hast? Was soll dieser dazu sagen?"

„Ja, Bärbel," rief Henriette, „gerade des Andern wegen. Die beste Stube soll der Franzose

haben und Pflege wie ein Bruder, das ist sein Recht."

„Das ist nicht recht und wird nicht gut," entschied Bärbel kopfschüttelnd und ging nach Hause zum ersten Male unzufrieden mit ihrer Freundin.

Der Senior kam mit seinem Wagen nach der Stadt, den Kranken abzuholen. Er suchte zuerst den Doktor auf. „Wir dürfen uns dem Wunsche des Obersten nicht entziehen nach Allem, was vorhergegangen ist, auch meine Tochter ist der Meinung. Würde Ihre Begleitung nicht vortheilhaft sein?" frug er furchtsam. „Wir haben zwar gar keinen Anspruch darauf, ein so großes Opfer zu verlangen."

„Hat Ihr Fräulein Tochter den Wunsch ausgesprochen?"

„Es fiel mir auf dem Wege ein," sagte der Senior, „damit Sie an Ort und Stelle anordnen könnten, wie der Kranke gehalten werden soll."

„Dafür ist meine Begleitung nicht nöthig," versetzte der Doktor finster, „sagen Sie Fräulein Henriette, daß ich, sobald sie meine Anwesenheit wünscht, zu jeder Stunde bereit bin. In den ersten Tagen bedarf der Kranke Schonung, auch aufregende Gespräche sind so viel als möglich zu vermeiden."

Henriette ging den Tag über geschäftig durch das Haus, sie ließ sich nicht nehmen das Zimmer für den Obersten und ein kleines daneben für den alten Franzosen selbst einzurichten, und trug aus dem einfachen Hausrath Alles zusammen, was irgendwie zur Bequemlichkeit eines werthen Gastes dienen konnte. Die Mutter

sah verwundert zu. „Ob sie insgeheim doch daran denkt, daß er sie zur Frau haben will?“ Und sie frug: „Willst du die blühende Hyacinthe nicht auf den Tisch stellen?“

Henriette verneinte: „Sie riecht zu stark in der Krankenstube.“

Wie der Abend kam, zündete sie in allen bewohnten Zimmern Lichter an, hing auch im Flur die große Laterne auf, so daß das Haus mit vielen leuchtenden Augen in die Finsterniß hineinblickte. Dann setzte sie sich still hin, die Hände im Schoß gefaltet, und wartete.

Der Wagen fuhr vor, die Mutter eilte neugierig in den Flur, dort den Gast zu begrüßen. Henriette blieb wie ein Bild von Stein sitzen, es war derselbe Sessel, an dem sie damals auf dem Boden gelegen hatte, und dieselbe Stelle, auf welcher er ihr den Ring angesteckt. Da trat der Franzose ein, gestützt auf den alten Husaren; langsam erhob sie sich und verneigte sich wie gegen einen vornehmen Fremden. Auch der Franzose stand einen Augenblick festgebannt, die Augen flogen wie einst durch das Zimmer und hafteten auf dem tiefernsten Antlitz der Jungfrau vor ihm. „Haben Sie Nachsicht mit einem Kranken,“ begann er in gemessenem Tone, „wenn er nach langem Aufenthalt unter Menschen, die ihm feindselig waren, alte Bekannte aufsucht, bei denen er menschliches Mitgefühl für sich hofft.“

„Mein Vater und ich verdanken dem Herrn Oberst, daß wir heut hier stehen, Sie zu begrüßen; wenn der Aufenthalt in unserem Hause für Ihre Genesung irgend von Nutzen sein kann, so sind Sie uns als Gast will-

kommen." Er verbeugte sich schweigend, sprach einige Worte zum Senior und der Hausfrau und bat dann ihm zu gestatten, daß er auf sein Zimmer gehe. Dorthin geleiteten ihn die Eltern. Der Empfang war überstanden, Henriette war zufrieden, daß er ihr diesen leicht gemacht hatte, und bat still um Kraft, die nächsten Wochen zu ertragen.

Als der Oberst sich mit Hilfe des Alten auf dem Lager zurechtgerückt hatte, begann er trotz seiner Müdigkeit in guter Laune: „Nun, Vater, wie gefällt dir die Braut und das Hochzeithaus?"

„Mademoiselle ist schön und entschlossen, sie ist die Herrin im Hause; daß sie dem Herrn Obersten ergeben ist, möchte ich nicht behaupten."

„Aus dem Vater habe ich herausgehört, daß sie wenigstens keinen Freiwerber hat. Aber, die guten Leute hier fühlen sich im Grunde auch belästigt durch unsere Gegenwart, und es kann wohl sein, daß sie bald Landesfeinde in uns sehen. Es thut nichts. Seit den traurigen Nächten im russischen Schlitten und in dem widerwärtigen Gasthofe kommt mir dies Bett vor, als stünde es im Elternhause" — er streckte dem Diener die Hand entgegen — „ruhe auch du, mein Alter, dir thut es nicht weniger Noth als mir und für die Zukunft vertrauen wir unserm alten Glück."

Am andern Morgen wurde der Gast spät sichtbar. Henriette traf ihn im Zimmer des Vaters, er grüßte sie artig und sprach sie an mit der gewöhnlichen Aufmerksamkeit, welche ein Mann von Selbstgefühl der Tochter

des Hauses zu widmen hat; dann redete er zum Vater weiter von den Beschwerden des letzten Feldzuges, ruhig und gehalten, nur einmal wurde er lebhafter, als er seinen Diener erwähnte. „Meinem Alten verdanke ich, daß ich nicht im Schnee zurückgeblieben bin. Ich war gestürzt und lag betäubt, da wußte er mir ein Gespann zu schaffen, — er hatte es nicht ohne Kampf mit andern armen Teufeln gewonnen — lud mich darauf und war durch viele öde Meilen mein Fuhrmann."

„Er ist von Ihrem Regiment?" frug der Senior.

„Er war Wachtmeister, als ich eins hatte, es ist dahin, hochwürdiger Herr. Der Alte aber und ich gehören noch in anderer Weise zusammen. Er ist mein Pflegevater, und wenn ihn diese Eigenschaft bei Ihnen irgendwie empfehlen kann, so bitte ich herzlich, lassen Sie es ihm zu gut kommen." Das versprach der Senior bereitwillig und frug, ob er ihn an den Tisch ziehen sollte.

„Das würde er in keinem Fall annehmen," sagte der Oberst, „überlassen Sie ihm selbst, sich unterzubringen; er versteht gut heimisch zu werden."

„Das ist er schon," versicherte der Senior, „und nicht von heut. Er findet auch die alte Magd wieder, die er früher mit seinem Französisch unterhalten hat."

Der Oberst war aufgestanden und betrachtete die Bilder an der Wand, dem Senior war erfreulich, daß sein Gast die Erinnerungen an Doktor Luther so angelegentlich ins Auge faßte.

„Ich bin Protestant," sagte der Oberst, sich um-

wendend, „und ich bin der Sohn eines Pfarrers. Mein Vater war ein strenger und trübsinniger Mann, der seinen wilden Knaben oft mit Härte behandelte. Dem Sohne wurde das Vaterhaus verleidet, und da er einst mit sechzehn Jahren wegen eines kleinen Vergehens schwere Züchtigung erlitten hatte, entlief er in dem kindischen Gedanken, sich allein durch die Welt zu schlagen, am liebsten als Soldat. Er gesellte sich zu dem Troß eines Regimentes, das in den Krieg zog, es ging ihm elend, was ganz in der Ordnung war; bei einer Retirade wurde er durch den Schlag, den ihm ein Betrunkener versetzte, von dem Karren geworfen, auf den er hungernd und erschöpft gekrochen war. Wie er so verloren am Wege lag, fand ihn ein Unterofficier von den leichten Reitern. Der Reiter nahm den Knaben mit sich und gewann ihn lieb wie einen Sohn, er wandte auf ihn, was er konnte, und bat für ihn bei seinen Vorgesetzten. Der Knabe wurde in eine Militärschule aufgenommen und trat in das Regiment, in welchem sein Pflegevater stand. Seitdem hat der Alte ihn behütet und für ihn gesorgt mehr, als für sich selbst. Sein Pflegekind ist Oberst geworden und er ist immer noch Wachtmeister. Ich hoffe, wir beide bleiben bei einander, so lange wir leben."

Als er so sprach, sah sie auf seine Hand. Ihr Ring steckte daran. Da stand sie auf und verließ das Gemach.

In solcher Weise führten sich die beiden Fremden im Hause des Seniors ein. Der Oberst war fast den

ganzen Tag auf seinem Zimmer, nur des Mittags und eine Stunde nach Tische erschien er in der Familie, er verstand aber, sich in dieser Zeit die gute Meinung der Eltern zu gewinnen. Da er bekannt hatte, daß er Protestant war, so wagte der Senior zuweilen einen kleinen Ausflug in Doktor Luthers Leben und Schriften; bei solchen Spaziergängen bewies der Gast eine bezaubernde Bereitwilligkeit mitzugehen, die nicht nur durch den Wunsch zu gefallen, veranlaßt wurde. Offenbar war ihm selbst diese Art der Unterhaltung angenehm, weil sie ihn an die eigene Knabenzeit erinnerte oder weil ihm solche liebevolle Hingabe an längst vergangene Zustände etwas Neues war. Das Herz der Mutter gewann er ganz und gar. Er war demüthig dankbar für jede Freundlichkeit, die er von ihr empfing; er wollte nicht leiden, daß sie ihm etwas zutrug, und zeigte sich trotz seiner Schwäche stets beflissen, ihr ein Aufstehen und einige Schritte Weges zu ersparen. Henriette frug sich: Ist dies die Artigkeit eines gewandten Mannes oder ist es Gutherzigkeit? bis er einmal, als die Frau Pastorin dagegen protestirte, daß er ihr ein Glas Wasser herbeiholte, angelegentlich bat: „Erlauben Sie mir das; ich habe durch meine Schuld zu früh das Glück verloren, meiner Mutter die Pflichten des Sohnes zu erfüllen, und mir ist jetzt zu Muthe, als könnte ich hier das Versäumte nachholen."

Aber auch Henriette vermochte die kalte Förmlichkeit nicht zu behaupten, die sie in den ersten Tagen gegen ihn gezeigt hatte. Wenn er in anmuthiger Nach-

lässigkeit über Wildes und Gefährliches sprach, das er erlebt hatte, oder wenn er kleine drollige Geschichten erzählte, was er gut verstand, und dabei einmal unbefangen wie ein Kind lachte, so mußte sie sich selbst zugeben, daß er in solchen Augenblicken wahrhaft liebenswürdig war. Sie selbst behandelte er mit gleichförmiger Artigkeit, ohne sie durch auffallende Zuvorkommenheit scheu zu machen, aber in dieser leichten und sicheren Weise lag etwas, was ihr Angst machte; er betrachtete sie im Grunde immer als ihm angehörig und sie kam sich vor wie ein gefangener Vogel, der aus dem Bauer in eine geräumige Stube versetzt ist, feste Wände umgeben ihn doch von allen Seiten.

Doch ganz unverändert blieb sein Wesen ihr gegenüber auch nicht; sie merkte, daß sie ihm gefiel, aber sie ahnte nicht, wie sehr. Wenn sie kam und ging, folgte ihr sein bewundernder Blick; wenn sie gesprochen hatte, saß er lauschend, als klänge ihre Rede in seiner Seele nach; wenn er durch Vater oder Mutter veranlaßt, etwas erzählte und lebhaft wurde, wandte er sich unwillkürlich an sie, als ob nur sie vorhanden sei. Nach einer rauhen Woche voll Sturm und Regen schien die Sonne warm an die Scheiben, da ging er zum ersten Mal hinaus in den Garten, und wie er wieder in das Zimmer trat, überreichte er ihr ein Schneeglöckchen und sagte dabei: „Erlauben Sie, daß ich den Raub von den Beeten an die Herrin zurückgebe. Es ist ein guter Name, den die Blume im Deutschen hat; wenn das Glöckchen geläutet hat, stellt sich nach und nach die ganze

Gemeinde auf den Beeten ein. Lassen Sie mich hoffen, daß auch mir nach dem ersten winterlichen Gruß hier eine wärmere Neigung erblühe.“ Henriette hatte keine andere Antwort als eine stumme Verneigung, aber in ihrem Zimmer schritt sie unruhig auf und nieder. Was hatte sie auf sich genommen? So durfte das nicht fortgehen, die Noth wurde größer als sie je gewesen; von den Eltern hatte sie keine Hilfe zu erwarten, sie selbst mußte dem Fremden jede Hoffnung benehmen. Aber ihr bangte vor der Stunde.

Während sich in dem Pfarrhause ein stiller Kampf vorbereitete, fuhr draußen in Stadt und Land der Frühlingssturm durch die Seelen. Der König war in die Provinz gekommen, das Volk rüstete zum Kampf.

Der Senior hatte in seinem Zartgefühl zum Gast nie über das Große gesprochen, was draußen in der Welt vorging; Besuch von Bekannten hatte sich nicht eingestellt und die Familie lebte so allein, als wäre mit dem Pfarrdorf auch die ganze Umgegend in eine Wüstenei verwandelt. Der Senior wunderte sich zuletzt darüber und sagte zur Tochter: „Auch keiner von den Amtsbrüdern läßt sich sehen.“

„Weil der Franzose bei uns wohnt,“ antwortete Henriette traurig. „Das Haus ist den Nachbarn verleidet.“

„Von seiner Krankheit ist doch Ansteckung nicht mehr zu befürchten,“ sagte der Vater, „und wenn die Leute mit dem Obersten bekannt wären, würden sie über den freundlichen Mann anders urtheilen.“

So oft die Zeitung in die Pfarre kam, bat der Oberst darum und brachte sie schweigend zurück. Es stand wenig darin, er las doch daraus, daß er in Gefahr sei Kriegsgefangener zu werden. Das sagte ihm auch sein Begleiter. „Als am Sonntag die Glocken läuteten, trat ich in den Garten, mir das Bauernvolk hier zu betrachten. Da drängten sie sich an die Mauer und Viele sprangen hinauf, sahen mich tückisch an, schrieen und ballten die Fäuste. Die Luft ist schwül, mein Oberst; es wird Zeit, daß wir davonreiten.“

„Warte ab; ich habe hier einen wilden Vogel gefunden, den ich mir zähmen will für unser Haus.“

„Wo ist Ihr Haus, mein Oberst? Das Zelt ist es und der blaue Himmel. Der Kaiser braucht uns.“

„Gut, mein Vater, ich denke daran. Zürne mir nicht, wenn ich auch einmal um ein friedliches Glück sorge. Mir ist es noch nie so gut geworden und ich könnte den ganzen Tag bei dem Mädchen sitzen, ihr die Maulwürfe wegfangen und die Gießkanne tragen.“

„Wahren Sie sich nur, mein Oberst, daß Ihnen die Demoiselle Gärtnerin nicht das kalte Wasser ins Gesicht gießt. Sie hat kein gutes Herz für uns Franzosen.“

„Meinst du, Alter? Ich bewahre, woran ich sie festhalte.“

Henriette trug dem Vater ihre Wochenrechnung vor. „Der Oberst macht es dir doch schwer, die Wirthschaft

zu führen,“ sagte der Senior bedenklich, „wenn nur nicht der tägliche Wein wäre für ihn und auch für den Alten, das letztere ist doch wohl nicht nöthig.“

„Du weißt, wie lieb ihm sein Begleiter ist,“ antwortete die Tochter.

„Das ist schon recht, aber wo das Geld hernehmen?“

„Der Wein ist zu Ende, ich setze heut die letzte Flasche auf. Der Knecht muß nach der Stadt, neuen holen.“

„Meine Kasse ist leer,“ sagte der Senior gutlaunig, zog eine Schublade auf und untersuchte vergeblich.

„Meine Sparbüchse auch,“ antwortete Henriette. „Die drei Dukaten Pathengeld sind drauf gegangen.“

„Was aber thun?“ überlegte der Vater. Er sah die Tochter zweifelhaft an. „Dort in der Ecke liegen immer noch die Geldrollen; jetzt, meine ich, dürfen wir ohne Bedenken etwas davon nehmen, es ist ja zu seiner Bequemlichkeit.“

„Nein, mein Vater,“ bat Henriette, „die Summe gehört nicht uns und nicht ihm und wir dürfen uns daran nicht vergreifen.“

„So schaffe Rath,“ sagte der Senior ein wenig ärgerlich. Henriette strich ihm bittend an die Schulter. „Von dem Silberzeug brauchen wir nur ein halbes Dutzend, die Hälfte ist unnütz, und im Nothfall können wir die schwere Kelle auch entbehren. Ich fahre selbst nach der Stadt und kaufe Zinn.“

„Lieber Gott,“ klagte der Pastor, „man soll ja sein Herz nicht an Dinge hängen, welche Motten und Rost

fressen, aber dies war die Ausstattung, als ich deine Mutter heiratete. Diese Stücke sind mit uns alt geworden. Wie wird deine Mutter das ertragen?"

„Sie sitzt in der Kammer und weint, sie hat aber nichts dawider. Ich will es geschickt machen, denn der Oberst darf nichts davon merken."

„Das versteht sich," bestätigte der Vater.

Der Wagen des Landraths fuhr vor. Als er eintrat, wollte Henriette sich entfernen.

„Mich führt nichts Geschäftliches her," begann der Landrath, sie aufhaltend; „es ist eigentlich nur eine Bitte, die ich an den Herrn Senior zu richten habe. Am nächsten Sonntage soll der Aufruf des Königs „An mein Volk" von den Kanzeln verkündigt und eine patriotische Mahnung daran gefügt werden. Als alter Bekannter erlaube ich mir den Vorschlag, daß Sie an diesem Tage einer großen Aufregung einem andern Amtsbruder den Gottesdienst und die Verkündigung übertragen."

„Weshalb, Herr Landrath?" frug der Pastor betroffen.

„Ein vornehmer Franzose weilt als Gast in Ihrem Hause," erwiederte der Beamte. „Ich weiß, daß er von unsrer Regierung nicht als Gefangener betrachtet wird, und ich kann mir denken, daß Bande zarter Verpflichtung Sie veranlassen, ihm in Ihrem Hause eine Freistätte zu geben. Aber ich meine, es wird Ihnen selbst unter diesen Umständen peinlich sein, von Ihrer Kanzel der Begeisterung und dem tiefen Haß, welcher in unsrer Bevölkerung gegen die Franzosen lebt, wirksamen Ausdruck zu geben."

„Herr Landrath," versetzte der Senior mit zitternder Stimme, „unser Erlöser hat geboten: liebet eure Feinde. Haß vermag ich nicht in meine Seele zu bringen, noch weniger von der Kanzel zu predigen. Aber ich bin ein Preuße und meinem Könige treu ergeben, und wenn Krieg für die Rettung des Vaterlandes nothwendig geworden ist, so werde ich in meinem Amte meine Pflicht thun wie jeder andere Amtsbruder."

Nicht ohne Verlegenheit widersprach der Landrath: „Auch wenn Sie selbst das Wünschenswerthe mit warmen Worten sagen können, so besorge ich, würde die Wirkung auf Ihre Gemeinde nicht die richtige sein. Es wäre wohl möglich, daß in diesen Tagen leidenschaftlicher Erregung durch die Heftigkeit einzelner Mitglieder der Gemeinde ein Mißton in die heilige Feier käme, der Sie selbst am tiefsten verletzen würde."

Der Senior setzte sich in seinen Stuhl und faltete die Hände. „Gott, mein Herr, hast du mich vor sieben Jahren darum aus den Händen der Mörder errettet, damit ich diese Demüthigung erlebe?"

Die Tochter beugte sich über ihn: „Trage auch diese Prüfung, geliebter Vater." Sie griff in den Schreibtisch, hob die Geldrollen heraus und legte sie vor dem Landrath auf den Tisch. „Diese Summe haben Sie vor Jahren meinem Vater im Auftrage einer fremden Regierung überbracht, sie ist unberührt geblieben, wie sie damals war. Der Vater hob sie auf bis zu dem Tage, wo er sie hingeben könnte für einen patriotischen Zweck. Jetzt wird zu freiwilligen Gaben für Aus-

rüstung des Heeres aufgefordert werden; ich bitte Sie als unsern Beitrag dies hinzunehmen. Andere mögen mehr geben, es ist das letzte Geld, welches der Vater im Hause hat."

„Ich darf Ihre Gabe nicht ablehnen," sagte der Landrath, selbst bewegt durch den Schmerz des Vaters und der Tochter. „Ich hoffe, sie wird den falschen Argwohn tilgen, der sich gegen Sie erhoben hat. — Noch habe ich für Ihren Gast dies amtliche Schreiben abzugeben."

Als der Senior seine Fassung so weit wiedergewonnen hatte, daß er dem Obersten den Brief zu überreichen vermochte, brach dieser schnell das große Siegel auf und bemerkte vor Freude über den Inhalt nichts von der Niedergeschlagenheit des Hausherrn. Er fand einen Freipaß der Militärbehörde zur Reise nach Frankreich mit einer kurzen Zuschrift des Grafen Götzen, in welcher gesagt war, daß der humane Beistand, welchen der Oberst in dem letzten Kriege preußischen Unterthanen mit eigener Gefahr geleistet habe, die Veranlassung geworden sei, ihn während seiner gegenwärtigen Krankheit mit seinem Begleiter nicht als Kriegsgefangenen zu behandeln. Der Oberst wies verwundert das Schreiben dem Senior. „Wem verdanke ich diese Gunst?" Aber der Senior wußte es nicht.

„Da mein treuer Sergeant mit angeführt ist, muß Ihre Regierung genau mit dem Sachverhältniß bekannt sein."

„Wir haben Sie beim Landrath angemeldet," suchte der Pastor zu entschuldigen.

Aber es gelang doch nicht, dem Gast die Verlegenheit der Familie ganz zu verbergen; was die Herrenstube verschwieg, kam in der Küche heraus. Zwischen dem alten Franzosen und der Dienstmagd Susanne bestand ein gutes Einvernehmen. Der Sergeant half ihr, so weit seiner Würde geziemte, bei der Küchenarbeit, war immer genügsam und gutlaunig. Und es blieb ein stilles Verhältniß, denn Keines verstand viel von der Rede des Andern, der Franzose aber etwas mehr als Susanne, da er auf seinen Kriegsfahrten allerlei fremde Worte erbeutet hatte. Wie nun am Nachmittage das Fräulein in die Stadt gefahren war und Susanne betrübt am Herde saß und die Augen mit der Schürze wischte, frug der Sergeant unruhig in seinem gebrochenen Deutsch: „Demoiselle Susanne, weshalb sind Sie heut traurig?“ Da kam etwas von einer silbernen Kelle und dem Weine heraus, was der Alte verstand. Als am Abend der Oberst seinem Vertrauten erzählte, daß ein Freipaß für sie beide angelangt sei, sagte der Alte feierlich: „Es ist Zeit für Sie, mein Oberst, den Paß zu gebrauchen, die Rücksicht auf diese armen Leute hier zwingt dazu;“ und er berichtete seinem Herrn das Geheimniß der Küche. Der Oberst war betroffen, aber die Nachricht machte ihm mehr Freude als Sorge. Solche Opfer brachte man nur einem Gaste, den man sehr werth hielt, und Henriette selbst machte den Weg, um ihm das Behagen des Mittagstisches zu erhalten! — so daß er dem Alten sagte: „Du weißt, mein Vater, daß die Oberstin Dessalle in keinen dürftigen Haushalt tritt und daß es unsere

Sache sein soll, ihr, was sie jetzt hingiebt, tausendfach zu ersetzen.“ Der Alte schüttelte schweigend den Kopf.

Am nächsten Morgen ging der Oberst im Garten auf und ab, als Henriette aus dem Hause kam. Sie wich der Begegnung nicht aus, sondern erwartete, gehoben durch den Willen eine Entscheidung herbeizuführen, seine Anrede. „Ich fürchte, schon zu lange Ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen zu haben; lassen Sie als Entschuldigung gelten, daß es mir sehr schwer wird von hier zu scheiden. Es war mein Los unablässig im Getümmel des Krieges herumgeworfen zu werden. Die gleichförmige Thätigkeit Ihres Haushaltes, der Frieden hier und die gute Gesinnung gegen alle Welt sind für mich ein neues Glück und mir ist, als würde man hier zufriedener und besser.“

„Sie sind in der Genesung,“ antwortete Henriette, „und dies Gefühl macht weich und zufrieden.“

„Es ist noch etwas mehr, mein Fräulein, es ist Ihre Nähe“ — er lud sie mit einer Handbewegung ein auf der Bank Platz zu nehmen. Dort hatte ein Anderer neben ihr gesessen, sie ging vorüber und führte zu der Sommerlaube. Noch fehlte den Ruthen des Geißblattes das grüne Laub und die Strahlen der ersten Frühlingssonne fielen grell auf den Erdboden. „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig,“ begann der Oberst, „daß ich dem Wunsch Ihres Vaters, der mir in fernem Lande zukam, nicht entsprochen habe. Ihr Ring, den ich an meinem Finger trage, ist für mich bedeutungsvoll geworden, ich betrachte ihn mit einer Art Aberglauben,

und sorge, mein gutes Glück wird von mir scheiden, wenn ich ihn verliere. Das Ereigniß, welches ihn an meine Hand brachte, hat mir zwar Feinde geschafft, aber auch Gunst und Beförderung, es gab Veranlassung, daß der Kaiser selbst mir persönlichen Antheil zuwandte, und ich weiß, daß er auch meine Beziehungen zu Ihnen kennt."

Das klang selbstsüchtig und Henriette antwortete kalt: „Für Andere hat jene Stunde nicht so günstige Folgen gehabt, mein Herr."

„Ich stelle meinen Talisman in schlechtes Licht," fuhr der Oberst fort, „wenn ich an ihm nur rühme, daß er Gunst und Gnade gebracht hat. Ich verdanke ihm viel Besseres. Der Gedanke daran, daß er mich in eine geheime Verbindung mit Ihnen gesetzt hat, ist mir zuweilen in Stunden der Versuchung ein Schutz gewesen; oft dachte ich in der Fremde, wo ich Gefahr und Jammer sah, an die Noth Ihres Hauses und an die Hilflosigkeit, in welcher ich Sie, holde Henriette und Ihre Eltern fand, und wenn mir hier und da gelang, ein gutes Werk zu thun, so bin ich Ihnen dafür zu Dank verpflichtet. In einem spanischen Dorfe waren französische Soldaten grausam ermordet worden; meine Leute hatten einen Einwohner ergriffen und an den Baum gebunden, um ihn zu füsiliren. Sein Weib warf sich vor mir nieder und umfaßte meine Kniee. Ich war in Empörung gerade wie meine Reiter und ich wollte sie wegstoßen, da preßte sie mir in der Angst die Hand zusammen und ich fühlte den Druck des Ringes.

In dem Augenblick sah ich Sie vor mir am Boden und band den Spanier los, nicht ohne eigene Unbequemlichkeit, denn meine wüthenden Reiter wollten sich das Sühnopfer nicht entreißen lassen. Und wie jenen Schelm, so hat der Ring auch manches Heimwesen der Feinde vor der Zerstörung geschützt und vielleicht auch manches junge Weib vor dem Verderben. Ich sage das nicht, um mich Ihnen als einen hochherzigen Mann darzustellen; ich bin ein wilder Reiter und ich fürchte, das lange Liegen im Felde hat in mir verdorben, was der Mensch in friedlichen Verhältnissen leichter bewahrt. Es war nicht mein Verdienst, sondern das Ihre, wenn ich in diesen Jahren eines unaufhörlichen Blutvergießens gern daran dachte, daß es auf Erden ein Glück giebt, das ich entbehren muß: Weib, Kind, geordnetes Hauswesen und das redliche Leben eines honetten Mannes, der seine Pflicht erfüllen kann, ohne täglich Anderen wehe zu thun. Je länger mich mein Schicksal aus einem Feldzuge in den andern führte, um so lebendiger wurde der Traum, und um so heißer die Sehnsucht nach einem stillen Glück an Ihrer Seite. Wenn ich müde saß am flackernden Feuer, vor meinen Augen das Gewühl des Bivouaks, in meinem Ohr das Stöhnen der Verwundeten, da klang es in mir wie das Geläut dieser Kirche und wie eine fromme Mahnung, daß auch mir eine andere und bessere Zukunft bereitet sei.“ Seine Rede war lebhafter geworden, er sprach das Letzte in großer Bewegung.

Henriette sah scheu nach ihm hinüber. „Es war die

Sehnsucht nach Erlösung von einem schrecklichen Berufe, was Sie beschäftigte, Herr Oberst, aber es war nicht das fremde Mädchen, das Sie nur einmal gesehen."

„Vielleicht war es früher so," antwortete der Franzose; „jetzt ist es mehr. Seit ich hier verweile und das Glück habe, Sie täglich zu sehen, die Sicherheit zu sehen, mit der Sie sich in Ihrem Kreise bewegen, und den Stolz, mit dem Sie meiner Werbung begegnen, seitdem fühle ich mit jedem Tage mich fester in Ihren Banden. Ich weiß jetzt, daß ich ein glücklicher Mann wäre, wenn Sie sich entschließen könnten, mich mit Zuneigung zu betrachten." Henriette stand auf. „Aus der Phantasie ist eine Leidenschaft geworden, holde Henriette," fuhr er heftig fort, „und der Gedanke ist mir unerträglich, daß ich Sie verlieren sollte."

„Und wenn Alles wahr ist, was Sie sagen," rief Henriette, „haben Sie in diesen Jahren nie daran gedacht, wie das Mädchen unterdeß gelebt hat, dem Sie im Spiele Ihrer Gedanken eine Neigung zuwandten? Durch Zwang haben Sie mich an sich gebunden, nach meinen Gefühlen aber nicht gefragt; seitdem habe ich lange Jahre die bittre Demüthigung getragen, wie eine willenlose Sklavin an einen fremden Mann gekettet zu sein. Hassen kann ich Sie nicht, denn Sie haben in Ihrem wilden Muthe mich und meinen Vater geschützt, die Neigung aber, welche Sie fordern, finde ich nicht in meiner Seele, und die Frau des Obersten Dessalle kann ich niemals werden."

Der Oberst stand auf. „Ich verstehe," sagte er,

„Sie sind eine Deutsche, und wie hier im Lande die Stimmung ist, sehen Sie in mir den Franzosen. Sie werden mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich die Gefühle einer deutschen Frau während meiner Anwesenheit gewürdigt habe. Aber die feindliche Spannung, welche jetzt zwei Nationen gegen einander bewaffnet, wird nicht dauern, in wenig Monaten ist der Zwist zwischen meinem Kaiser und Ihrem Könige entschieden. Schnell wechselt auch bei den Regierungen Genossenschaft und Abneigung. Zürnen Sie mir deshalb nicht, schöne Henriette, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Sie wegen Krieg und Frieden der Völker nicht aufzugeben vermag. Hatte ich Sie vorschnell mit mir verbunden, so bin ich seitdem älter geworden und habe den Werth dieses Erwerbes erkannt, und ich bin entschlossen Alles zu wagen, um Sie mir für die Dauer meines Lebens zu gewinnen."

Henriettens Gestalt hob sich höher, die mädchenhafte Scheu war abgethan: „Sie rühmen die Rücksicht, die Sie mir bewiesen haben, Herr Oberst; und doch wollen Sie zu dem alten Zwang einen neuen fügen; und die Genugthuung, die Sie mir geben wollen, soll die sein, daß Sie mich auf eine Zukunft verweisen, wo Ihre Werbung mir besser gefallen müsse. Meinen Sie, daß solche Selbstsucht Ihnen das Herz eines Weibes gewinnen kann? Sie handeln nicht edel an mir und nicht wie ein Mann von Ehre gegen ein Weib handelt, zu dem er eben erst von seiner Liebe gesprochen."

„Henriette!“ rief der Oberst unwillig.

Sie fuhr sich über die Stirn. „Nein, verzeihen Sie mir, das ist die Sprache nicht, die mir gegen meinen Retter geziemt; nur bitten darf ich und Sie an das erinnern, was Sie mir von Ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich gesagt. Bin ich Ihnen etwas werth, und hat Ihnen jemals der Gedanke an mich wohlgethan, so flehe ich, daß Sie jetzt nicht auf einem Anspruch bestehen, der mich jeden Tag unglücklich macht, weil er mich demüthigt und meine Zukunft in schwarzes Dunkel hüllt. Geben Sie mir meinen Ring zurück. Einmal haben Sie mich zu Ihren Füßen gesehen; ist es eine Befriedigung für Sie, so will ich wiederum vor Ihnen niederfallen und die Kniee meines Retters umfassen, damit Sie die Fessel lösen, durch die ich an Sie gekettet bin.“ Sie beugte sich in ihrer Leidenschaft abwärts. Bestürzt wehrte ihr der Oberst. „Sie lieben einen Anderen, mein Fräulein!“ rief er.

Henriette richtete sich auf. „Vielleicht,“ sagte sie tonlos.

„Jetzt begreife ich Ihren Widerstand, Mademoiselle,“ versetzte der Franzose bitter. „Aber vergessen Sie nicht, daß der Ring, welcher Sie zu meiner Verlobten gemacht hat, auch mir noch andere Träume als die eines idyllischen Stilllebens an Ihrer Seite wachruft. Jener Baier, der in der Ecke Ihres Hofes liegen blieb, war nicht der einzige. Noch zweimal habe ich seitdem mit Kameraden des Toten ein ähnliches Zusammentreffen gehabt; es hängen für mich auch finstere Erinnerungen

an dem Reif, die mein Leben belasten. Ich habe blutigen Preis für ihn bezahlt, und ich ersehne auch deshalb die Nähe der lieben Gattin, damit sie mir mit ihrer weichen Hand düstere Gedanken von der Stirn scheuche. Zürnen Sie also dem Egoismus des Mannes nicht zu sehr, wenn er fortfährt, gegen jeden Andern sein Anrecht auf Sie zu vertheidigen."

Er wandte sich dem Hause zu, Henriette lehnte an dem Pfosten der Laube und starrte vor sich hin.

Sie war den Tag über für den Gast nicht sichtbar; die Eltern entschuldigten ihre Abwesenheit mit Unpäßlichkeit. Am Abend erklärte diesen der Oberst, daß er genöthigt sei, morgen abzureisen und bat um den Wagen bis zur Poststation. Da der nächste Tag ein Sonntag war, sagte der Senior mit vielem aufrichtigem Bedauern über die Abreise, der Wagen stehe sogleich nach dem Gottesdienst zu seiner Verfügung.

Als die Glocken läuteten, bereitete sich Henriette nach einer schlaflosen Nacht zur Kirche zu gehen. Wie sie aus dem Garten auf den Friedhof kam, standen die Dorfleute in dichten Haufen, aber sie boten dem Pfarrkinde nicht wie sonst freundlichen Gruß, sondern wendeten sich scheu zur Seite. Von Allen gemieden wie eine Unreine schritt sie in das Gotteshaus zu ihrem Sitz.

Der fremde Geistliche predigte über die Pflichten gegen das Vaterland. Nach der Predigt las er den Aufruf des Königs an sein Volk von der Kanzel vor und sagte mit bewegter Stimme: „An euch ergeht heut der Ruf, verlaßt Pflug und Hof, verlaßt Eltern

und Kinder, Weib und Braut. Hier im Tempel des Herrn, vor versammelter Gemeinde gebt Zeugniß, daß ihr Männer seid, bereit zum Kampf und, wenn der Herr gebeut, zum Tode für die Freiheit eures Vaterlandes, damit ihr und eure Angehörigen nicht im Elend der Knechtschaft dahinlebt unter der Geißel des bösen Feindes. Da ich heut an dieser heiligen Stätte zu euch rede, habe ich das Recht als erster meinen eigenen Namen zu nennen; ich bin bereit mit Bibel und mit Waffen hinauszuziehen in den Krieg, und wer thun will wie ich, der erhebe sich und nenne im Hause Gottes vor den Ohren der Nachbarn und Anverwandten laut seinen Namen!" Da entstand tiefe Stille, daß man das Rauschen eines Blattes durch die ganze Kirche hören konnte. Ein junger Mann stand auf und rief seinen Namen und ein Gemurmel, welches klang wie ein leises Gebet, ging durch die Gemeinde. Denn dieser erste war der einzige Sohn einer armen Wittwe. Wieder schallte ein Name und wieder summte der leise Ton andächtiger Freude durch den Raum; dieser war ein prächtiger Bursch, voran bei allen Freuden der Jugend und ein Liebling der Mädchen. Ein neuer Name, und lauter rauschte es unter den Hörern; der sich jetzt darbot war verheiratet und sein junges Weib saß auch in der Kirche mit bleichem Antlitz, die Augen nach dem Kreuz auf dem Altare gerichtet, und neben ihr saß ihr kleiner Knabe. Neue Namen erklangen schneller nach einander und zu zweien. Als sich eine ganze Reihe gemeldet hatte, hörte Henriette eine Stimme, die ihr alles Blut zum Herzen

drängte, denn neben ihr schallte laut durch den Raum der Name: Ernst König. Sie sah an ihrer Seite den Geliebten stehen und blickte mit einer heiligen Freude zu ihm auf. Er wandelte ihr den Tag der Demüthigung in einen Tag der Ehren, denn um ihretwillen war er in die fremde Gemeinde gekommen, damit auch sie heut ein Recht erhalte, das Liebste, was sie hatte, zum Opfer zu bringen.

Als die Rufe verhallt waren, stieg der Geistliche von der Kanzel, schritt zum Altar und forderte die Freiwilligen auf heranzutreten, damit er mit ihnen bete. Sie kamen herzu, jeder begleitet von seinen Angehörigen; neben dem armen Burschen ging die weinende Mutter und neben dem Ehemann seine Frau, und der Mann hielt seine Hand auf dem Kopf des Kindes. Da erhob sich auch Henriette und trat neben dem Geliebten zum Altar, Alle knieten nieder, der Prediger betete und ertheilte ihnen den Segen. Es war einfacher Gottesdienst, ohne Pracht der Worte im Dämmerlicht der alten Dorfkirche; und wie in dieser einen in vielen hundert anderen.

Langsam schritten die Leute aus der Kirche und sammelten sich auf dem Friedhofe um die Männer, welche am Altar eingesegnet waren. Als der Doktor neben der Pfarrtochter herauskam, drängten die Bauern mit achtungsvollem Gruß an Beide heran, denn auch in den Dörfern dieser Gemeinde wußten Viele, daß der Doktor seit Jahren ein Führer der stillen Arbeit für das Vaterland gewesen war, und es freute sie, daß

er in ihrer Kirche Zeugniß abgelegt hatte. Neben Henriette aber ging auf der andern Seite das Bärbel, welches wußte, wie der Gespielin heut zu Muthe war, und vor den Leuten seine Freundschaft beweisen wollte.

An der Hausthür stand der Oberst, zur Abreise gerüstet; er erwartete Henriette, um sie noch einmal zu sprechen. Als sie vom Friedhofe her an der Seite eines Andern herankam, beide mit verklärtem Antlitz, so feierlich, daß man ihnen ein gemeinsames Glück ansah, da zog sich das Angesicht des Franzosen drohend zusammen und mit schnellen Schritten auf den Doktor zutretend, begann er: „Mein Herr, jetzt verstehe ich den Widerstand meiner Verlobten und die Abneigung, mit der Sie selbst Ihren Beruf ausübten, während ich krank war. War ich Ihnen bis heut Dank schuldig, so vermag ich von dieser Stunde in Ihnen nur den Todfeind zu sehen, der zwischen mir und einem Weibe steht, welches ich als meine künftige Gattin betrachte."

Der Doktor entgegnete ruhig: „Ich komme von einer Stelle, wo ich mein Leben einem größeren Kampfe geweiht habe als der Streit mit einem persönlichen Feinde ist, und in meiner Seele ist zu dieser Stunde kein Raum für Haß und Rachsucht. Daß die Ansprüche aber, welche Sie an die Hand dieses Fräuleins erheben, nichtig sind, und daß Sie unehrenhaft und ruchlos handeln, wenn Sie dieselben gegen den Willen des Fräuleins geltend machen wollen, davon werde ich Sie zu überzeugen suchen, sobald wir Beide frei sind von der Pflicht, welche uns jetzt zwei feindlichen Heeren zuführt."

„Es ist genug," sagte der Oberst, nachlässig an seinen Pallasch rührend, und sich zu Henriette wendend, fuhr er fort: „Mein Schicksal will es, Fräulein, daß ich wie ein irrender Ritter den Weg zu Ihrer Gunst durch Abenteuer erkämpfen soll; der Kampfpreis wird dadurch für mich um so werthvoller. Leben Sie wohl, schöne Henriette, ich halte fest an meinem Traum." Er hob den Finger, welcher ihren Reif trug, verneigte sich tief vor ihr und trat in das Haus zurück.

Im nächsten Augenblicke rollte der Wagen zum Hofe hinaus; die Jungfrau aber legte ihre Hand in die des Geliebten: „Ich habe ihm gesagt, daß ich niemals sein Weib werde. Seit ich heut am Altar neben Ihnen stand, fürchte ich ihn nicht mehr, auch für Sie nicht mehr, mein Freund."

Bei einem späteren Besuch sagte Bärbel zu Henriette: „Als die Beiden mit Worten gegen einander kämpften, überkam mich ein Graulen. Unser Hiesiger war größer, und der Fremde dunkler und geschmeidiger, aber in Angesicht und Geberde war einer dem andern ähnlich."

Henriette antwortete nicht, aber sie blickte so traurig und erschrocken auf die Vertraute, daß Bärbel dachte: Sie weiß es auch, und sie hat deshalb vor dem Fremden heimliche Angst gehabt.

11.

Ins Feld!

Während von der ungeheuren Sturmfluth des Jahres nur einzelne Wellen nach dem einsamen Pfarrhofe schlugen, brach in der Kreisstadt der Strom durch beide Thore, er rauschte auf dem Markte und auf den Gassen und drang in alle Häuser und Herzen.

Zuerst kamen die flüchtigen Ueberreste des großen Heeres; einzeln und in Haufen schlichen sie durch das Thor, halb verhungert und halb erfroren, entblößt und in Lumpen, auch das Schuhwerk gerade so wie ihnen prophezeit war; zerstörte Leben, die dem Untergange verfallen waren selbst nach ihrer Rettung aus der Faust der Feinde. In dem Entsetzen über das schreckliche Gottesgericht schwand der Haß, womit der Bürger sie kommen sah.

Nicht lange, und russische Reiter folgten. Da die ersten mit ihren langen Bärten, auf kleinen struppigen Pferden zum Ringe ritten, gerieth die Stadt vor Freude außer sich. Alles lief herzu und umdrängte die Wilden, die Kinder faßten sie an den Beinen und die Frauen

streichelten ihre Pferde. Nur zwei Verbündete, der Einnehmer und sein geheimer Rathgeber, betrachteten die neuen Freunde ruhiger; der Verehrer deutscher Poesie brummte: „Die Einen gingen, die Andern kamen, dasselbe Ding mit neuem Namen," und Schilling sagte zu seinen Leuten: „Wenn ihr ihnen die Hände schüttelt, so haltet die Arme steif, damit sie euch nicht zu nahe auf den Leib rücken, denn die Moskowiter tragen Unzähliges an sich, was kriecht und springt." Wie nun vollends die Baschkiren einrückten, spitze Filzmützen über den bartlosen gelben Gesichtern und schräg geschlitzten Augen, bewaffnet mit Flitzbögen und Pfeilen, um den Bonaparte wie einen Sperling vom Baume zu schießen, da staunten die Städter in heller Bewunderung die fremdartige Kriegsmacht an und kamen sich selbst vor, wie Prinzen in einem bunten Märchen, während das Heidenvolk auf ihrem Ringe große Feuer anzündete und Stroh breitete, um darauf zu lagern.

Unterdeß lief aus der Hauptstadt eine Botschaft nach der andern herzu, welche die Landsleute noch näher anging; seit ihr König zu ihnen gekommen war, erkannten sie, daß der Tag da war. Sechs Jahre hatten sie auf diese Zeit geharrt und immer war ihr Hoffen getäuscht worden, als jetzt endlich der Kriegsruf in ihr Ohr schmetterte, war er keine Ueberraschung, sie wußten bereits, was sie zu thun hatten und rüsteten feierlich und still zum Aufbruch. Nur hier und da quoll es aus den übervollen Herzen auffällig hervor. Der alte Trommler der Bürgerschützen, welcher seit einem

Menschenalter bei den Festen der Stadt mit seinen Schlägeln wirbelte, wurde von diesem Geist der Zeit ergriffen; seine Nachbarn hörten in Stunden, wo sie der Ruhe pflagen, ganz in der Nähe den Sturmmarsch dröhnen, und wenn sie auf die Gasse liefen, war nichts zu sehen, bis sie endlich in das Fenster des Alten hineinlugten. Da ging der Nachbar auf seinen Dielen in die Runde, hatte die Trommel umgehängt und schlug nach Leibeskräften sich selbst zur Befriedigung.

Steinmetz war seines Dienstes auf dem Rathsthurme längst enthoben und nur noch Anführer der Stadtmusik, aber er bewahrte dem Thurme, dessen Uhr er aufzog, eine innige Zuneigung. Als der königliche Aufruf bekannt wurde, ging er ohne Jemand zu fragen mit seiner Musik in der Mittagsstunde auf den Thurmkranz und blies dort zwischen Himmel und Erde eine ganze Stunde lang. Was er blies, waren alles Choräle.

Die Jugend der Straße jedoch, welche seit dem Eintritt der Kosacken mit Heldenmuth singend und pfeifend auf den Gassen umherschwärmte, hatte sich als Feld für ihre kriegerische Thätigkeit den Platz vor dem Hause des Kommissionsraths ausgewählt. Dort veranstaltete sie jeden Abend unerfreuliche Ständchen und es nützte nichts, daß der Beunruhigte die Rathsdiener und Stadtsoldaten zu Hilfe rief, denn die behenden Musiker verschwanden, sobald die bewaffnete Macht sich näherte, und waren nach dem Abzug derselben wieder da, so daß der Kommissionsrath endlich mit seiner Familie

zu einem Bekannten auf das Land zog. „Jetzt ist auch mein Zopf gerächt," sagte der Einnehmer.

Es war natürlich, daß die alte Kriegskraft der Stadt, welche ins Civil versetzt war, am meisten von der Bewegung ergriffen wurde. Major von Henner ließ seine alte Uniform aus dem untersten Grunde seiner Truhe heraufholen und setzte die Stadt in Verwunderung, als er fortan nur in einem seltsamen blauen Rock aus der Zeit des alten Fritz sichtbar wurde. Auch in der Finsterniß machte ihn schon auf mehre Schritte ein starker Lavendelgeruch kenntlich, welcher die Uniform durch zwanzig Jahre gegen die Motten vertheidigt hatte. Nun konnte zwar der Major die neumodischen Rüstungen nicht billigen und verbarg auch seine Kritik durchaus nicht, aber er neigte sich doch allmählich einer milderen Auffassung zu, seit er von der Kommission des Kreises ersucht worden war als Ehrenmitglied an dem Ausrüstungsgeschäft Theil zu nehmen, und arbeitete mit dem Feuer eines Jünglings an der Sache.

Vollends der Hauptmann war im Nu ein anderer geworden. Jahrelang hatte er mit der Welt und seinem Schicksal gegrollt, jetzt schritt er hochaufgerichtet unter den Bürgern in neuer Uniform einher, grüßte freundlich und empfing achtungsvollen Gegengruß, denn er war zum Führer einer Landwehrkompagnie ernannt. Es ist wahr, eine andere wäre ihm lieber gewesen. Dennoch war der Abend, an welchem er sein Patent empfing, der glücklichste seines freudenarmen Lebens. Er trat,

ohne Worte zu machen, vor das Bild seines Vaters und sah es mit starren Augen an, bis die Schwester herzukam und ihn umarmte; da brach der finstre Mann in die Worte aus: „Ich hätte mich in dieser Zeit erschossen, wenn du nicht mein Trost gewesen wärst,“ und hielt das kleine Fräulein fest, als wäre sie der Fels im Meere und er ein Schiffbrüchiger.

Als am Sonntage nach dem Gottesdienst die Freiwilligen aufgefordert wurden, und viele Augen den Doktor vergebens suchten, erhob sich der Bürgermeister vor der Gemeinde und verkündete: „Der Name, den wir Alle zuerst erwarten, wird heut in einem anderen Gotteshause unserer Gegend gerufen, ich bin ermächtigt dies zu erklären.“ Den nächsten Tag aber war der Doktor zur Stelle und sammelte aufs Neue seine Mannschaft. Nicht Jeder, der sich vor Jahren verpflichtet hatte, vermochte zu kommen, dafür fanden sich Jüngere ein. Auch die gute Ordnung und Einheit, mit welcher früher der Graf die Rüstungen geleitet hatte, war nicht zu behaupten, es ging in der Hauptstadt tumultuarisch und eigenmächtig zu und die Freiwilligen meldeten sich zu verschiedenem Dienste. Endlich durfte auch dem regelmäßigen Heere und einer Landwehr, welche neu errichtet werden sollte, nicht zu viele Kraft entgehen. Darum vertheilte sich die Kompagnie des Doktors in verschiedene Truppentheile; er selbst aber wurde von den Vertretern des Kreises festgehalten und in ihren Rath gezogen. Denn das ganze Geschäft der Rüstung und der Lieferungen wurde durch drei kluge Männer

geleitet und diese drei waren: der Kammerherr als Stellvertreter des Landraths, unser Bürgermeister und Krause, Vertreter der Bauernschaft.

Fast noch eifriger als die Männer sorgten die Frauen. Auch sie bildeten einen Ausschuß, Vorsitzende wurde natürlich die Bellerwitz, und die thätigste Minchen Buskow. Die Kammerherrin kam jetzt alle Wochen in ihrer Kutsche zur Stadt, und Minchen eilte unermüdlich von Haus zu Haus und erbat Decken, Wäsche, altes Linnen und was irgend sonst durch Frauenhände bei Aufstellung eines Heeres vorgesorgt werden konnte. Wer weiblich war oder sonst kleine geschickte Hände hatte, nähte Hemden, schnitt Binden und zerzupfte die Fäden alter Leinwand. Ganze Bollwerke von Charpie wurden hergestellt und es ist Grund zu der Annahme, daß der große und grausame Krieg nicht im Stande war sie aufzubrauchen.

Nachdem die Freiwilligen berufen waren, wurde in den Kirchen von Stadt und Land zu Beiträgen für das Vaterland aufgefordert. Das Volk war verarmt, ach wie sehr! Die ungeheuren Forderungen des Feindes hatten Hab und Gut verzehrt, ein Mißjahr fast ohne Ernte war grade erst überstanden, zuletzt hatten die Heerhaufen, welche nach Rußland zogen wie Heuschreckenschwärme vertilgt, was etwa noch in Scheune und Stall zu finden war. Dennoch brachten die Leute eifrig herzu, was sie in ihrer Armuth entbehren konnten.

Dabei fand auch der gute Senior die Versöhnung

mit seiner Gemeinde. Denn der Landrath hatte in den Dörfern, die zur Kirche gehörten, anschlagen lassen, daß er am nächsten Sonntage nach dem Gottesdienst selbst den Aufruf vortragen werde. Die Kirche war wieder so voll, daß man die Thüren nicht schließen konnte, der Senior hielt in großer Bewegung seine Predigt und setzte sich dann, nichts Weiteres ahnend, in den Stuhl neben der Sakristei. Da trat der Landrath, ein starker Mann, der seine Stimme gewaltig erheben konnte, auf den freien Platz vor dem Altar und las den Aufruf so schön, daß er gebieterisch in jedes Ohr klang. Als er die Stellen genannt hatte, wo man die Gaben abliefern konnte, darunter auch das Pfarrhaus, fügte er hinzu: „Die erste Gabe hat unser hochwürdiger Herr Senior selbst in meine Hände gelegt.“ Und er erzählte, daß die Franzosen nach den großen Verlusten und der Leibesgefahr, die der Pastor im vorigen Kriege erlitten, diesem eine Summe zurückerstattet hätten; er aber habe das Geld nicht berührt, auch nicht in Zeiten bittrer Noth, sondern für diesen Tag verwahrt. Der Redner hob die Rollen in die Höhe. „So hat er sie vor Jahren erhalten und unerbrochen giebt er sie zurück.“ Hierauf nannte er die Summe, welche für die Ohren der Zuhörer sehr groß klang. Da saß der Senior, während ihn seine ganze Gemeinde zufrieden oder mit stiller Reue ansah, unbeweglich, obgleich er im Innern mächtig erregt war, er blickte hinauf zum Balkendach der alten Kirche und ihm kam vor, als ob die Engel dort oben ihren himmlischen Gesang anstimmten: Ehre dem

Herrn und Friede hienieden, Friede auch zwischen dem Pastor und seiner lieben Gemeinde.

In der Kreisstadt aber wurde bei der Aufforderung zu freiwilligen Gaben bekannt gemacht, daß der Einnehmer Hauptperson für die Annahme sein sollte. Daß er es wurde, verstand sich für die Bürger fast von selbst. Denn schon vor einigen Jahren war er der Mann des allgemeinen Vertrauens geworden, damals, als Jedermann, der etwas Silberzeug im Hause hatte, eine Steuer vom Loth bezahlen mußte, wofür den einzelnen Stücken ein Stempel aufgedrückt wurde. Die Enkel mögen solches Silber liebevoll bewahren zur Erinnerung an die harte Noth ihrer Voreltern. — Damals hatte Mancher seinen stillen Schatz von sechs Kaffeelöffeln kleinmüthig und mißvergnügt herzugetragen, Herr Köhler war aber sehr freundlich gewesen, vorab gegen die kleinen Leute, hatte Alles verzeichnet, gepackt, versendet und genau zurückgegeben. Nur Hutzel, den großen Hausbesitzer, hatte er streng behandelt, weil dieser nichts brachte als einen Zettel, auf dem er die Zuckerzange und Anderes aufgeschrieben hatte, und sich entschieden weigerte die Werthstücke selbst aus dem Versteck ans Tageslicht zu bringen. Aber der Einnehmer hatte ihn doch gezwungen, seitdem grollte der Mann mit Herrn Köhler. Deshalb war dieser verwundert, als Hutzel jetzt unter den ersten erschien und eine große Geldrolle auf den Tisch legte. „Lassen Sie nachzählen.“ Und als er seine Quittung erhalten, frug er: „Es kommt doch in die Zeitung? Ich bitte zu bemerken: Hausbesitzer und Kirchenvor-

steher.“ So kamen sie Alle, Jeder in seiner Weise, Manche, die kein Geld hatten, boten Getreide, und ein Stadtbauer wickelte aus seinem Tuch eine ungeheure runde Wurst. „Sie ist geräuchert und hält sich,“ sagte er, um sie dem Vaterland annehmbar zu machen, „denn Geld ist nicht vorhanden.“

„Wir wollen versuchen, ob wir sie zu Gelde machen können,“ versetzte der Einnehmer dankend.

Leider darf nicht verschwiegen werden, daß diese Annahme freiwilliger Gaben Veranlassung zu einer Entfremdung zwischen Herrn Köhler und Minchen von Buskow wurde. Schon als das Fräulein in sein Amtslokal trat, wurde der Einnehmer unzufrieden. Denn er hatte über diesem Geschäft allmählich eine gewisse nüchterne und kritische Ruhe erhalten, und dachte bei sich: die hätte auch zu Hause bleiben können. Sie aber legte ein kleines Papier auf den Tisch und sagte bittend: „Es sind die Trauringe von Vater und Mutter, wir lesen in der Zeitung, daß auch Ringe angenommen werden.“

„Gewiß,“ entgegnete Herr Köhler verbindlich, „sie werden nach dem Goldwerth geschätzt und eingeschmolzen. Will Jemand solche Andenken zum Taxwerth zurückkaufen, so steht es ihm frei.“

„Das vermag ich aber nicht,“ sagte das Fräulein, die Ringe zum Abschiede liebevoll betrachtend.

„Monatliche Gehaltsabzüge, der ganze Betrag auf zwölf Monat vertheilt, Sie haben wegen Ihres Gehaltes Kredit, die Stadtkasse legt es aus, Sie behalten

dieses Andenken an Ihre lieben Eltern und haben es doch gegeben." Er stellte das so überlegen dar, daß Minchen gar nicht zu widersprechen wagte. Der Einnehmer nahm also Goldwage und Probirstein, taxirte die Ringe, versprach die Summe aus der Stadtkasse zu erheben, die monatlichen Abzüge von ihrem Gehalt zu veranlassen und ihr alsdann die Ringe wieder zu übermachen. Er besorgte dies mit Hilfe des Kämmerers, und schickte sie mit einem Schreiben desselben zurück.

Doch als das Fräulein die Werthstücke wieder in der Hand hielt, fiel ihr ein, daß sie ja doch die Ringe hätte geben wollen und daß die Sache nicht in der Ordnung sei. Nun fürchtete sie aber das Mißfallen des Herrn Einnehmers zu erregen, wenn sie die Gabe noch einmal brächte; deswegen verschwor sie sich mit Frau Beblow und beredete diese, in den ersten Nachmittagsstunden, wo Herr Köhler nicht im Lokal war, sondern nur sein vertrauter Schreiber, die Reife als Gabe von einem Unbekannten abzugeben. Das konnte nicht auffallen, weil auch Andre ihre Trauringe hintrugen. Die Sache war schlau erdacht, aber zum Unglück hatte der vereidete Schreiber, der auch als Freiwilliger ausrücken wollte, grade in seinen Angelegenheiten zu thun, Herr Köhler war selbst zur Stelle und Frau Beblow fiel in seine Hände. Er hörte mit Verachtung ihre Ausrede, daß diese Gabe von einem Unbekannten komme, denn er hatte die Ringe sofort wieder erkannt, und indem er brummte: „Sie ist leichtsinnig und es

ist ihr nicht zu helfen," gab er mürrisch die Quittung. Als nun Frau Beblow zurückkam und den unglücklichen Verlauf berichtete, wurde Minchen sehr darüber bekümmert, daß der Einnehmer sie für eine leichtsinnige Person hielt, und daß er ihr seine gute Meinung entzogen hätte. Wenn sie seitdem Herrn Köhler begegnete, kam ihr vor, als ob dieser mit geringerer Artigkeit grüßte, und sie dankte ihm scheu und befangen. Das merkte wieder der Einnehmer und so geriethen die beiden ohne Worte allmählich in ein sehr gespanntes Verhältniß, die Grüße wurden immer kürzer, und weil Keines recht wußte warum, so war auch gar keine Verständigung möglich. Das Fräulein empfand das tief. Ihr Leben im Hause war ohnedies einsam geworden, denn ihr Bruder hatte sie verlassen, um seine Kompagnie zu übernehmen, und wenn sie des Abends allein in ihrem Dachstübchen saß, grämte sie sich bitterlich über die schlechte Meinung, und dachte nach, wie sie die Feindseligkeit wohl besiegen könnte.

Nun war der Einnehmer auf Ansuchen des Magistrats Ehrenvorstand ihrer Schule geworden, er wurde jeden Monat dort sichtbar, gab seinen guten Rath, ermahnte und lobte die Kinder. Da fiel ihr ein, ob sie ihm nicht durch diese eine Bitte vortragen könnte, von seinem Zorn abzulassen. Sie wählte dazu ein kleines Mädchen, dessen Vater als Landwehrmann mitziehen sollte, und brachte dem Kinde einen Vers bei, den sie sich selbst ausgedacht hatte. Als nun der Einnehmer zu seiner Zeit wieder erschien, und die Arbeiten der Kinder

besah, welche dies Mal sämmtlich für das Vaterland verfertigt wurden, verweilte er auch vor der Kleinen, die sein Liebling war, zog eine Düte Pfeffernüsse aus der Tasche und rieth ihr davon zu nehmen und den Rest unparteiisch unter ihre Gespielinnen zu vertheilen. Da stand das Kind feierlich auf und sagte mit hellem Stimmchen seinen Spruch:

„Wir bitten zu dem lieben Gott
Für dein Wohlergehen,
Habe Nachsicht auch mit uns,
Wenn wir was versehen."

„Du kannst hübsch singen, kleiner Vogel," sagte Herr Köhler erfreut. „Ersuche unser liebes Fräulein, daß sie dir den Vers aufschreibt, und bringe mir ihn nach Hause." Er selbst sah Minchen so zufrieden an, daß sie erkannte, sein Unwille sei geschwunden. Denn die Musen haben in ihrer himmlischen Güte jedem Menschen die Begabung zugetheilt, daß ihm Verse, welche zu seiner Ehre gedichtet sind, ausnehmend gut gefallen. Deshalb hielt auch der Einnehmer daheim den Zettel mit dem Reime nachdenkend in den Händen und sagte: „Es ist merkwürdig, sie hat doch Poesie."

Durch das Ersatzgeschäft in seinem Kreise festgehalten, konnte der Doktor erst später als die Kameraden aufbrechen. Vorher traf er noch einmal bei den Vertrauten im Marktflecken mit Henriette zusammen. Dies Wiedersehen, das letzte vor einer langen Trennung, war dem Anscheine nach ruhiger als ein früheres; sie waren in so begeisterter Stimmung, daß Schmerz und

Angst nicht aufkamen. Erst als er beim Abschiede die Geliebte in die Arme schloß, brach die mächtige Bewegung in Beiden hervor, er warf sich auf die Kniee und sie hielt die Hand über seinem Haupt, den thränenlosen Blick nach oben gerichtet.

In der Hauptstadt suchte er zuerst den Grafen Götzen auf. Er wurde in ein Krankenzimmer geführt. „Das ist mein Schicksal," begann der Graf traurig, „mir ist nicht bestimmt mit meinen Landsleuten ins Feld zu ziehen. Der Wassertropfen verrinnt in der großen Strömung. In vergeblicher Mühe und in Sorge, die unablässig am Herzen nagte, ist die Lebenskraft geschwunden. Ich brauche jetzt die Philosophie, welche Sie mir einst empfahlen; aber das Bewußtsein, daß man früher einmal seine Pflicht gethan, ist ein schlechter Trost in dieser Zeit, wo so unermeßlich viel zu thun wäre."

„Ihnen aber bleibt ein anderer Trost," entgegnete der Doktor. „Wenn der Hörnerklang der schlesischen Freiwilligen zu Ihren Fenstern heraufschallt, und so oft Sie in der Zeitung lesen, daß unsere Bataillone vor dem Feinde sich brav gehalten, sollen Sie die Freude empfinden, wie wir Schlesier Ihnen mehr als jedem Andern verdanken, daß wir Theil haben an den Ehren dieses Jahres. Sie waren es, und Sie fast allein, der in unserm muthlosen Elend während der Jahre großer Demüthigungen uns eine mannhafte Gesinnung und das Vertrauen zu der Zukunft unseres Staates gegeben hat. Wie mir, so haben Sie tausend Anderen die Waffen in die Hand gelegt, die wir endlich

gebrauchen dürfen. An Sie haben wir uns bisher gehalten, jetzt ist es an uns, Ihrem Beispiel nachzueifern und unserem Meister Ehre zu machen."

„Darum also tragen auch Sie die Büchse?" frug der Graf mit melancholischem Lächeln, und abbrechend sagte er: „Freund Helwig ist zum Major ernannt; es ist im Werke, ihn als Führer eines Streifkorps mit dem halben Regiment in den Rücken des Feindes zu senden. Er hat sich bereits wacker getummelt, Sie werden ihn in der Lausitz finden und Mühe haben zu ihm durchzudringen."

Es war am Ende des Mai, als der Doktor zu Pferde, in Uniform und mit den Waffen eines reitenden Jägers, in Kottbus eintraf, wo das Streifkorps Ruhetag hielt. Der erste Bekannte, dem er auf dem Marktplatze begegnete, war Hans, welcher sich die Erlaubniß ausgewirkt hatte, zu der Schwadron des Majors überzugehen. Hans lief in voller Freude auf den Einreitenden zu und führte ihn nach dem Gasthofe, wo die Officiere lustig zusammensaßen, unter ihnen der Pole, welcher die zweite Schwadron kommandirte. Die Freunde sprangen auf, als der neue Freiwillige in das Zimmer trat. Es gab herzliche Umarmungen und viele Fragen.

Wie durch Zauberkunst sah sich der Doktor plötzlich als Genosse streifender Husaren. Die ersten Wochen wurde ihm der Dienst sauer, die Vorübungen, welche er daheim in den letzten Jahren nach Anweisung eines Husarenunterofficiers gemacht hatte, halfen ihm wenig, aber er war kräftig und unermüdlich und fand bei Offi-

cieren und Mannschaft so bereitwillige Nachhilfe, daß er sich manchmal gegen allzugroße Schonung, die man ihm gewähren wollte, sträuben mußte. Da kurz nach seinem Eintritt ein Waffenstillstand geschlossen wurde, so erhielt er mit anderen Rekruten Frist zu nothdürftiger Ausbildung. Nach dem Stillstand aber gewann auch er vollgemessenen Antheil an den Freuden und Gefahren des Reiterlebens. Zwar das ersehnte freie Schweifen im Rücken des Feindes vermochte der Major lange nicht durchzusetzen, denn sein General Bülow, ein methodischer Herr, machte nicht viel aus dem Parteigängerdienst und hielt seine Leute lieber fest unter eigenem Kommando. Dadurch wurde dem Doktor Gelegenheit nach den siegreichen Kämpfen zum Schutz der Residenz in die Schaaren der fliehenden Feinde einzuhauen, bis die Nacht dem Reitergefecht ein Ende machte. Seitdem gab es fast jeden Tag kleinere Zusammenstöße mit dem Feinde, selten kamen die Husaren ohne Gefangene und Siegeszeichen in ihre Quartiere. Aber erst Anfang Oktober gelang es dem Streifkorps sich von dem Vorpostendienst bei der Nordarmee zu befreien. Wie ein junger Jagdfalk, der lange mit dem großen Steinadler in einem Käfig zusammengeschlossen war, flog der Major den Banden entlassen und froh, sich frei die Beute zu jagen, über die Elbe in das Gebiet, welches noch von der französischen Armee beherrscht wurde. Seine Schwadronen warfen sich auf die Verbindungen des Feindes, fingen Kouriere ab, verwirrten Kolonnenzüge, störten die Zufuhren, griffen kleinere

Heerhaufen ohne Rücksicht auf die Uebermacht an, und belästigten unablässig den Gegner.

Als in dieser Zeit der waghalsigen Streife das Korps die Festung Erfurt, welche noch in französischen Händen war, umschwärmte, um die ausgesandten Detachements, die aus der Umgegend Fourage eintrieben, zu hindern, erhielt Witowski Befehl mit seiner Schwadron die große thüringische Heerstraße zu beobachten und nach einem Fange auszusehen. Der Pole war darüber höchlich erfreut, denn wie der Führer des Korps gegenüber seinem General, so wollte auch er gern gegen seinen Freund Helwig die Unabhängigkeit behaupten. Vor dem Abmarsch kam er zum Doktor: „Bruder, reit einmal mit mir.“

„Gern,“ sagte dieser, „wenn der Major es gestattet.“

Als die Erlaubniß ertheilt war; zog die Schwadron unter hellem Gesange südwärts.

Der Pole war ein erfahrener Parteigänger; er hatte sich mit gutem Grunde selbst einen Kater genannt, denn unerschöpflich in kleinen Listen wußte er sich so gewandt zu schmiegen und zu drücken, daß er den Feinden unsichtbar blieb, bis für ihn der Augenblick des Ansprungs kam. Dies Mal führte er mit besonderem Behagen die Schwadron, welche zum Theil mit Piken bewaffnet war, und eine Anzahl Jäger zwischen feindlichen Besatzungen hindurch bis in die Nähe der Heerstraße.

Etwa eine Meile nordwärts der Straße lag einsam ein großes Vorwerk, dahinter ein Gehölz mit einer Lichtung. Dorthin rückte er mit seinem Kommando

und erzählte seinem Vertrauten, dem Doktor: „Einer von meinen Husaren ist ein Verwandter des Gutsbesitzers, ihn habe ich verkleidet vorausgeschickt und ich finde hier gute Kundschaft.“ Bis zur Dämmerung gingen und kamen Boten. In der Dunkelheit brach er auf und führte seine Schwadron in die Nähe eines Dorfes an der Straße. „Dort hat sich auf dem Marsch eine halbe Batterie eingelegt, wollen sie herausholen.“ Er umstellte das Dorf und postirte Jäger an die Landstraße nach beiden Richtungen. „Bricht ein Fahrzeug heraus, so schießt zuerst die Pferde nieder,“ — dann rückte er auf einem Seitenweg von den Feldern gegen das Dorf. Es gelang die sorglosen Wachen am Eingange zu bewältigen, ohne daß ein Schuß fiel; die Schwadron drang in den Ort und fand die Geschütze und Wagen an einem freien Platz aufgefahren. Ein Theil der Mannschaft saß ab und durchsuchte die Gehöfte. Tumult, Geschrei und Schüsse unterbrachen die nächtliche Stille, in wenig mehr als einer Stunde war die Mehrzahl der feindlichen Artilleristen und die Bedeckungsmannschaft niedergehauen oder gefangen, nur wenige entkamen in das Feld oder bargen sich im Versteck. Die Fahrknechte wurden gezwungen anzuspannen und beim ersten Morgengrau führte der Rittmeister die Gefangenen und die halbe Batterie als Beute aus dem Dorfe. Vergnügt strich er seinen dunklen Schnurrbart. „Gern möchte ich die Kanonen verstecken und abliefern,“ sagte er, „damit die Mannschaft ihre Dukaten verdient. Die Feldwege sind von den Erntewagen

festgefahren und die Feinde sollen Mühe haben uns zu finden.“ Er brachte seinen Fang glücklich zu dem Vorwerk. Dort befahl er zu füttern und abzukochen. „Jetzt laß uns ausruhen, Bruder, denn wir haben noch etwas vor.“

„Mancher ist entkommen,“ versetzte der Doktor, „auch aus meinem Gehöft sind einige Mann über den Gartenzaun gesprungen, wir schossen ihnen vergeblich nach.“

„Wir haben die Officiere, dort sitzen sie verwundet auf dem Protzkasten, die Mannschaft aber, wenn sie auf dem Marsch überfallen wird, hat immer den Brauch, daß sie den Weg zurückläuft, den sie schon gemacht hat, und nicht nach vorwärts. Die Flüchtigen haben weit zu laufen, von dort hinten droht uns heut noch keine Gefahr, die Gefangenen schicke ich sofort auf unsere Garnison zu.“ Er gab einem Officier den Befehl mit einer Bedeckung und den Gefangenen aufzubrechen, wies ihm leise eine Sandgrube als Versteck an, wo er sie unterbringen sollte, und machte ihm ein bedeutsames Zeichen mit der Pistole: „Wenn einer trotzige Miene macht, geben Sie ihm sogleich seinen Freipaß zum Teufel, damit die Andern in Furcht bleiben. Doch Artillerist, wenn er die Geschütze verloren hat, ist geduldiger. Warum lassen Sie den Feuerwerker zurück, Lieutenant?“ frug er, auf einen Franzosen deutend, der in der Nähe stand.

„Verwundet!“ meldete sich der Mann finster in französischer Sprache, „und geschlagen ins Kreuz“ — und setzte sich schwerfällig auf einen Holzklotz.

„Dann hinein mit ihm ins Haus!“ gebot der Pole gutmüthig, als er das Blut am Kopfe des Feindes sah. „Dort ist Lazareth und Chirurgus.“

Am Nachmittage rückte der Rittmeister von Neuem aus. Auf anderen Wegen weiter gegen Osten kam die Schwadron wieder der Heerstraße nahe. Der Pole theilte sie und stellte die Beritte im Schutze eines Holzes verdeckt auf, er selbst winkte seinen Freund zu sich, stieg ab, kroch auf einen kahlen Hügel und beobachtete liegend mit seinem Fernglase nach beiden Richtungen die Straße. „Aus einem polnischen Landsmann, der unter den Gefangenen war, habe ich herausgebracht,“ erzählte er, als der Doktor an seiner Seite lag, „daß vornehme französische Generäle zurück sind, welche mit ihren Wagen und Bedeckung zum Heer des Kaisers reisen. Ist es auch unsicher, vielleicht kommen sie uns noch in den Weg.“ Wohl eine Stunde lagen sie spähend auf der Höhe. Endlich rief er mit heller Freude: „Dort kommen sie; es sind Reiter, und sie sind gewarnt, denn sie marschiren vorsichtig. Wir packen sie von vorn, die Andern im Rücken.“

Als die Husaren zur Attacke aufritten und die feindlichen Reiter sichtbar wurden, hob sich der Freiwillige im Sattel, schrie den Namen Dessalle und setzte, Alles vergessend, den Anderen voran auf die Heerstraße, seinem Feinde entgegen. So oft er bis dahin mit den Franzosen zusammengestoßen war, bei jedem Ueberfall, und wenn er nach einem Treffen hinter dem fliehenden Gegner herjagte, immer hatte er erwartet, die Gestalt seines

Nebenbuhlers im Anritt gegen sich zu finden. Er wußte, daß er ihm im Felde begegnen würde; jetzt hatte er ihn vor sich und die Stunde der Entscheidung war da. Ein wilder Kampfzorn überkam den bedächtigen Mann, und Leib und Seele unter der Herrschaft plötzlich auflodernder Leidenschaft rief er zum zweiten Mal den Namen des Franzosen. Gellend klang ein Gegenruf, und beide rannten an einander. Die größere Gewandtheit des Obersten vermochte dem rasenden Anfall des Deutschen nur mit Mühe zu begegnen, denn blitzschnell und mit übermenschlicher Kraft fielen die Hiebe gegen ihn. Neben sich hörte der Freiwillige den Ruf des Polen, doch er schrie: „Mein ist er!“ als wollte er den Beistand Anderer abhalten. Von der anderen Seite aber jagte Hans herzu mit der Lanze, die er einem Verwundeten entrissen hatte; der Franzose bäumte sein Pferd, den Stoß zu pariren, das Roß überschlug sich und der Reiter lag betäubt unter ihm am Boden. Da neigte sich der Freiwillige auf seinem Pferde über ihn und ein Strahl wilden Triumphs fiel auf den Gestürzten, gleich darauf schlug er sich im Getümmel mit andern feindlichen Reitern herum.

Die Hälfte der französischen Bedeckung entrann in schneller Flucht, der Rest wurde niedergemacht oder gefangen. Als Hans zum Sammeln blies und der Doktor an der Stelle vorüber kam, auf welcher er mit dem Franzosen zusammengestoßen war, saß der alte Wachtmeister am Boden und stützte den Körper des Ohnmächtigen. Der Pole aber lachte seinen Freiwilligen an

und wies auf die Koppel von Beutepferden, welche durch seine Husaren zusammengetrieben wurde: „Es sind gute Pferde darunter.“

Der Oberst wurde auf einen Wagen gelegt, den ein Husar aus dem nahen Dorfe herbeiholte und die Schwadron zog mit Pferden und Gefangenen wieder dem Gehöfte zu, in welchem der Rittmeister sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Als die fröhlichen Sieger ankamen, fanden sie dort Alles, wie sie es verlassen, nur die Husaren, die zur Bewachung zurückgeblieben waren, erhielten scharfen Verweis, weil sie der Versuchung nicht widerstanden hatten, sich gesellig mit einem starken Trunk zu vergnügen, und weil das Verhör ergab, daß die französischen Artilleristen die Branntweinflaschen aus ihren Protzkästen selbst herzugetragen und wie gute Kameraden an dem Trunk Theil genommen hatten. Die Verwundeten wurden wieder im Hause auf Betten und Streu untergebracht, der Oberst auf das Lager gelegt, welches in einer Kammer neben der Wohnstube stand, und der alte Sergeant zu seiner Bedienung bestimmt.

„Der Oberst ist ein wilder Teufel,“ sagte der Pole zum Doktor, „und finster wie die Nacht, auf höfliche Anrede hat er keine Antwort gegeben; ich traue ihm nicht.“ Er untersuchte selbst die Kammer, beim Bett war nur ein kleines Fenster, so enge, daß sich auch ein Gesunder nicht hindurchzuschwingen vermochte; er befahl die Kammerthür auszuheben und postirte einen Husaren in die Wohnstube, damit der Franzose allein wäre und doch

auffällige Bewegungen seiner Wache nicht verbergen könnte. Der Doktor rief den Alten heraus und sagte ihm, daß er bereit sei das Bein zu untersuchen, wenn der Verwundete es wünsche. Doch als der Diener dem Obersten dies leise mittheilte, antwortete dieser nur durch eine abwehrende Bewegung des Abscheus und der Chirurgus des Streifkorps wurde in die Kammer geschickt; er meldete einen Beinbruch, der nicht gefährlich sei, und that sein Bestes den Fuß zu schienen. Der Kranke lag still und der Sergeant ging ab und zu.

Draußen im Hofe und Garten tummelten sich lustig die Husaren, bereiteten ihre Mahlzeit, rauchten und schwatzten. Hinter den Gebäuden des Hofes standen die erbeuteten Geschütze und Wagen, bewacht von freiwilligen Jägern; in einer Abtheilung der Scheune lagerten die Officiere und einige Freiwillige, auch sie gehoben durch den gelungenen Fang. Es wurde dunkel und Hans ließ bereits durch die Burschen der Officiere die Streu auf der Tenne breiten zum Nachtlager für die Herren. Da stellte sich der alte Franzose nahe zum Bett des Obersten und begann leise: „Ich bringe eine Meldung, Herr Oberst.“ Dieser wandte ihm das düstere Antlitz zu. „Der Feuerwerker hat heut, während die feindlichen Husaren von seinen Leuten unterhalten wurden, heimlich ein Faß Sprengpulver in die Scheune gegenüber geschafft und unter Erbsenstroh versteckt. Vom Faß hat er die Zündschnur gelegt und längs dem Stall mit Stroh bedeckt bis an dieses Haus gezogen. Er ist Savoyarde und fühlt Rachsucht, weil ihn die Husaren

verwundet und durch Schläge übel zugerichtet haben. In der Nacht, wenn die Scheune mit Feinden gefüllt ist, will er sprengen, er hofft die Wache zu betrügen. Das Pulverfaß steht neben dem Lager der Officiere, die Stoppine läuft hier hinter dem Hause herum bis zu der Kammer nebenan, wo der Savoyarde wegen seiner Wunde einquartiert ist. Ich sagte ihm, er dürfe es nicht thun ohne Ihre Genehmigung. Sobald der Herr Oberst an die Wand pocht, zündet er an." In den Augen des Obersten flammte ein grelles Licht auf, als er frug: „Wo liegt der Arzt aus jener Stadt?"

„Bei den Officieren in der Scheune."

„Warum hat es der Tropf nicht gethan, ohne Meldung davon zu machen?" murmelte der Kranke.

„Mein Oberst, der Doktor hat Ihr Leben gerettet," versetzte der Alte.

„Er hat mir gestohlen, was das Glück meiner Zukunft werden soll; er hat sich eingedrängt zwischen mich und eine Andere, einer von uns beiden muß von dannen."

„Wenn das sein muß," fuhr der Alte fort, „so pflegt mein Oberst das Pulver in der Pistole zu gebrauchen, aber nicht im Faß."

„Im Kriege trifft der Tod mit jeder Waffe."

„Aber Oberst Dessalle gebraucht nicht jede."

„Sie haben Ihre Meldung gethan, Wachtmeister; ich werde das Zeichen geben." Der Alte rückte sich steif zusammen und salutirte militärisch.

Die Sonne war untergegangen und das Abenddunkel erfüllte die Räume des Hauses. Der Rittmeister

kam in die Wohnstube und befahl Licht zu bringen; da der helle Schein auch die anderen Officiere herbeizog rief der Pole in den Hof hinaus: „Komm zu uns, Bruder Doktor, es ist Wein hier aus Franken.“ Der Freiwillige erschien und saß mit den Andern am Tisch nieder.

Der Rittmeister trug ein Glas zu dem Diener. „Trink, alter Vater, da dein Herr nicht kann, und sei lustig; heute mir und morgen dir, so heißt es bei uns Husaren.“ Der Alte dankte und stellte das Glas unberührt neben sich. „Dieses Glas aber bringe ich dir, Bruder Doktor,“ fuhr der Rittmeister fort, „heut bist du als mein Freiwilliger geritten und ich habe mich über dich gefreut. Bei uns Polen ist eine Rede: Jedermann schlägt nach seinem Großvater, ich denke, deiner war auch Soldat.“

„Nur eine Stunde seines Lebens,“ antwortete der Doktor lachend. „Er war ungewöhnlich hoch gewachsen, deshalb wollte ihn der Vater Friedrichs des Großen in sein Potsdamer Regiment stecken und hatte ihn schon einkleiden lassen. Doch besann der König sich anders und gab ihm eine Pfarre. Der Großvater hielt sich noch im hohen Greisenalter gerade aufgerichtet wie ein Gardist, ich habe eine dunkle Erinnerung an ihn und an sein schönes weißes Haar, wie er mir einst die Hand auf den Kopf legte.“

„Mir hat Niemand den Kopf gesegnet,“ sagte der Rittmeister ernster als er sonst zu sein pflegte. „Den Großvater hieben die Konföderirten mit ihren Säbeln zu Tode und den Vater erschossen die Franzosen, während

er in östreichischen Diensten stand, beide habe ich nicht gekannt. Da zog meine Mutter ins Preußische, als ich noch ganz winzig war. Dort sah ich als kleines Kindel zuerst einen Husaren und sagte meiner Mutter sogleich, ich wollte auch einer werden. So lange ich denken kann, habe ich kein anderes Vaterhaus als das Regiment, und keinen andern Segen auf dem Kopf, als den Segen, welchen Herrgott einem ehrlichen Husaren giebt." Er stieß das Glas auf den Tisch. „Schenke den Rest ein, Bruder, morgen reiten wir, bevor die Sonne aufgeht, und jetzt pascholl nach unserem Nachtquartier in der Scheune."

Die Preußen verließen die Stube, es wurde allmählich still, auch draußen verhallte der Lärm. Der Sergeant stellte sich an das Bett des Obersten und beugte sich über ihn, der Kranke schlief. Erstaunt lauschte der Andere auf die Athemzüge und harrte längere Zeit, es regte sich nichts. Kopfschüttelnd nahm er das Wassergefäß und ging in den Hof.

Als um diese Zeit der Doktor noch einmal aus der Scheune zum Brunnen kam, sah er in der Finsterniß an der Seite eine Gestalt am Boden kauern. Wie er herantrat, erkannte er den alten Franzosen. „Was thun Sie hier, mein Braver?" frug er verwundert; der Alte erhob sich.

„Ich habe eine Kugel für mich gefunden," entgegnete er grüßend und schritt dem Hause zu. In der Kammer neigte er sich wieder über das Angesicht seines Obersten. Dieser lag unverändert. Der Sergeant saß neben dem

Lager nieder, griff nach dem Glase, das ihm der Preuße dargeboten hatte, und trank es aus.

Alles war still, die Sterne stiegen zur Höhe und gingen nieder, die erste Morgenröthe zog herauf. Hans trat aus der Scheune und blies Reveille, auch der Oberst erhob sich in seinem Bette. „Ich werde mich zu Arrest und Kriegsgericht melden, sobald der Herr Oberst den Säbel wieder hat," sagte der Sergeant finster.

„Was meinst du Alter?"

„Ich habe gestern Abend gegen Befehl die Zündschnur durchschnitten und die Leitung unterbrochen."

„Ich weiß es, mein Vater; ich wußte, daß du es thun würdest, als du hinausgingst, denn ich schlief nicht."

Mit demselben strengen Ernst meldete der Sergeant weiter: „Ebenso habe ich gestern gegen den Befehl dem Feuerwerker gemeldet, daß der Herr Oberst oder ich ihm künftig einmal einen Schuß durch das Hirn jagen würden, wenn er sich untersteht, ohne mündlichen Befehl des Herrn Obersten die Stoppine anzuzünden."

„Es ist gut," versetzte der Oberst und streckte ihm die Hand hin. „Komm, mein Vater, setze dich zu mir; mir bleibt auf Erden Niemand als du." Er sank auf sein Lager zurück. So blieben beide schweigend, bis der Pole, zum Aufbruch bereit, in die Kammer kam.

„Die alte Rechnung ist noch nicht ganz ausgeglichen, obgleich wir einander gehauen haben," begann der Pole; „auch ich bin gewohnt Ehrenschulden zu bezahlen. Sie haben mir damals meine Husaren frei gelassen. Wollen Sie mir Parole geben für sich und Ihren Be-

gleiter, daß Sie in diesem Feldzuge nicht mehr gegen uns dienen, so gebrauche ich das Recht, welches ich als Kommandeur eines Streifkorps habe, und lasse Sie sogleich frei abreisen, wohin Sie wollen."

„Es ist dafür gesorgt, daß mir die Parole nicht schwer wird," entgegnete der Oberst, nach seinem Fuß weisend, und gab das Gelöbniß. Der Rittmeister rief in den Hof und übergab dem Alten Pallasch und Säbel.

„Da wir Artigkeiten austauschen," begann jetzt der Franzose nicht ohne Selbstüberwindung, „so lassen Sie sich als meinen Dank mittheilen, daß in der Scheune neben Ihrem Nachtlager ein Faß Pulver steht; die Leitung, welche dazu bestimmt war, Sie auffliegen zu machen, hat mein Sergeant gestern Abend unterbrochen, um Sie vor einer lästigen Störung Ihrer Ruhe zu bewahren. Wenn Sie diese That, die er ohne Befehl, nur als Soldat von Ehre gethan, für dankenswerth halten, so können Sie ihn dadurch verbinden, daß Sie von einer Untersuchung gegen den Anstifter absehen, damit die Redlichkeit meines Alten gegen den Feind nicht einem seiner Kameraden den Hals kostet."

„Ich weiß Ihnen nicht besser zu danken, Wachtmeister," versetzte der Rittmeister, „als daß ich den Kerl zur Stelle loslasse, da ich eine solche Bremse nicht mit mir fortnehmen will."

„Noch um eine Gunst wage ich zu bitten," fuhr der Oberst fort; „ich möchte so schnell als möglich diesen Ort verlassen, ohne sonst Jemanden zu sehen, und er-

suche Sie um einen Wagen für mich und meinen Begleiter.“

„Der Beamte des Vorwerks soll sogleich anspannen,“ entgegnete der Pole. „Stoßen wir wieder zusammen, so thue ich nicht den ersten Hieb.“

„Auch ich nicht,“ sagte der Franzose. Beide grüßten einander mit der Hand und schieden.

Als der Doktor kurz darauf in die Stube trat, war Oberst Dessalle mit seinem Vertrauten verschwunden. „Wohin ist er gereist?“ frug der Doktor den Rittmeister.

„Südwärts nach der nächsten Stadt,“ versetzte der Pole. „Er wird uns das Geschäft nicht stören; wir wechseln die Straße. Die Geschütze muß ich aber sprengen. Das Pulver dazu steht neben unsrer Schlafstelle.“

Oberst Dessalle war verschwunden. Der Doktor hatte im Winter und während des nächsten Feldzuges im Frühjahr oft Gelegenheit bei französischen Officieren nach ihm zu fragen. Viele kannten ihn und Mancher gab Nachricht über ihn bis zu dem Tage seiner Gefangenschaft; wo er seitdem geblieben, wußte Niemand zu sagen.

12.

Zum Frieden.

Die Freiwilligen sind fort, die Mannschaft der Linie ist ausgehoben, auch die Landwehr hat Weib und Kind verlassen und ist in das Feld gerückt, und der Kreisstadt fehlt die junge Kraft, welche sich im ersten Frühjahr zornig gegen den Feind erhob. Aber wehrlos ist die Bürgerschaft nicht, denn die gesammte mannhafte Bevölkerung schreitet in Waffen von der Art wie sie einst von den alten Hünen getragen wurden, und exerziert draußen auf dem Anger. Jeder trägt eine Pike, die Waffe ist schwer, ihre Eisenspitze lang und scharf, der Schaft ein starker Pfahl, und es ist kein Kinderspiel sie zu führen, mit ihr auszufallen, in gerader Richtung vorwärts zu stoßen oder sie gar in der Luft zu schwenken, um den feindlichen Säbel, den der Pikenmann in Gedanken vor sich sieht, zur Seite zu schleudern, daß er weit über den Anger bis dahin fliegt, wo die Gänse der Vorstädter friedlich den kurzen Rasen berupfen. Wer aber Herr über solche Waffe geworden ist, der be-

kommt eine feste Zuneigung zu ihr und Vertrauen zu seiner eigenen kriegerischen Tüchtigkeit. Man kann sich denken, daß Beblow den gesammten Landsturm der Stadt befehligt, sowohl die leichte Kompagnie seiner Bürgerschützen, die mit ihren Stutzen den Feind aus der Ferne vernichten, als auch die eigentlichen Stürmer, welche dem Feinde, wenn er doch noch stehen bleibt, dicht auf den Leib rücken, und mit Kraft in diesen hineinstoßen. Und wenn der riesige Hauptmann vor seinem Bataillon hinauszieht, des Beispiels wegen selbst mit einem Spieß bewaffnet, der einem Hebebaume gleicht, so erhält der Bürger bei seinem Anblick einen Löwenmuth; hinter ihm drein marschiren sie Alle, die noch feste Glieder haben, Schilling führt einen Zug und Hutzel einen anderen, und dieser läßt sich auf den Rath seiner Hausfrau den Schnurrbart stehen. Die Stadt ist in ein Heerlager verwandelt, nur der Herr Einnehmer hält sich zurück. Doch auch er sieht vom Stadtwall bewundernd den Uebungen zu.

Bald kommen die Tage, wo der Provinz eine starke Heeresmacht nöthig wäre, denn noch einmal dringt der böse Kaiser in das Land, auch die Kreisstadt ist in Gefahr von den Franzosen besetzt zu werden. Beblow mit einem Dutzend Kameraden wäre im Stande, als lebendige Dornhecke das Stadtthor den Franzosen zu verschließen, jedoch die Mehrzahl seiner Mitbürger erhebt verständigen Einwand, und Mancher birgt während dieser Tage die Pike auf dem Oberboden. Sobald aber der Feind den Rücken wendet, sind sie Alle wieder

auf dem Anger versammelt und fallen trotzig hinter ihm aus. Und einer von ihnen, welcher nicht arm an klugen Gedanken ist, stemmt seine Pike auf den Boden, sieht bewundernd zu dem Eisen der Spitze auf und sagt zu Herrn Köhler: „Es ist die beste Waffe der Welt. Aber sie verlangt einen ruhigen Feind.“

„Sie haben Recht,“ entgegnet der Einnehmer, „dies ist für uns Bürger die beste von allen Waffen, denn wenn Sie sich täglich eine Stunde wie Helden damit gemüht haben, so sind Sie daran gemahnt, daß das Vaterland jetzt von Jedem das Aeußerste fordert, arbeiten die übrige Zeit unverdrossen in der Werkstatt für Lieferungen ohne Ende, bei denen die Bezahlung ausbleibt, und essen ohne Murren das schwarze Brot, welches uns jetzt gebacken wird. Ohne die Pike würde der arme Bürger die schwere Zeit nicht ertragen.“

In jenen Tagen, wo das feindliche Heer noch einmal in das Land fluthete, bestand der Senior darauf, sein liebes Kind vor der Gefahr in einer Stadt zu bewahren. Da schrieb Henriette an Minchen Buskow, kam zur Kreisstadt und zog zu dem Fräulein in das leere Dachstübchen. Der Aufenthalt Henriettens verlängerte sich bis zum Herbst und das Pfarrkind wurde eine werthvolle Gehilfin in der Schule und bei den Sammlungen für das Vaterland. Am Nachmittag fand man beide auf dem Stadtwall, neben ihnen schritten der Einnehmer und der junge Doktor und so oft die vier sich recht eifrig unterhielten, war die Rede fast immer von Solchen, die draußen im Felde

lagen. Henriette hatte die Freude, die Nachrichten von Siegen, welche jetzt schnell auf einander folgten, und andere stille Botschaften, welche durch die Feldpost kamen, gemeinsam mit den Vertrauten des geliebten Mannes zu genießen. Und wenn die wackeren Mädchen des Abends zusammen in der Dachwohnung für die draußen arbeiteten, dann war auch Minchen überglücklich, daß sie der neuen Freundin als Wirthin gegenüber saß; denn dieses Amt hatte sie in ihrem Leben noch niemals gehabt und sie fühlte sich stolz, wenn sie vor dem erfahrenen Gast auch ihre Tüchtigkeit in der Wirthschaft beweisen konnte. Da die Frau Pastorin durch regelmäßige Sendungen aus Hof und Küche dafür sorgte, daß die Einquartierung der Städterin nicht beschwerlich wurde, so lebten die Mädchen mit einander in behaglichem kleinem Haushalt wie zwei Vögel auf einem Fruchtbaume.

Die große Schlacht bei Leipzig war geschlagen, die Bürger dankten dem lieben Gott in der Kirche dafür und stellten am Abende Lichter an die Fenster. Eine fromme Freude erhob das ganze Volk nicht reich an Worten, aber so gewaltig, daß in ihr alle Sorge um die unsichere Zukunft des Vaterlandes und alle Erinnerung an die gehäuften Leiden der vergangenen Jahre untergingen.

Als die Straßen wieder frei wurden und die Post regelmäßig Briefe vom Heere beförderte, da erhielt Henriette an einem düsteren Tage des Novembers zwei Briefe; den ersten von dem Geliebten, worin

er ihr sein Zusammentreffen mit dem Franzosen berichtete, und den zweiten von ihrem Vater, Einlage war ein an sie adressirtes Billet von einer Hand, die sie wohl kannte und die ihr jetzt ein Grausen verursachte. Sie riß das Schreiben auf, ihr Ring mit dem Vergißmeinnicht lag darin und der Brief enthielt in französischer Sprache nur die Worte: Leben Sie wohl für immer, schöne Henriette!

Da glitt sie von ihrem Stuhle auf die Knie und hob die Arme gen Himmel: „Vater des Erbarmens, ich danke dir.“ Dann eilte sie zum Tisch, schrieb in einen Brief die Worte: Ich habe den Ring, Geliebter, ich bin frei; und legte die Zeilen des Franzosen ein.

Am nächsten Tage nahm Henriette von Minchen Abschied, um nach Haus zurückzukehren. Daheim fiel sie den Eltern um den Hals und bekannte ihnen in der ersten Stunde, wie lieb sie den Doktor habe; als die Mutter zärtlich klagte: „Du böses Kind, wie lange hast du uns das verborgen“ — antwortete Henriette leise: „Vater und Mutter hatten die Verlobung mit dem Franzosen anerkannt, wie durfte die Tochter sie zu Mitwissern einer stillen Liebe machen, so lange der Andere ihren Ring trug?“

Noch war die Zeit des Harrens nicht vorüber, aber es waren Monate froher Erwartung, welche den Schritt beflügelt und die Wange röthet; Henriette flog wieder geschäftig durch Haus und Hof, und wie der Senior zum ersten Mal aus der Küche, wo die Tochter mit Susanne verhandelte, das sorglose Lachen hörte, welches

er durch viele Jahre nicht vernommen, da blickte er auf von Luthers Buch über die babylonische Gefängnuß der Kirche und lächelte ebenfalls. Des Abends saß er vergnügt in seinem Lehnstuhl, während die Tochter auf dem alten Klavier seine Lieder vorsang, vom Knaben mit dem Röslein und ein neueres, von einem verwundeten Krieger, der die Leute bittet ihn vom Wagen zu heben.

Die nächste Freude bereitete ein Brief an den Vater, worin der Doktor um Henriettens Hand warb. Der Senior antwortete umgehend mit bewegtem Gemüthe.

Es wurde wieder Winter und die weißen Flocken tanzten nicht nur draußen in Garten und Feld, auch in der großen Vorrathsstube des Pfarrhauses, denn die Frau Pastorin schüttete die Flaumfedern in Betten, welche zur Ausstattung für ihre Tochter bestimmt waren, und Henriette saß am Schreibtisch und schrieb lange, glückliche Briefe an ihren Bräutigam. Sie hatte seinetwegen ein gutes Vertrauen, er war nicht mehr den Gefahren des Feldes ausgesetzt, sondern nur denen seines Berufes. Denn er hatte von seinem Major Urlaub erhalten und war in den großen Lazarethen thätig, welche bei Mainz für die Verwundeten errichtet wurden.

Als aber die Frühlingssonne schien und wieder die ersten Schneeglöckchen blühten, da flog die Nachricht von neuen Siegen in Frankreich durch das Land, vom Sturz des Kaisers, vom Einmarsch in Paris und dem lang ersehnten Frieden. Susanne fegte das Haus und die glückliche Braut wand mit Bärbels Hilfe Fichten-

kränze und hing sie über die Thüren. Der Doktor hatte ihr geschrieben, wann er kommen würde, und sie stand auf der alten Schanze und blickte Stunden lang hinaus nach dem Wege. Weit hinten auf der Straße zog etwas dunkles heran, näher und näher, sie konnte den Lauf der Pferde erkennen, endlich eine Männergestalt, sie sah, wie der Geliebte die Hand nach dem Pfarrhause erhob, und erspähte die Züge seines Antlitzes. Heftiger pochte ihr Herz, sie flog ihm entgegen und hielt ihn lachend und weinend in ihren Armen.

Hand in Hand gingen sie mit einander dem Hause zu; die Seligkeit dieser Stunde war so groß, daß sie beiden die Lippen schloß, und doch zitterte in leisem Nachklang das Weh vergangener Zeit in ihren Seelen nach. Als sie in die Nähe des Ringwalls kamen, sah der Doktor die Dornen der alten Wustung ausgerodet und den ansehnlichen Platz, der dadurch gewonnen war, mit jungen Obstbäumen bepflanzt; ein Karren und Werkzeug lehnten an dem Brunnenrand. „Du kommst gerade zurecht, den Geist des Brunnens zum letzten Male zu schauen. Der Vater hat durchgesetzt, daß der Quell verschüttet wird, damit der Aberglaube aufhöre. Harre einen Augenblick, Geliebter, auch ich will etwas versenken.“ Sie eilte in das Haus und brachte den Goldreif mit dem Vergißmeinnicht. „Der leichte Ring hat uns Beiden das Leben schwer gemacht, ich kann ihn nicht ansehen, ohne traurig zu werden.“ Sie beugten sich über die Brüstung und sahen in die tiefe gemauerte Röhre hinab, Henriette hob die Hand und warf den Ring hinunter.

An dem Aufschlag und den helleren Kreisen auf der Oberfläche erkannten sie das Wasser in der schwarzen Tiefe. „Es soll nichts mehr hineinstürzen," rief das Mädchen und zog ihn mit sich fort.

„Jetzt führe ich," sagte der Doktor, „wir suchen den vierblättrigen Klee."

„Ich suche das Glück nicht mehr, ich halte es fest an der Hand." Sie stiegen hinab in den Kessel des Ringwalles, und als sie da unten standen, war es gerade wie vor Jahren; rings um sie die hohe Brustwehr, über ihnen der Himmel wie eine blaue Glocke. „Hier fing's an," sagte er und küßte sie, sie aber legte sich still an seine Brust, umschlang seinen Hals mit den Armen, und wie er sich zu ihr beugte, fühlte er ihre Thränen an seiner Wange.

Acht Jahre seit der ersten Begegnung, acht Jahre treuer Liebe und bitteren Leides! In dem harmlosen frohen Sinn der Jugend schlossen sich die Herzen gegen einander auf, jetzt war es ein geprüfter Mann und ein gereiftes Weib, welche sich mit einander verbanden. Unter unabläßiger Entsagung war ihre erste blühende Jugend vergangen. Und nicht ihnen allein, ihrem ganzen Geschlecht war dieser Zeitraum ein banges, trauriges, ödes Harren gewesen, Viele, die einander lieb gehabt wie diese Beiden, hatten sich in der harten Noth und in dem freudelosen Sehnen nach besseren Tagen nicht gefreit, und Vielen war der beste Trost gewesen, daß sie mit einander vereinigt werden sollten, wenn über ihr Heimatland die Sonne glücklicher Tage aufgehe.

Nicht Jeder, der so gehofft, schaute den Tag, Mancher lag still in blutgetränkter Erde. Und wenn die Enkel derer, die den Frieden erlebten, von dieser Zeit lesen in Büchern und Briefen der Vorfahren, so fühlen sie noch heut den Schmerz in sich nachzucken wie damals die Lebenden.

In der alten Dorfkirche vor dem Altare, an welchem Henriette schon einmal neben dem Geliebten gestanden hatte, wurden beide verbunden, Minchen war Brautjungfer, der Einnehmer und der junge Doktor führten die Braut und dahinter schritten Bärbel und Liesel mit ihren Männern. Wie die Neuvermählten aus der Kirche kamen, lag das helle Sonnenlicht über der Erde, die Finken schlugen und die kleinen Zaunkönige zwitscherten in den Zweigen und suchten eine Stelle, wo sie ihr Nest bauen konnten.

Dem Einnehmer verursachte der neue Haushalt, welchen der Freund einrichtete, geheime Gedanken, die er Jedermann verschwieg.

Als aber auch den Frauen, welche sich in der Zeit der Erhebung um das Vaterland verdient gemacht, durch ein Ordenszeichen ehrenvolle Anerkennung zu Theil wurde, und als die Kammerherrin den Orden erhielt, wurde Herr Köhler sehr unwillig und sagte: „Was als Hexe am Blocksberg herumquirlt, das wird vorgezogen, an das arme Minchen aber hat keiner gedacht!“ Er nahm die Bürste, glättete seinen Hut noch sorgfältiger als sonst, ging nachdenkend auf und ab, bürstete wieder und brummte dazu: „Jetzt muß ein

Ende gemacht werden.“ Endlich setzte er den Hut entschlossen auf und wandelte in seinem besten Rocke nach dem Stadtwall, wo er zu dieser Stunde gewöhnlich dem Fräulein begegnete, wenn sie aus ihrer Schule heim ging. Er grüßte artig und frug, ob sie Nachricht von ihrem verwundeten Bruder habe.

„Er hat geschrieben, aber er fürchtet Invalide zu bleiben; es ist sehr traurig, Herr Einnehmer.“

„Er hat als braver Soldat seine Gesundheit hingegeben, um dem Vaterland zu dienen,“ tröstete Herr Köhler. „Das ist der beste Ruhm, den er gewinnen konnte. Der Staat wird jetzt für ihn sorgen, er wird Postmeister oder Salzfaktor. Sie aber, liebes Fräulein, was denken Sie zu thun?“

„Wenn er mich brauchen kann, gehe ich zu ihm,“ sagte Minchen, „die Wohnung hier wird mir zu groß.“

„So tauschen Sie mit einer andern,“ rieth der Einnehmer. „Bitte setzen Sie sich auf diese neue Bank, die der Magistrat endlich nach vielen Mahnungen für müde Spaziergänger hingestellt hat. Sagen Sie mir einmal aufrichtig: was halten Sie von mir?“

„Nur Gutes, Herr Einnehmer,“ rief Minchen freundlich zu ihm aufsehend, „ich denke, wir kennen einander.“

„Ein wenig,“ sagte Herr Köhler, „aber ich weiß recht wohl, daß ich in der Stadt für einen kratzbürstigen und unbequemen Mann gelte, mit dem nicht gut Kirschen essen ist.“

„Dumme Leute!“ rief das Fräulein eifrig, „Sie müssen sich nichts daraus machen.“

„Ich thu's auch nicht," versetzte der Einnehmer, „wenn Sie es nicht glauben. Was aber halten Sie von meinem Alter? Mitteljahre, näher an fünfzig als an dreißig?" Minchen sah ihn groß an. „Und wie gefällt Ihnen mein Aeußeres? denn zuletzt ist es einer Frau nicht zu verdenken, wenn sie einen hübschen Ehemann lieber hat als einen häßlichen." Minchens Wangen rötheten sich, sie schlug die Augen nieder und zupfte ein wenig an ihrem Kleide. „Kurz und gut!" fuhr Herr Köhler fort, „gefalle ich Ihnen?" Das Fräulein sah ihn nicht an, aber sie nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„Nun da haben wir's," rief der Einnehmer siegreich und setzte sich neben sie. „Könnten Sie sich also entschließen, meine Frau zu werden?" Minchen antwortete nicht, aber ihre kleine Hand zitterte. „Bekümmern Sie sich nur nicht," bat er besorgt, „es ist ja kein Muß, es ist nur Ihr freier Wille. Wenn Sie mir so gut sind, daß Sie mich heiraten können, brauchen Sie nur Ja zu sagen; das Nein würde der Freundschaft nicht schaden."

Da nickte das Fräulein wieder ein wenig und sprach leise: „Ich kann's, Herr Einnehmer." Und sie schlug die Augen auf und sah ihn so warm und treuherzig an, daß dem festen Manne vor Freuden das Herz hüpfte; er drückte ihre Hand fest in die seine.

„Zu allem Uebrigen," rief er, „ist der Stadtwall nicht nöthig; kommen Sie, Herzensminchen, hängen Sie sich aber an meinen Arm, wir gehen sogleich zu Ihrer Wirthin, denn diese Frau soll Zeuge sein von unserer Verlobung." Sie gingen mit einander durch das Thor.

Das Sonnenlicht lag auf den Straßen, die Wände der Häuser glänzten lustig in Gelb, Rosa und Weiß, die Leute grüßten, die Hündlein wedelten; und der Einnehmer schritt stolz, seine Gefährtin am Arm und nahm, Jedermann zulächelnd, mit der freien Hand den Hut ab.

Als sie zu dem Hause kamen, bat der Einnehmer Frau Beblow, ihn und das Fräulein in die Dachwohnung zu begleiten. Erstaunt über das festliche Aussehen der beiden folgte die Hausfrau. Oben begann Herr Köhler vor dem Pastellbilde eine Rede: „Verehrte Frau! Der Bruder dieses Fräuleins ist abwesend und ebenso mein Freund, der Doktor, den ich heut gern an meiner Seite hätte, da sind Sie uns die nächste. Sie haben seit Jahren Ihrer Mietherin eine Theilnahme und ein so freundliches Herz bewiesen, daß ich Sie immer mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit betrachtet habe. Heut wünschen wir beide, Minchen und ich, mit einander verlobt zu werden, und wir bitten, daß Sie das übernehmen und uns die Ringe anstecken.“

„Lieber Herr Einnehmer!“ rief die überraschte Frau Beblow und schlug vor Freude die Hände zusammen.

Herr Köhler griff in seine Westentasche. „Hierin, geliebtes Minchen, sind die Trauringe Ihrer lieben Eltern. Ich habe sie nach Ihrem Willen damals zur Hauptstadt gesandt und dort vor dem Einschmelzen zurückgekauft; ich schlage vor, daß dies unsere Verlobungsringe werden. Nehmen Sie die Ringe, Frau Beblow, und vertreten Sie heut die Stelle einer Anverwandten bei mir und meiner lieben Braut.“

Als die erste Bewegung, an welcher Frau Beblow sich stark betheiligte, überwunden war, begann Minchen kleinlaut: „Aber Herr Einnehmer" —

„Du und du," rief dieser lustig, „einmal muß das doch anfangen." Das Fräulein aber fuhr traurig fort: „Wo ist Minchens Ausstattung?" — und stellte mit einem Zucken der Hand den Hausrath der Stube vor.

„Die Wäsche liegt bereits im Schranke, Frau Einnehmerin," antwortete der glückliche Bräutigam: „Du hast die ganzen Jahre daran genäht, ohne es zu wissen."

Als der Friede verkündet ward, rüstete sich die Stadt noch einmal zu einer großen Festfeier. Alles, was nur menschenmöglich ist, wurde ausgesonnen, um die Freude zu erweisen. Der Trommler schlug in der Morgendämmerung Wirbel, Steinmetz blies vom Thurme, und die Bürgerschützen bildeten Spalier, in welchem die Schulkinder mit Kränzen auf dem Haupt, der Magistrat und die Stadtverordneten zum Gotteshaus schritten. Der Gottesdienst war sehr feierlich mit Musik vom Orgelchor und mit Posaunen, und sobald die Predigt begann, schoß der Zieler auf dem Kirchhofe mit den Böllern, bis diese so heiß wurden, daß sie nichts mehr vertrugen. So oft die Schüsse zwischen die Predigt krachten, fuhren die Frauen zusammen, aber Jedermann wußte, daß am Ende eines solchen Krieges auch der Triumph gewaltig sein mußte. Nach der Kirche gab es ein großes Festessen für alle Seßhaften mit vielen Gesundheiten. Das war nothwendig, es war heimische Sitte, es war seit der Urzeit so gehalten worden. So-

bald eine allgemeine Freude den Städtern die Seele erhob, fühlten sie als ehrliche Deutsche auch die Verpflichtung, dem armen Gesellen, ihrem Leibe, etwas Gutes anzuthun. Abends folgte die Illumination; Alles war erleuchtet, selbst der Kranz des Rathsthurmes, jedes Fenster wenigstens mit vier Lichtern, Niemand wollte in der Stube bleiben, um auf die Gardinen Acht zu geben, Alle trieben auf der Straße umher und freuten sich über ihre Lichter und über die der Nachbarn. Sogar Transparente kamen zum Vorschein. Ein sehr geschätzter Bürger, der kürzlich Rathmann geworden war, hatte ein schönes Gemälde an seiner Hausthür befestigt; darauf ein großer Stiefel, über welchem ein Engel schwebte, mit der Unterschrift: Feste Stiefeln, reines Herz, so marschirt man himmelwärts. Er selbst stand vor seiner Thür und sah mit Genuß auf das Werk, und als ein alter Kunde ihn begrüßte, sagte er gewichtig: „Ich wollte dies Mal nichts von König und Vaterland, denn daran denkt man alle Tage, sondern ich wollte auf das hindeuten, was uns auch im Frieden am meisten noth thut.“ Nachdem aber die Lichter ausgelöscht waren, ging alle Welt zum Tanze. Auch das war damals so und es darf nicht geleugnet werden: wenn die Leute sich recht froh fühlten, fingen sie an zu tanzen. Den großen Ball im Gasthofe eröffnete der Landrath mit der jungen Frau Bürgermeisterin, die noch verschämt ihre neue Würde ertrug. Darauf folgte der Herr Bürgermeister mit Frau Beblow. Und wer kam als Dritter? Seht doch, der Herr Einnehmer! — und mit wem tanzte er? mit

Minchen von Buskow, seiner lieben Braut, sehr zierlich und zart. Darüber freuten sich die Leute am meisten. Hinterdrein tanzte Alles, Jung und Alt! Schilling mit einem neuen rothen Sacktuch, das ihm aus der Tasche guckte. Hauptperson aber und Ordner des Festes war der junge Doktor, ein lieber Mann, der aus Freundschaft für seinen Vetter immer herbeikam, wenn er gebraucht wurde und nie unnütze Worte machte, sondern still im Hintergrunde auf und abging; er galt aber bei allen Leuten für gescheit und tüchtig, wurde auch später Geheimer Medicinalrath, war aber kein König, sondern hieß mit Namen Bürger. Heut tanzte er mit vielen jungen Damen, aber am liebsten mit einem schlanken Fräulein, das einen Lilienkranz im Haare trug, wie eine Feenkönigin, es war die Schwester des Gutsbesitzers, welcher als Kamerad des Vetters vor Jahren heimlich gerüstet hatte.

Grade als die Festfreude ihren Gipfel erreichte, öffnete sich die Flügelthür und Doktor König mit seiner jungen Frau kam herzu. Sie erschienen spät, denn sie hatten nach Henriettens Wunsch am Morgen die Feier in der Dorfkirche begangen. Als die beiden die Schwelle des Saals überschritten, trat der Bürgermeister in die Mitte und winkte, Steinmetz blies Tusch und die ganze Gesellschaft rief dem jungen Ehepaar das Hoch entgegen.

Freuet euch und tanzt, Meister Beblow und Ackerwirth Krause, denn ihr mit Hunderttausenden euresgleichen habt den bösen Feind geschlagen und das Vater-

land aus der Erniedrigung emporgehoben. Die beste Kraft der Nation ist in diesen Jahren der Niederlage und Erhebung bei euch, den kleinen Leuten, nicht bei den Regierenden, deren Stolz und Wille als allzuschwach erfunden ist, und nicht bei den Hoch- und Feingebildeten, deren Leuchte unsicher umherflackert und die auch nach dem Frieden noch nicht wissen, wo das Vaterland anfängt und aufhört. Eure einfältige Treue, ihr Unberühmten, die Fäuste der Söhne, die ihr in das Feld sandtet, eure stille alltägliche Arbeit in der Werkstatt und auf dem Acker, von der ihr dem Staate abgabt, daß euch selbst wenig übrig blieb, das vor Allem schuf die Rettung für unseren Staat. Und wenn die späteren Geschlechter einst auf eure Zeit zurückschauen, werden sie, was gesund und groß war, am reichlichsten in den engen Stadthäusern und in den Dorfhütten finden, in denen ihr gelebt habt.

Schluß der Ahnen.

1.

Im Hause.

Seit zwölf Jahren ist Frieden. Das junge Geschlecht, welches jetzt vor den Häusern mit Bohnen spielt und den Papierdrachen auf die Stadtfelder trägt, ist in der Mehrzahl erst nach dem Kriege geboren, und wenn die Eltern von den Baschkiren auf dem Marktplatze erzählen und von ihrem Heeresdienst mit der schweren Pike, so klingt dies den Kleinen wie die Geschichte von den sieben Zwergen, bei denen Schneewittchen wohnte oder wie die Sage vom kleinen Däumling, der zwischen den Waffen des Menschenfressers durchkroch. Sie stülpen sich papierene Tüten statt der Filzmützen über das blonde Haar, tragen Häufchen Stroh aus den Höfen auf die Straße und setzen sich darauf. Aber auch den Eltern ist die Zeit rasch zur Sage geworden, Mancher hat kleine Abenteuer, in denen er seine Tapferkeit bewiesen, so oft erzählt, daß er selbst daran glaubt, und wenn die Bürger von den großen Erinnerungen reden, die Jeder der Aelteren im Herzen trägt, so gedenken sie mit Ehrfurcht des Königs, der unter so großem Leid-

wesen die schweren Jahre durchgekämpft hat, sie freuen sich über den alten Blücher, der den Franzosen so verderblich geworden ist; von ihrem eigenen Hunger und ihren Entbehrungen sprechen sie selten. Alle aber, die damals im Felde gefochten haben und jetzt in friedlicher Thätigkeit unter den Anderen wohnen, werden mit großer Achtung betrachtet, und so oft einer von diesen den Angewöhnungen des Feldes zu sehr nachgiebt, ein Glas über den Durst trinkt und einen Gegner mit starken Fäusten angreift, wird ihm dies lieber nachgesehen, als Anderen.

Seit zwölf Jahren ist Friede, aber man merkt nicht, daß die Stadt zugenommen hat. Die Bürger nähren sich sparsam und arbeiten nach der Väter Weise mit Hammer und Webstuhl, doch Wenige haben gewagt ein neues Haus zu bauen oder ihr Geschäft zu erweitern, und die Dampfmaschine, die vor langen Jahren ein unternehmender Mann aufstellen wollte, ist noch nicht errichtet. Die Frühstückstube ist eingegangen und Niemand denkt daran, im Winter ein Faß Austern kommen zu lassen; die Honoratioren leben still dahin in ihren Familien. Wer aus der Stadt in die Landschaft reist, der findet auch dort geringe Spuren von zunehmendem Wohlstand, viele der adligen Gutsherren leben in Geldnoth, jedes Jahr fallen Rittergüter in die Hand der Gerichte und der Regen trieft durch die Löcher der leeren Scheunen und Ställe. Die ältesten Leute erinnern sich recht gut daran, daß im Anfange des Jahrhunderts eine weit bessere Zeit gewesen war,

aber Alte und Junge haben sich an das knappe Wesen gewöhnt; sie sind darum keine Kopfhänger, nur singen sie ihre Lieder nicht vierstimmig in hellem Chor, sondern einzeln vor sich hin. Die Bürger erkennen aber auch, daß bei ihnen nicht Alles beim Alten bleibt; neue Laternen werden aufgehängt, die an Ketten über der Gasse schweben, eine neue stattliche Schule wird gebaut, ein schlammiger Teich vor dem Stadtthore in Wiesengrund verwandelt und gerade jetzt besteht unser Herr Bürgermeister darauf, die vorspringenden Dachrinnen abzuschaffen, welche ihr Wasser auf die Straße schütten, und er wird seinen Willen durchsetzen, ungeachtet die Hausbesitzer kräftig widersprechen. Unter allen Häusern ist die Apotheke am merkwürdigsten geworden, denn der ganze Unterstock wird von außen mit Oelfarbe gestrichen, welche weit über den Markt riecht.

Die kleine Trompete der Post blies wie sonst durch die Gassen und die Post brachte jetzt täglich eine Zeitung; es stand aber wenig darin, nur was der Polizei genehm war. Dort weit unten hatte sich der Grieche erhoben und die allgemeine Stimmung der Stadt war gegen den Türken, bei den Männern wegen seiner Grausamkeit und bei den Frauen wegen seiner schlechten häuslichen Gewohnheiten; von den übrigen fremdländischen Nationen betrachtete der Bürger den Franzosen noch immer mit großem Mißtrauen, den Engländer mit Vorliebe. Der Russe galt allerdings für einen Bundesgenossen, doch konnte er bei näherer Bekanntschaft wegen allzugroßer Unsauberkeit und Bestech-

lichkeit nicht geschätzt werden. Diese Alle aber lebten draußen in der Fremde. Aus der Hauptstadt ihrer Provinz und aus der großen Residenz des Königs wußten die Zureisenden wenig Wichtiges zu berichten; und die Kreisstadt, die Provinz und der ganze Staat waren wie Dornröschens Burg mit einer unsichtbaren Hecke umzogen, hinter welcher alles laute Leben erstarrt schien. Doch geräuschlos arbeitete in dem Banne die Kraft des Volkes und es mag einmal die Stunde kommen, wo sie sich müht, die Hecke zu zerreißen.

Eins der schönsten Häuser am Markte, Parterre und Oberstock mit großen Fenstern, gehörte dem Doktor König; er hatte es damals gekauft, als er heiratete. Und wenn die Städter von dem Hause sprachen, sagten sie: dort wohnt das Glück. Es war ein stilles Glück, werkthätige treue Liebe und festes Vertrauen ohne das Bedürfniß vieler Worte, dort wie überall unter den guten Menschen jener Zeit. Dem Hausherrn vergingen die Tage wieder in angestrengter Thätigkeit, sein junger Vetter war in eine benachbarte Kreisstadt gezogen, hatte das Fräulein mit den Lilien geheiratet und gewann Ruf und Ansehen. Der Doktor aber wollte die große Praxis auf dem Lande, welche ihm zufiel, nicht einschränken, weil ihm dort Viele von früher her werth waren. Wenn er jetzt des Abends ermüdet nach Hause fuhr, freute er sich den ganzen Weg über auf den Gruß seiner Hausfrau und auf den Augenblick, wo sie ihm aus dem Bärenpelz helfen und beim einfachen Abendessen gegenüber sitzen würde. War er einmal gegen

Abend zu Hause, dann holte er wohl seine Flöte hervor, auf der er in jungen Jahren tüchtig gewesen war, und blies, während der Mond das Fensterkreuz in der dunklen Stube abmalte, und sein liebes Weib an seiner Seite saß und andächtig zuhörte; zuletzt legte er die Flöte weg und zog die Geliebte an sein Herz. Henriette hatte sich ausgedacht, wie hübsch es wäre, wenn sie ihn auf der Guitarre begleiten könnte, in der Stille hatte sie sich ein Instrument geschafft, nur wenige Stunden bei dem Organisten genommen und in Abwesenheit des Gatten fleißig geübt. An seinem Geburtstage trug sie ihm die Flöte herbei und da er ein wenig geblasen hatte, klangen leise die Accorde ihrer Guitarre hinein. Dem Gatten wurden die Augen feucht und er küßte ihr die Hand; sie aber erröthete über die ungewohnte Artigkeit und sah noch am nächsten Tage heimlich auf die Stelle, an welcher der Kuß gehaftet hatte.

Der Doktor hätte ihr alltäglich die Hand küssen können, denn es war eine gesegnete Hand; was sie im Hause anfaßte, gerieth, das Backwerk, welches sie ihrem Herrn zu Liebe unternahm, die Blumen, die sie in den kleinen Hausgarten pflanzte, und die Dienstmädchen, welche sie in die Lehre nahm.

Doch alles Gute war nur wie ein Vorspiel gewesen, als die Zeit kam, wo ein kleines Bett neben dem ihren stand und ein holdes Abbild des geliebten Mannes darin lag.

„So hast du einst ausgesehen,“ sagte sie stolz zu dem Gatten, „als dein Vater neben dir saß, deine

Händchen zusammenlegte und nicht müde wurde dich zu betrachten; du machst es mit dem Kleinen ebenso. Siehe, sein Haar wird bräunlich und man merkt, daß sich's kräuseln wird. Der kleine Engel liegt still auf der Seite, er hat wie vormals du selbst, die Fäustchen geballt, die kleinen Füße hinaufgezogen. Schlummre, mein Kind, du hast den besten Schutz, denn das Auge deines Vaters ist über dir und wird dich behüten, damit du fest und redlich wirst wie er."

Etwas aber schwebte in der Zeit, wo Mutter und Kind der Pflege bedurften, behend und geräuschlos wie eine Elfe oder Sylphe durch das Haus; immer hilfreich und zu jeder Stunde bei der Hand, und dies war Tante Minchen. Seit der Kleine erschienen war, hatte sie diesen Verwandtennamen angenommen; ihr mußte die Kunst angeboren sein, kleine Weltbürger zu waschen, zu wickeln, umherzutragen und mit zärtlichem Gesange in Schlaf zu lullen. Sie wurde der erste Pathe, der Graf und Bärbel die andern, und sie gab den Rath, das Kind Viktor zu nennen zur Erinnerung an vergangenen Kampf und Sieg. „Wüßte ich nicht ziemlich genau, daß ich die Mutter bin," sagte Henriette dankbar, „so müßte ich dich dafür halten. Sieh hin, er verzieht das Mäulchen, und will über dich lachen."

Viktor wuchs heran, als ein kräftiger Knabe mit einem runden Kopf, großen blauen Augen und einem so sonnigen Ausdruck in seinen Mienen, daß er schon auf den Armen der Wärterin von den Vorübergehenden angeredet und geliebkost wurde. Es war wohl die stille

Freudigkeit der Eltern, was seiner Erscheinung den lichten Glanz gab, und die Gunst der Stadt und der tägliche Verkehr mit freundlichen Nachbarn verliehen ihm dazu eine frohe Sicherheit und ein keckes Selbstvertrauen, welche sein ernster Vater nicht gehabt hatte. Kurz entschlossen bewegte sich der Knabe unter seinen Genossen, alle kleinen Buben der Stadt kommandirte er, obschon er der jüngste war, so oft er auf der Straße mit ihnen zusammentraf. Aber auch mit Erwachsenen hielt er gute Freundschaft. Einer der besten Freunde war Hans der Trompeter, der nach dem Kriege sein Mädchen geheiratet hatte, jetzt als erster Rathsdiener die Polizeigewalt der Stadt darstellte und durch energisches Schwenken seines spanischen Rohres an Markttagen ein gefürchteter Mann geworden war. Auch Hans fühlte eine zärtliche Neigung zu dem Kleinen; wenn er ihn auf der Straße traf, hob er ihn auf und küßte ihn mit seinem großen Schnurrbart, nicht zur Freude der Mutter. Viktor begleitete dafür den Diener gern auf Geschäftswegen, und als der Doktor einst die Straße herabkam, sah er, wie Hans mit gehobenem Rohr ein stark betrunkenes Bäuerlein auf die Wache führte, und wie sein kleiner Sohn, zum Ergötzen der Leute, ebenfalls mit einem gehobenen Stock hinter dem Bauer herlief und dabei die Zickzackwege desselben getreulich mitmachte. Und es wurde schwer den Kleinen zu ernster Wohlanständigkeit zu ziehen, denn er war zwar gutherzig, aber übermüthig, und ahmte gern alles Lächerliche nach. So hatte der Kammerherr die Ge-

wohnheit zu schnupfen, dann hielt er die Dose dicht unter eine Nase, welche nicht klein war, zog die Schultern in die Höhe und beugte den Kopf vor, während er mit Genuß die Priese nahm. In dem Familienschatz des Doktors aber befand sich eine silberne Dose, welche als theures Erbstück aufbewahrt wurde, weil die Ueberlieferung meldete, daß sie dem Großvater von Friedrich dem Großen geschenkt sei, und die Sage hatte Vieles für sich, da die Dose nur klein und keineswegs kostbar war. Als nun einst der Kammerherr den Doktor besuchte, sah dieser, daß der Herr mitten im Geschäft des Schnupfens anhielt und den stieren Blick in die Stubenecke richtete. Dort saß der kleine Viktor, in der Hand die silberne Familiendose, welche er heimlich aus dem offenen Schreibtisch des Vaters geholt hatte, und stellte in respektwidriger Weise die auffällige Geberde des fremden Herrn so lächerlich dar, daß der Vater, trotz dem Frevel des Sohnes, Mühe hatte, ernsthaft zu bleiben.

Auch die Unternehmungslust des Kleinen machte den Eltern Sorge. Unweit der Stadtmauer stand als Ueberrest einer vergangenen Burg ein alter, viereckiger Thurm mit schadhafter Treppe und ohne Dach, in den Ritzen wuchs Gesträuch, dessen Samen die Vögel hingetragen hatten. Für den Thurm hatte Viktor eine Vorliebe, er führte seine Gespielen gern dorthin, einen Helm von Pappe auf dem Haupt und eine Fahne in der Hand. Als einst zur Mittagszeit der Kleine nicht aufzufinden war und der Vater in die Hausthüre trat, kamen ihm Leute entgegengelaufen und wiesen bestürzt

nach dem Ende der Straße, wo das alte Gemäuer ragte. Der Vater eilte dorthin und sah den Knaben auf schwindelnder Höhe in einer Fensteröffnung sitzen. Das Kind hatte den Thurm offen gefunden, war die schlechte Treppe hinaufgeklettert und vermochte den Rückweg nicht zu finden. Während Hans unter Lebensgefahr im Innern emporstieg, stand der Vater mit bebendem Herzen draußen und starrte nach der Höhe in dem Gedanken sein Kind aufzufangen, wenn es herabstürze. Wie er endlich den Geretteten in seinen Armen hielt, wollte er ihn nicht loslassen und trug ihn der ahnungslosen Mutter zu. Lange nachher gestand er dieser: „Seit jenem Tage sehe ich oft im Traume den Thurm, die schwarze Mauer, die offene Thür, das Gesträuch, welches zwischen den Steinen herauswächst, und in der Fensteröffnung mein weinendes Kind, und das Entsetzen schüttelt mir die Glieder wie damals.“

Viktor war vier Jahre alt, als seine Schwester Katharina geboren wurde. Auch er wurde von der Aufregung im Hause angesteckt und sah staunend auf das kleine eingewickelte Ding, welches in seiner Wiege lag; zuweilen streichelte er ihr die runden Wangen, endlich erhob er gar den Anspruch sie auf seinen Armen zu tragen. Seit sie in der Stube umherlief, ließ er sich ihre Nähe gefallen in dem Wechsel von Herzlichkeit und ruhiger Nichtachtung, womit Knaben ihre jüngeren Geschwister zu behandeln pflegen.

Käthe genoß als zweites Kind den Vortheil, daß die

Liebe der Eltern ruhiger, die Pflege sicherer war. „Sie wird sich leichter ziehen als Viktor,“ sagte die Mutter behaglich. Freilich, dem Erstgeborenen hatte Schmerz und Freude, Begeisterung und Entzücken der Eltern stärkeren Abdruck ihres eigenen Gemüthes eingeprägt, dafür fand Käthe außer ihnen auch eine Kinderseele, durch welche sie in das Leben eingeführt wurde. Oft lief sie auf den Bruder zu, sah ihn liebevoll an und umarmte ihn, und er ließ sich das lächelnd gefallen. Das erste was die Kleine sprach, waren Worte, die sie dem Bruder abgelauscht hatte. Noch viel später, da sie bis zu den Stricknadeln herangewachsen war, strickte sie als erstes Kunstwerk einen Strumpf für Viktor, und da sie endlich in die Geheimnisse des Kreuzstichs eingeweiht wurde, unternahm sie als erste Arbeit einen Gurt für den Bruder. So war natürlich, daß ihre Gedanken viel bei ihm verweilten.

Das Haus des Doktors war ein gastliches Haus, nur geladene Gesellschaft bewegte sich selten darin, denn solche war damals umständlich und feierlich. Die liebsten Gäste waren die guten Freunde aus der Stadt, welche am Abend ungeladen zum „Lichten“ kamen; ihnen wurde aufgesetzt, was im Hause war: Punsch, Aepfel und Nüsse. Außerdem erschienen die Universitätsfreunde und Kriegskameraden des Hausherrn, welche hier und da in der Umgegend wohnten. Dann saßen die Männer bei einem Glase Ungarwein bis in die Nacht zusammen und wurden nicht müde von vergangener Zeit zu reden. Viktor war an solchen Abenden gar nicht von der Fuß-

bank wegzubringen, die er neben den Vater gerückt hatte, auch er hörte mit glänzenden Augen zu, wenn die Herren von den Fahrten nach Lauchstädt erzählten, wohin sie aus der Universitätsstadt zu Pferde und zu Fuß gezogen waren, oder von ihren Erlebnissen und Gefahren im Felde.

Aber die treuesten Hausfreunde, der Einnehmer und seine Frau, blieben nach einigen Jahren aus. Herr Köhler hatte bis zur Höhe seines Lebens in kleinen Verhältnissen seine Pflicht gethan, jetzt auf einmal gewann der Staat ein besonderes Zutrauen zu seiner Tüchtigkeit; er wurde ganz außer der Reihe nach der Residenz in einen großen Wirkungskreis berufen. Dies war der erste Verlust, der das glückliche Haus traf, Allen wurde der Abschied bitterlich schwer, am schwersten für Tante Minchen die Trennung von den Kindern, welche bis zuletzt an ihrem Halse hingen.

Zu den Besuchern, welche von auswärts kamen, gehörten die Bellerwitze. Sie waren alte Bekannte auch der Hausfrau und weil im Kriege gewissermaßen die Verbrüderung aller Stände stattgefunden hatte und seitdem Jedermann alten Vorurtheilen entsagte, geschah es, daß die große Kutsche gern vor dem Hause anhielt und daß die Damen dasselbe als Absteigequartier benutzten, wenn sie in der Stadt zu thun hatten. Einst im Winter, als die Herrschaften vom Lande in ihrem Kränzchen einen großen Maskenball veranstalteten, wurde ausgemacht, daß die Kammerherrin sich bei der Frau Doktorin dazu ankleiden sollte. Sie erschien als türkische

Sultanin mit Turban, auf welchem ein großer Federbusch von gesponnenem Glase ragte, in weiten Atlashosen und einem langen seidenen Sultansmantel und hatte sich ausgedacht, daß sie an einer Kette, deren Glieder von blankem Blech verfertigt waren, einen Sklaven hinter sich herführen wollte. Nicht Jedermann war zu dieser Rolle bereit, endlich fand sich ein kleiner Referendar, der sich seinerseits mit schwarzer Larve verkappte. Viktor wurde in das Ankleidezimmer geführt, um die Masken auch zu sehen. Es war das erste Mal, daß er Jemand in prächtiger Verkleidung erblickte, er setzte sich still in die Ecke, starrte auf die großartige Gestalt und war durch keine Liebkosungen der Sultanin aus seinem Winkel herauszulocken. Als Henriette später zu dem Gatten sagte: „Was hat doch das Kind? Er ist sonst dreist und zutraulich gegen alle Welt, nur nicht gegen diese Familie" — da antwortete der Doktor lachend: „Woher er das hat, kann Niemand sagen. Er kennt aber diese Leute so gut wie wir. Das ist der Scharfsinn der Kinder," und als er den Kleinen frug, wie ihm die Frau gefallen habe, sagte der Knabe eifrig: „Sie soll Niemanden an der Kette führen."

Auch später wollte es nicht gelingen, ihn in ein gutes Verhältniß zu den Insassen der großen Kutsche zu bringen. Die Kammerherrin hatte ihrem Gemahl kurz nach Viktors Geburt eine Tochter geschenkt, die kleine Valerie war als Nestling in kinderreichem Hause der Liebling der Eltern und ihre Mama hatte schon oft die artige Bitte ausgesprochen, daß Viktor doch die Eltern bei

einem Besuch begleiten möge. Deshalb nahm der Doktor den siebenjährigen Knaben bei einer Geschäftsreise nach dem Gute mit. Auf dem Wege befand sich Viktor in rosiger Stimmung, denn mit dem Vater zu fahren, war sein Stolz. Da sie aber auf der Rampe des Schlosses hielten und der Diener die steinerne Treppe hinaufführte, verstummte das Kind, und wie er unter die jungen Damen kam, stand er steif und schweigsam; der Vater überließ ihn der weiblichen Beredtsamkeit, welche auch unter den jüngeren Gliedern der Familie nicht unbedeutend war, und besorgte seine Angelegenheiten. Als er den Knaben wieder abholen wollte, erhielt er von den Fräulein den Bescheid, Viktor hätte nicht bei ihnen aushalten wollen und sei mit dem Diener in den Hof gegangen. Dort fand ihn der Vater beim Pferdestall sitzen. Auf dem Heimwege mahnte er den Sohn an seine Verpflichtung mit der Kleinen zu spielen, und bekam die unwillige Antwort: „Sie berühmten sich zu sehr bei ihrem Spielzeug und bei einer großen Decke mit Blumen, die in ihrer guten Stube auf dem Boden liegt, und ich sagte ihnen, daß sie Gänse sind."

Viktor ging in die Schule. Der Diakonus, ein Freund des Doktors, hatte sich erboten den Knaben in Privatstunde zu nehmen. Auch in dieser Schule wurde Käthe nach den ersten Jahren seine Genossin; er half ihr schwere Worte lesen und lehrte sie die Bedeutung der Zahlen, und wenn die beiden runden Kindergesichter sich über die Schiefertafel beugten, strahlte von ihnen ein heller Schein in die Herzen der Eltern. In

dem Privatunterricht wuchsen die Kinder heran, Käthe las kleine Geschichten im Bilderbuch und Viktor lernte mit elf Jahren über den unregelmäßigen Zeitwörtern der lateinischen Grammatik.

Als er einst seine Mappe nach Hause trug, sah er vor dem Gasthofe einen großen Packwagen abladen. Außer vielen Kisten und Koffern auch ungeheure Rollen, und um das Gepäck trieben sich fremde Männer umher mit gelockten Haaren und einer auffällig bleichen Gesichtsfarbe. In der Mitte der Bewegung stand ein breitschulteriger Herr, der ein buntes Tuch lose um den Hals geknüpft hatte und den Hut verwegen auf einem Ohr trug. Er befahl mit kühnen Bewegungen des Armes und mit einer Stimme, welche gewaltig über den Markt schallte. Die herzugelaufenen Leute sagten einander, daß dies Komödianten seien und der große Mann in der Mitte der Herr Direktor. Viktor fühlte die Aufregung mehr als alle Anderen, Vieles was er aus den Erzählungen des Vaters erlauscht hatte, die Begeisterung, mit welcher dieser oft vom Theater gesprochen, das wurde plötzlich in seiner Seele lebendig wie Ahnen eines neuen Glückes. Beim Mittagessen war wieder von den angekommenen Schauspielern die Rede. Auch die Eltern waren in heiterer Erwartung. Damals als sie einander zuerst lieb gewannen, hatten sie ihre Erinnerungen an genossene Aufführungen ausgetauscht. Seitdem war beiden nur selten einmal ein Besuch des Theaters möglich gewesen, und jetzt kam es so nahe an ihre Thür. Sie durften auch hoffen, in ihren

frohen Erwartungen nicht getäuscht zu werden. Denn die Gesellschaft hatte einen guten Ruf, und die Vorstellungen der besseren Wanderbühnen hatten damals einen höhern Werth, als wohl später; waren auch die Stücke zum größten Theil schwach, das Spiel war keineswegs verächtlich. Von diesem Tage begann für Viktor eine Entfaltung der eigenen Gestaltungskraft, welche fast allen Kinderseelen durch das erste Eindringen der dramatischen Kunst bewirkt wird. Schon zur ersten Vorstellung wurde er, trotz den Bedenken der Mutter mitgenommen. In dem großen Saal des Gasthauses war die Bühne aufgeschlagen, davor die Bretterbank, auf welcher Steinmetz mit seinen Gehilfen den musikalischen Theil des Genusses zu besorgen hatte. Als der Vorhang aufging, starrte Viktor in einem Schauer von Ehrfurcht und Erwartung nach der fremden Frau, welche aus dem schön gemalten grünen Wald heraustrat, in einem weißen Gewande und einer hoch gepufften Frisur, wie sie damals bei Frauen und Göttinnen modisch war. Und als sie sich verneigte und erklärte, daß sie eine Muse sei und ihre Gesellschaft der Gunst des Publikums empfehle, empfahl sie auch sich selbst, bei dem übrigen Publikum und bei Viktor. Sie war so schön und edel, daß die hochnasigen Mädel im Schlosse des Kammerherrn sich mit ihr gar nicht vergleichen konnten. Das Stück aber war Käthchen von Heilbronn. Wetter von Strahl ganz in eine silberne Rüstung gehüllt, die schwarze Vehme, das wunderschöne Käthchen, vor Allen der gute treue Knappe. Und als in der

Mitte des Stückes der Burgbrand kam und mit polizeilicher Erlaubniß im Hintergrund außer dem Transparent ein Schwärmer zuckte — Hans stand in den Koulissen neben zwei Eimern mit Wasser — da drückte sich der Knabe in seinem Entzücken zwischen Vater und Mutter hinein und hielt sich mit den Armen an beiden fest. Mit Besorgniß sah die Mutter nach der Heimkehr die glühenden Wangen, und daß das Kind keinen Schlaf finden konnte. Aber am Morgen war er wieder munter und spielte Vehme mit einem alten Tuche.

Als er das nächste Mal in die Komödie mitgenommen wurde, war dort Alles lustig, man gab das Donauweibchen, es wurde auch gesungen, die Nixen schwenkten hinter einem Damm von gemalter Leinwand ihre Schleier, der Ritter erschien und sein dicker Knappe Kaspar Larifari, welcher sich unglaublich lächerlich geberdete. Aber als Viktor gerade am lustigsten war, erlebte er etwas, was er so bald nicht vergessen sollte, denn auf einmal erschien vor dem Kaspar ein kleines Nixenkind, ein Mädchen von etwa acht bis neun Jahren, mit rosigem Gesicht und rabenschwarzen Locken, sie drehte sich vor dem Manne im Kreise und sang dazu. So schön war das Mädchen und wie ein Glöckchen klang ihre Stimme durch den Raum, daß die Zuschauer vor Freude in die Hände klatschten. Viktor wandte kein Auge von ihr und als der Akt zu Ende war, lief er von seinem Platze zu den Musikern. Dort war seitwärts von der Bank, an dem gemalten Portal der Bühne, ein kleiner Vorhang, hinter welchem zuweilen Mitglieder der Gesell-

schaft verschwanden. Von übermächtiger Gewalt getrieben glitt Viktor hinter den Vorhang, stieg eine kleine Treppe hinauf und stand in den Koulissen. Dort saß in dem schmalen Raume zwischen Leinwand und Stricken das schöne Mädchen auf einem Schemel, die Händchen im Schoß gefaltet sah es vor sich hin. Viktor stand in Ehrfurcht vor ihr, unbeweglich wie sie, und hielt den Apfel in der Hand, welchen ihm die Mutter zur Erquickung eingesteckt hatte. Endlich legte er den Apfel leise in ihren Schoß, die Kleine sah erstaunt auf und die Kinder blickten einander mit großen Augen an. Da tönte ein Glöckchen, das Mädchen fuhr auf und er sprang die Stufen hinab, und drückte sich unter die Zuschauer, welche an der Seite standen und seinen Einbruch in das Heiligthum den Augen der Eltern verborgen hatten. Seitdem studirte Viktor die Theaterzettel und bat, so oft die kleine Tina auftrat, daß er mitgenommen wurde. Aber er strich auch, wenn er sich frei machen konnte, bei Tage um den Saal des Gasthofs. Als einmal die Kleine neben der Mutter auf der Straße vorüberkam, stand er wie ein Bild aus Stein, in freudigem Schreck über die Begegnung. Und wie das Mädchen zu ihrer Mutter sprach, — er wußte recht gut, daß von seinem Apfel die Rede war — wurde er vor Erregung roth und vermochte die Mütze erst zu ziehen, als es zu spät war. Doch des Abends wagte er durch den Ritz an der Seite zu gucken und da er die Kleine nach ihrem Spiele sah, ihr zuzurufen, „das war schön." Sie lachte ihn an. Damit war das Eis gebrochen. Als

Vertrauter des Stadtmusikus gewann er in seinem Drange, dicht an der Bühne zu sein, einen Platz auf der Bank der Musikanten, und die Eltern, deren Stühle in der Nähe waren, hatten nichts dawider. Dort saß er an der Ecke neben dem Schlitz am Portale, schlüpfte hinter die Gardine, und theilte mit der Kleinen, was er Gutes in der Tasche hatte. Auch traf es sich, daß zuweilen der Kopf eines Mädchens hinter dem Vorhang heraussah und eine kleine Hand sich gegen ihn ausstreckte. Ja einmal, als ihre Rolle zeitig zu Ende ging, kam sie in ihrem Mäntelchen heraus und setzte sich neben ihn auf die Bank. Er legte seine Nüsse in ihre Hand, hielt die Hand mit den Nüssen fest, und war sehr glücklich.

Aber auf dies heitere Verhältniß fiel durch Viktors Schuld ein dunkler Schatten. Es wurde ein gefühlvolles Ritterstück gegeben und die Mutter der Kleinen spielte die Heldin, welcher ihre Kinder von einem mächtigen Bösewicht geraubt werden sollen. Als nun die verzweifelnde Mutter wie eine Löwin gegen das Gitter des Kerkers losfuhr, wurde die Aufregung Viktors übermächtig und in dem Bestreben sich von einem schmerzlichen Eindruck zu befreien, hob er das dünne Stöckchen des Vaters, das er leider in der Hand hielt und tippte damit an eine Pyramide von Hüten, welche die stehenden Zuschauer mißbräuchlich an der Ecke des Podiums aufzustellen pflegten. Die Hüte kollerten und wälzten sich bis nahe vor die Füße der Heldin, das Publikum lachte, kaum konnte die Scene zu Ende

gespielt werden. Viktor erschrak über diese Folge seiner Missethat; auch war das Schwenken des Stockes nicht ganz unbemerkt geblieben, sogar hinter den Koulissen hatten sie es gesehen und die Eltern erfuhren davon. Als das Theater zu Ende war, ging die Kleine an Viktor vorüber ohne ihn anzusehen und er fühlte jetzt tiefe Reue, die er hinter stillem Trotz verbarg. Obwohl nicht böse Absicht, sondern nur Ungeschick angenommen wurde, bestand der Vater doch darauf, daß der Sohn bei der Künstlerin Abbitte thun solle. Dies hielt er um so mehr für Schuldigkeit, weil die Eltern der kleinen Tina von den Bürgern als ordentliche Leute gerühmt wurden, sie lebten still in einfachem Haushalt und machten keine Schulden, deshalb wurden die Heldenrollen, welche sie spielten, gern ihrem Charakter zu Gute gerechnet.

Viktor ging neben dem Doktor stumm zu der Wohnung der Schauspieler, das Herz war ihm sehr beklommen und das Weinen nahe. Vor den Fremden entschuldigte zuerst der Vater die Unthat, Viktor aber, der die kleine Tina hinter der Mutter stehen sah, vermochte mit niedergeschlagenen Augen nur die Worte herauszubringen: „Seien Sie mir nicht böse.“ Der gekränkte Künstlerstolz der Schauspielerin wurde durch natürliche Gutherzigkeit und durch die Rücksicht auf den angesehenen Arzt überwunden. Sie reichte dem Knaben die Hand, der Heldvater rückte dem Doktor einen Stuhl und Viktor wurde aufgefordert mit der Kleinen zu spielen. Er fühlte wieder tiefe Beschämung, als das Mädchen leise sagte: „Vater meinte auch, es sei nicht gern geschehen.“ Wäh-

rend die Eltern verständige Worte tauschten, saßen die Kinder zusammen vor einem alten Jäckchen von rother Seide, auf welches Tina für eine künftige Pagenrolle silberne Tressen nähte, und über ihnen hing an der Wand die glänzende Blechrüstung, ein Hauptstück des Garderobenschatzes, welches der Künstler nur in den größten Heldenrollen gebrauchte. Die prachtvollen Gewänder an der Wand und die vornehme Weise, in welcher die Fremden auf ihren Stühlen saßen und mit verbindlichem Lächeln die Unterhaltung machten, bezauberten den Knaben. Auch der Vater war mit dem Besuch zufrieden und lud beim Abschiede die kleine Tina in sein Haus ein.

Seitdem sahen sich die Kinder einige Mal bei ihren Eltern. Als das Mädchen in das Haus am Markte kam und das ganze Spielzeug zur Genüge betrachtet war, hätte Viktor gar zu gern gehabt, wenn sie mit ihm Kaspar Larifari gespielt hätte, sie aber weigerte sich, und frug nach seinem Brummkreisel, von dem er Einiges erzählt. Zuletzt gestand sie ihm vertraulich, daß sie vor Allem gern einen Drachen würde steigen lassen. Da konnte er helfen, und am nächsten Tage zogen beide mit dem Papierdrachen auf das Feld, er hielt den Drachen, sie die Schnur, und als der Drache in der Höhe immer kleiner wurde, sah sie glückselig zu dem steigenden hinauf. „So hoch möchte ich mit dir fliegen,“ sagte sie, „immer weiter.“ „Aber zuletzt fallen wir herunter,“ versetzte der klügere Viktor.

Als endlich der Tag der Trennung kam, trug

Viktor der Kleinen ein Halsband zu, das ihm die Mutter auf seine Bitte gekauft; sie aber schenkte ihm einen Shawl von bunter Wolle, den sie selbst für ihn gestrickt hatte. Beim Abschied fiel er ihr um den Hals und küßte sie recht herzlich, sie hielt ihn fest umschlungen. Die Mutter hatte vorher die Befürchtung ausgesprochen, daß der Sohn sich ungeberdig stellen und sehr weinen würde. Zur Verwunderung der Eltern war das nicht der Fall, er ging still neben dem Vater nach Haus, ohne sich umzusehen, und erzählte am Abend der Mutter mit glänzenden Augen die Geschichte von dem Kampfe der drei Horatier, die er in der Schule gehört. Er war nicht traurig, sondern gehoben durch die Scene des Abschiedes und durch den ersten Kuß, den er freiwillig einem fremden Mädchen gegeben. Es war eine unschuldige Kinderneigung, aber es war die erste Liebe eines reich begabten, früh entwickelten Knaben. Ob es ihm einst zum Heil oder zum Unglück gereichen sollte, daß er als Kind die Hingabe und die Zärtlichkeit einer solchen Leidenschaft durchlebt hatte? Er selbst sprach selten von seiner kleinen Freundin, aber er dachte fröhlich an sie wie an Weihnachten, und der Diakonus rühmte in der nächsten Zeit den aufgeweckten Geist des Knaben und die schnellen Fortschritte.

Bald darauf verkündeten die Zeitungen, daß draußen in der Welt sich ein unruhiges Getümmel erhob, man las von Straßenkampf und Barrikaden bei den Franzosen, auch die Polen rührten sich heftig, im Lande wurde getrommelt, Soldaten marschirten und besetzten

die Grenze. Die Herren saßen länger im Gespräch bei einem Glase Wein, Hans führte einen Leinweber auf die Wache, weil dieser im Rausch auf der Gasse nach Menschenrechten geschrien und dem Bürgermeister einen Stein gegen die Hausthüre geworfen hatte. Auch die Kinder wurden von der Unruhe ergriffen. Viktor schritt als Kommandant vor einer Bande Schulknaben, und da er vom Vater wußte, daß man fernes Geräusch von Pferdehufen und das Rollen der Kriegswagen erlauschen könne, wenn man das Ohr an die Erde halte, so zwang er seine Kompagnie sich in der Dämmerung auf das Straßenpflaster zu legen, um dort das Anrücken unbekannter Feinde zu vernehmen. Bei Kindern und Großen legte sich allmählich die Bewegung. Dennoch merkte man, daß sich allerlei Neues an die Stadt heranzog: eine Schnellpost, eine Chaussée und die Leute sprachen viel von Eisenbahnen, auf denen man fahren könne.

Auch für die Glücklichen im Doktorhause brachten diese Jahre große Veränderungen. Zuerst starb der gute Herr Senior, hoch an Jahren, aufrichtig betrauert von seiner Gemeinde, und die Frau Pastorin zog in weite Entfernung zu einem Sohne, der ebenfalls Geistlicher auf dem Lande war. Während Henriette noch unter diesem Verluste litt, traf sie ein anderer. Viktor mußte das Elternhaus verlassen, um ein Gymnasium zu beziehen. Der Wechsel war so günstig als möglich, die Entfernung betrug nur wenige Meilen und der Haushalt, in welchen er versetzt wurde, war der des jungen

Doktors. Die Aufregung und Betäubung des Aufbruchs barg dem Knaben den Schmerz, welcher ihm bevorstand; die Eltern empfanden den Verlust schon lange vorher. Sie begleiteten den Sohn in die benachbarte Stadt. Als die Trennungsstunde kam und der Wagen vorfuhr, der die Eltern in die Heimat zurückbringen sollte, da warf sich Viktor schluchzend ihnen um den Hals und klammerte sich zuletzt krampfhaft am Vater an. Und er blickte dem rollenden Wagen nach in einem herzzerreißenden Weh, dem ersten großen seines Lebens. Auch die Eltern saßen im Wagen sprachlos und hielten einander bei der Hand, bis die Mutter das eigene Leid über dem stummen Schmerz des Gatten vergaß und ihr Haupt auf seine Schulter legte, um ihn leise zu mahnen, daß er nicht allein geblieben sei; da sagte der Gatte in tiefer Bewegung: „Jetzt weiß ich, wie einem armen Vater zu Muthe ist, der sich von seinem Kinde scheidet. Es ist ein Theil des eigenen Lebens, den man von sich thut. Auch für dich, Geliebte, endet der blühende Sommer, in dem wir so selig waren. In Frieden und Freude des Hauses drängt sich Entbehrung und Sorge; das höchste Glück bereitet dem bittersten Leid nur die Wege. Das ist Menschenloos!"

2.

Vandalen und Thüringer.

Wieder vergingen acht Jahre und Viktor wurde Student. Er war ein reichbegabter Schüler, sein fröhliches Naturell erwarb ihm Zuneigung der Lehrer und Mitschüler, und ein behendes Selbstvertrauen, das ihm eigen war, verminderte nur selten seinen Fleiß, denn von dem redlichen Pflichtgefühl der Eltern war doch viel auf ihn übergegangen. Der Doktor folgte der Entwicklung seines Sohnes mit stillem Wohlgefallen. „Er hat einen hochfliegenden Geist und den Muth etwas zu wagen," sagte er seiner Frau. „Er soll sich erwerben, was seinem Vater nicht zu Theil wurde, freie Thätigkeit in einer Wissenschaft, und er soll die Wissenschaft wählen nach seinem Gefallen. Oft, wenn ich ein gutes Buch las, habe ich daran gedacht, daß doch der edelste Beruf des Mannes ist, für Lehre und Bildung in weiten Kreisen thätig zu sein." Und als die Mutter bescheiden einwendete: „Ist solche Aufgabe nicht sehr schwer und der Erfolg ungewiß? und wie steht es dabei mit der Sicherheit des äußeren Lebens?" — da

entgegnete der Doktor hoffnungsvoll: „Er ist einfach erzogen, an geringe Bedürfnisse gewöhnt und ich erwarte, wenn seine Kraft als Schriftsteller für hohe Leistungen nicht ausreicht, daß er verstehen wird, als gewissenhafter Lehrer seine Pflicht zu thun."

In diesem Sinne besprach der Vater mit dem Sohne die künftigen Studien. Weil er der Meinung war, daß im Anfange eine kleinere Studentenstadt für Bildung des Charakters vortheilhaft sein werde, rieth er ihm die Universität, an welche er sich selbst mit Freude erinnerte.

Dort saß jetzt Viktor am Fenster seiner Studirstube, die Sonnenstrahlen füllten sein Zimmer mit Glanz und aus dem Garten quoll der Blumenduft herauf; zwischen das ferne Geräusch der Straßen tönte das Gezwitscher der Vögel und das Gesumm der Bienen, welche um die Blüthen des wilden Weines schwebten. In gehobener Stimmung saß er und sann. Denn er war zuweilen Dichter, und er hatte nichts dawider, wenn es die ganze Welt erfuhr, zur Zeit wußte es nur seine Familie. Heut dachte er an die Heimat und an die liebe Mutter. Der Segen, den sie auf sein Haupt gelegt, und die Liebe, mit der sie ihn beim Abschiede ans Herz gedrückt, erfüllten ihm das Gemüth und ihm war, als müßte Alles, was ihn bei der Erinnerung bewegte, die ganze Fülle zärtlicher Gefühle in Wort und Vers dahinströmen. Wie starker Glockenton bebte es durch sein Inneres. Aber da er es in Worte fassen wollte, wurde, was als Ton und Vers von seinen Lippen klang, immer nur ein bekanntes Lied, das er

bisweilen von der Mutter gehört hatte, und er mußte sich darüber wundern, daß seine Seele von der alten Weise nicht lassen wollte, die nicht einmal ganz paßte und einen anderen Ausdruck gar nicht begehrte als den Text von Lebewohl und Wiedersehen. Dazwischen hörte er draußen Trommeln, und ihm fiel plötzlich ein, wie kunstvoll am Abend vorher sein Leibbursch Roller auf einem leeren Tönnchen die Schlägel gehandhabt hatte, und welch ein prächtiger Gesell der Freund war mit seiner trocknen guten Laune. Er lief zum Schreibtisch und was er niederschrieb, war ein munteres Studentenlied, in welchem kleine Abenteuer des Leibburschen nach bekannter Melodie gefeiert wurden, nicht hochpoetisch aber lustig. Wie er die Worte durchlas, fiel ihm der Abend ein, wo er mit dem Stock des Vaters die Hüte auf die Bühne geworfen hatte, und er frug sich zweifelnd, ob solches Herausspringen aus der Sentimentalität für einen Lyriker geziemend und eine gute Vorbedeutung sei.

Als Schlesier trug Viktor das Korpsband der Vandalen, eines tapferen und ruhmreichen Stammes, bei dem er viele Landsleute fand, und obwohl er seine Zeit nicht ausschließlich den Fehden und Trinkgelagen der Genossenschaft widmete, wurde er doch als ein ansehnlicher Mann, welcher mit Feder und Schläger Bescheid wußte und in dem Ruf diplomatischer Weisheit stand, mit der Zeit zum Consenior gewählt. Dies Ehrenamt war nicht mühelos, denn obwohl die verschiedenen Korps in der Regel gegen die Burschenschaft und die Wilden zusammenhielten, hegten sie doch auch gegen einander starken

Argwohn und es gab Grenzstreitigkeiten wegen der Füchse und der Zugewandten. Am häufigsten zwischen Vandalen und Thüringern. Diese Nation, die zahlreichste von allen, war lange nichts als eine Verbindung von lockrem Zusammenhalt gewesen, hatte sich aber vor einiger Zeit zu einem Korps emporgeschwungen, und litt gerade damals an einem unleidlichen Dünkel. Unter ihren Starken waren mehre Adelige, welche größeren Aufwand und vornehme Neuerungen einführten. Ihr erster Häuptling, ein Herr von Henner, war ein langer hagerer Gesell, als Schläger gefürchtet und wegen seines Hochmuths übel beleumundet. Ihn konnte Viktor durchaus nicht leiden, schon darum nicht, weil er Neffe eines verstorbenen uralten Majors aus der Kreisstadt war, von dem Viktor als Knabe einen scharfen Verweis erhalten hatte, als er einst mit seiner Kompagnie auf dem Stadtwall die Wege verengte. Doch hatte die gemessene Höflichkeit des Thüringers seither einen feindlichen Zusammenstoß verhindert.

Nun wollte der Zufall, daß Thüringer und Vandalen zugleich den Entschluß faßten ein Königreich zu errichten, und daß sie zur Festfeier dieselbe Woche bestimmten. Da dies der Gäste und des Lokals wegen nicht paßte und den Vandalen viel an dem gewählten Tage lag, der ihr Stiftungsfest war, so wurde beschlossen, deshalb mit den Rivalen in freundliche Verhandlung zu treten, und Viktor ward mit dem Auftrage betraut. Er begab sich also eines Abends nach dem unterirdischen Gewölbe, in welchem die Thüringer ihren

Trank in Humpen und Stangen zu heben pflegten. Verwundert blickten die Helden aus röthlichen Gesichtern auf den fremden Gast und das Vandalenband über seiner Brust; doch wurde er von dem Fuchsmajor, der die Pflichten des Marschalls zu erfüllen hatte, achtungsvoll empfangen, zu dem Häuptling geleitet und neben diesem niedergesetzt. Während die wilde Jugend der Thüringer sang und Bierkonvente berief, verhandelten die beiden Würdenträger leise mit einander. Doch leider fand das gute Wort des Vandalen bei dem stolzen Thüringer keine gute Statt, gleich im Anfange nicht, als Viktor seinem Auftrage gemäß, ihn selbst als Gast einlud. Denn Henner antwortete, daß er nicht zusage könne, bevor die Genossen ihr Einverständniß erklärt hätten. Als sich vollends herausstellte, daß seinem Volke eine Verlegung des Tages zugemuthet wurde, verweigerte er mit trocknen Worten jedes Eingehen auf solchen Wunsch. Durch die ungefällige Art des Gesellen wurde Viktor gereizt, doch gedachte er, daß er nicht in eigenen Sachen, sondern im Interesse seiner Nation zu sprechen hatte und wahrte seine Würde. Auch als Henner die widerwärtige Angelegenheit eines Fuchses zur Sprache brachte, den die Vandalen den Thüringern entführt haben sollten, behielt der Gesandte seine Haltung. Da die Verhandlungen ins Stocken geriethen und er den aufsteigenden Unwillen bewältigen wollte, sprach er von anderm, erzählte allerlei, und weil er sehr kunstvoll gemalte Pfeifenköpfe in der Nähe sah, so rühmte er die Arbeit und frug nach dem Maler. Da hielt ihm

Henner nachlässig das Bild seines Pfeifenkopfes hin, einen Schild in Blau und Silber getheilt, darin schwarze Vögel, und nannte den Maler.

Viktor lobte das Werk und sagte ruhig: „Mir gefällt nicht der neue Brauch, Wappen auf Burschenpfeifen zu tragen.“

„Manchem mißfällt, was er nicht hat, hätte er's, so würde er es werth halten,“ antwortete Henner kalt. „Jedes Land hat seinen eigenen Brauch. Unter euch Schlesiern macht jeder Schuljunge Verse, ich höre bei euch kauft man ein Leichengedicht zu vier Groschen und bei Hochzeiten thun's eure Poeten umsonst für Essen und Trinken.“

Dies war eine bösartige Anspielung auf die Begabung, welche auch Viktorn nicht versagt war. Denn es war bekannt, daß die Vandalen einige Lieder von ihm auf ihren Bänken zu singen liebten. Der Gast merkte, daß der Andere Händel suchte, und daß ein Kampfgespräch beginnen mußte, dessen Ausgang beide kannten. Er antwortete also mit kaltem Stolze: „Ich gebe dir mit besserem Grunde deine Worte zurück, daß mancher verlacht, was er werth halten würde, wenn er's hätte. Haben die Schlesier allzu viel Verse, so ihr Thüringer zu viel große Herren. Du bist, wie ich höre, aus dem Lande, in dem der Maikäfer über sieben Fürstenthümer fliegt.“

„Ich stamme aus Westpreußen,“ versetzte Henner stolz, „aber meine Familie ist erst dorthin ausgewandert, sie saß in Thüringen, bevor es ein Preußen gab. Wir sind die Henner aus dem Hause Ingersleben.“

Als Viktor diesen Unsinn hörte, verlor er die Geduld. Im Augenblicke fiel ihm Vieles ein, was ihn schon als Knaben an den Bellerwitzen und Andern geärgert hatte, die Blechkette, und die Ruhmredigkeit. Er erhob sich und verhehlte nicht länger die bedeutsamen Worte, welche dem Betroffenen das Gegentheil von männlicher Klugheit zur Last legen, denn er sagte verächtlich: „Aus dem Hause Ingersleben? Du bist ein dummer Junge.“ Henner blieb kaltblütig sitzen und hob gegen einen Vertrauten, welcher neben ihm saß, nur einen Finger in die Höhe, worauf dieser aufsprang und den scheidenden Gast, welcher kampfmuthig über den Haufen der Thüringer sah, im Namen Henners auf einen Gang mit kleinen Mützen forderte. Viktor nickte und beobachtete, daß den Thüringern erst jetzt der Zusammenstoß der Großen auffiel, und daß sie zahlreich von den Bänken fuhren, um dem Fremden mit gleicher Schmähung zu bezahlen, aber durch eine neue Handbewegung ihres Seniors zurückgehalten wurden. Nur zwei der besten Recken tauschten mit ihm noch Scheltwort und Forderung, und Viktor schied aus dem Heerlager der Feinde mit der Aussicht auf drei Geschäfte, bei denen für die Betheiligten der Hingang auf eigenen Beinen sicherer war, als die Heimkehr.

Als Viktor am anderen Morgen früher als sonst erwachte, war ihm in dem nüchternen Grau des Tages das Gemüth doch etwas beschwert; er hatte bis dahin mit Glück und Kunst ähnliche Zusammenstöße überwunden und genoß den Ruf scharfe Hiebe auszutheilen.

Dies Mal aber stand dreimaliger Männerkampf mit den besten Schlägern der Universität in Aussicht und zwar in der gefährlichsten Kampfweise, und er beobachtete an sich selbst mit Befriedigung, daß er in dem Kolleg einer langen philosophischen Erörterung zu folgen vermochte, obgleich ihm die Sekunden und Quarten zuweilen den Faden zerschnitten. Natürlich zog der Zwist sein ganzes Volk in Mitleidenschaft, die Vandalen waren empört, die Thüringer gereizt, und wo Kämpfer aus beiden Stämmen zusammenstießen, wurden wilde Worte und Forderungen getauscht.

Der Morgen des Kampfes brach an. Noch vor Aufgang der Sonne schritt Viktor mit seinen Genossen durch die dämmerigen Straßen einem abgelegenen Gartensaal an der Grenze der Stadt zu, alle schweigsam und mit festem Tritt. Von einem Baum am Wege schlug ein Fink und begleitete die Wanderer eine Strecke, Viktor winkte mit der Hand dem Vogel zu und der Gruß des Kleinen machte ihm das Herz leicht. Er fand an der Kampfstätte die Gegner bereits versammelt, dazu eine Anzahl aufgeregter Füchse, welche schon vor Tagesanbruch die Waffen geschleppt hatten und als Späher das Haus gegen feindliche Gewalten bewachen sollten. Die Vorbereitungen waren kurz, wenige Worte wurden gewechselt, auch die Sekundanten hatten nicht viel zu thun: ein Strang über die Pulsadern des rechten Armes gebunden, die leichten Tuchmützen dem Unparteiischen vorgezeigt, die Aufstellung gemessen, dann traten die Sekundanten tiefathmend zurück, der Unpar-

teiische rief sein „gebunden — los“ und Stahl klang an Stahl. Mit Freude sahen die Vandalen, wie gewaltig der Streit wurde, die Kraft des langen Henner war größer, aber seine gefürchteten steilen Quarten sausten unschädlich, bis endlich ein verhängnißvolles Atempo dem Kampf ein Ende machte, die Wange Henners klaffte weit aufgeschlitzt und von der Schulter Viktors strömte das Blut zur Brust, die Sekundanten sprangen ein, und trotz dem Widerspruch der Kämpfenden wurde der Streit für ausgetragen erklärt. Mit stillem Triumph geleiteten die Vandalen ihren Mann nach Hause. Henner mußte im Wagen nach seiner Wohnung befördert werden.

Es war ein rühmlicher Kampf gewesen und lange haftete die Erinnerung daran, denn er wurde für beide Genossenschaften verhängnißvoll. Der Behörde flog eine Kunde zu und da der Zufall wollte, daß gerade aus der Residenz eine der periodischen Mahnungen zur Abstellung unerlaubter Verbindungen eingetroffen war mit scharfen Bemerkungen über seither gewährte Nachsicht, so mußte der Senat, der eine Zeit lang beide Augen zugedrückt hatte, sich ungern entschließen, eine große Untersuchung eintreten zu lassen. Nun hatten die Thüringer am meisten mit Nachtwächtern und Pedellen zu thun gehabt und wurden deßhalb zum Objekt des gesetzlichen Zornes auserwählt. Aber auch die Vandalen gingen nicht leer aus. Die Untersuchung ward bis zum Ende des Halbjahres hingezogen, und Viktor erhielt die Andeutung, daß er die Universität verlassen müsse; Henner aber, der übler angeschrieben war, wurde erst

festgesetzt und dann mit Entschiedenheit weggewiesen. Die Entfernung der beiden Helden wurde für ihre Nationen verderblich, zwar die Vandalen erhielten sich, aber die Thüringer verloren die Kraft des Widerstandes, sie geriethen kurz darauf mit den Franken in ärgerliche Händel und verschwanden für längere Zeit aus den Akten des Senats und der Geschichte.

Als Viktor nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren in die Heimat kam, fuhr ihm der Vater allein bis zur nächsten Post entgegen. „Ich komme dich abzuholen," sagte er nach der ersten Begrüßung, „weil ich weiß, daß du mir allerlei zu erzählen hast, was man am besten in der ersten Stunde des Wiedersehens abmacht, damit das Herz frei werde. Setze dich zu mir in den Wagen und denke, daß ich dein ältester Freund bin und daß ich auch einmal jung war." Da legte der Sohn ein offenes Bekenntniß ab über Manches, was er als Musensohn zu wenig und als Vandale zu viel gethan, und er fand einen nachsichtigen Richter. Zuletzt sagte der Vater: „Ich hoffe, du hast in dieser Zeit für dich erworben, was ein Mann unter allen Umständen im Leben braucht und das lustige Burschentreiben wird für dich abgeschlossen sein. Von jetzt bist du ein Mann, der fleißig für seine wissenschaftliche Bildung zu arbeiten hat, und dafür schlage ich dir die große Universität in der Residenz vor." So gelangten beide im besten Einvernehmen nach Hause.

Als der verbannte Häuptling der Vandalen zwischen Mutter und Schwester in das Wohnzimmer trat, fand

er dort eine hochaufgeschossene junge Dame, die ihr Haupt stolz auf einem vollen Nacken trug und ihr blondes Haar, unbekümmert um die Mode, in langen Locken um den Kopf hängen ließ. Während er sie staunend betrachtete, rief Käthe: „Kennst du sie nicht? Es ist ja Valerie, meine liebste Freundin.“

Kein Zweifel, es war die jüngste Bellerwitzin. Viktor grüßte förmlich, das Fräulein dankte ebenso; er erkannte jetzt in dem Antlitz der Jungfrau die Züge des Kindes, und doch sah sie fremdartig aus. Sie war unleugbar hübsch, die Stimme klangvoll, und wie sie von Käthchen nach der Nebenstube gezogen wurde, und das Gelächter der Mädchen herüberklang, mußte er sich bekennen, daß auch ihr Lachen wohltönend war. Dennoch wunderte ihn der Besuch und er frug die Mutter: „Wie kommt die hierher?“

„Sie ist auf einige Monate zu uns gezogen, um mit Käthchen Unterricht im Klavier zu nehmen, wozu hier gute Gelegenheit geboten ist. Sie ist redlich und hat Charakter.“

Das Letztere war nicht unmöglich, aber Viktor war nicht der Mann, seine Ansichten im Handumdrehen aufzugeben, und das Verhältniß zwischen beiden blieb während seiner ganzen Anwesenheit sehr kühl. Das Fräulein sprach in Viktors Gegenwart wenig und er wandte seine Rede an sie nur dann, wenn die Schicklichkeit es durchaus gebot.

Einst klagte Käthe: „Seit der Kinderzeit bin ich in unserem Stadtwalde nur so weit gekommen, als die

gebahnten Wege führen, ich möchte auch einmal draußen die Haide sehen. Da rieth Viktor, am nächsten Morgen früh aufzubrechen und einen Ausflug in die Wildniß zu unternehmen. Es war ein klarer Herbsttag, als die drei sich aufmachten; im Schießhause genossen sie das Frühstück und zogen von dort mit beflügeltem Schritt in den Wald hinein. Nachdem die Mädchen Waldblumen gesammelt und zartem Naturgefühl Genüge gethan hatten, ergaben auch sie sich der Fröhlichkeit, sie lachten und sangen und Viktor erzählte in übermüthiger Laune drollige Geschichten. So kamen sie aus dem lichten Laubholz in den großen Kieferwald, und an jungen Schlägen vorüber, bis die gebahnten Wege aufhörten. Vor ihnen lag eine weite Haidefläche, auf der sich nur einzelne Stämme erhoben. Der Boden war mit Moos gepolstert und an dem Haidekraut hingen die verblichenen Blüthen.

„Das ist eine wundervolle Wildniß," rief das entzückte Käthchen. „Merkt auf, wir begegnen Zigeunern."

„Nur die Richtung nicht verlieren," mahnte Viktor.

„Wir sind dort herausgekommen, wo die beiden Birken neben einander stehen," sagte Valerie zurückweisend, „ich will den Weg schon finden."

„Du bist ja sehr klug," dachte Viktor.

Wie sie weiter gingen, senkte sich der Boden, zwischen dem Haidekraut wuchsen Gräser, von einem nahen Quell schlängelte sich der dünne Wasserfaden durch die Ebene; der Wald ging allmählich in Wiesengrund über, auf dem eine große Rinderheerde weidete. Käthe blieb

stehen, sah der Heerde zu und bewunderte den tiefen Klang der Glocken und die lustigen Sprünge des Jungviehs. Als ein feindseliges Gebrumm näher kam und Viktor sah, daß der Leitstier der Heerde herantrottete, so suchte er mit den Augen den Hirten, winkte und rief ihn herzu. Dabei hatte er sich einige Schritte von den Mädchen entfernt, der Stier aber, erzürnt über das Eindringen Fremder in seine Waldeinsamkeit, kam brummend und mit gesenkten Hörnern auf die Mädchen zu. Käthe stieß einen hellen Schrei aus und suchte zu entfliehen, da brach Valerie schnell einen Weidenzweig ab und stellte sich schützend vor sie; doch der Wilde, gereizt durch den Widerstand des Feindes, trabte schnaufend näher. Jetzt sprang Viktor herbei, riß den rothen Shawl, den Valerie trug, von ihren Schultern, ballte ihn zusammen und warf ihn seitwärts dem zornigen Thiere entgegen; er selbst stellte sich als erster vor die Mädchen. Der Stier fuhr wüthend auf das rothe Zeug los und bohrte mit den Hörnern hinein. Unterdeß lief mit Geschrei der Hirt heran, schlug und ermahnte den Meister seiner Heerde und trieb ihn endlich wieder den Kühen zu. Viktor holte das gemißhandelte Tuch und gab es an Valerie, welche die zitternde Gespielin in den Armen hielt. „Ich erbitte Ihre Verzeihung,“ bat er, „aber ich wußte im Augenblick nichts Klügeres zu thun.“

„Dem Shawl hat es wenig geschadet,“ entgegnete Valerie ruhig, „und ich glaube, Sie haben uns vor großer Gefahr bewahrt“ — sie drehte das Tuch und

schlug es wieder um den Nacken. — „Sei tapfer, Käthchen," bat Viktor die Schwester; „nimm meinen Arm, wir suchen, nachdem der Feind entwichen ist, als Sieger den Heimweg durch die Birken."

Als Käthe unter den Scherzreden ihrer Begleiter neuen Lebensmuth gewonnen hatte, sagte sie unzufrieden mit sich selbst: „Ich war die Furchtsame, du aber, Valerie, standest wie eine Heldin vor mir."

„Das brauchst du nicht zu loben," antwortete Valerie, „ich bin vom Lande und gewöhnt bei der Heerde vorbeizugehen. Hättest du so oft das Gebrumm des Stieres gehört, würdest du dich auch nicht fürchten. Deinem Bruder aber wollen wir beide danken."

„Wir haben „den Dritten abschlagen" gespielt, versetzte Viktor lachend, „und der Stier war der Geschlagene."

Aber auch dies kleine Abenteuer brachte zu Käthchens Betrübniß keine freundliche Annäherung zwischen dem Bruder und der Freundin zu Wege. „Charakter mag sie haben," sagte Viktor, „und hübsch ist sie ohne Zweifel, aber den steifen Federbusch von gesponnenem Glase trägt sie auch."

Als er am Ende der Ferien zusammenpackte, sah Käthe von ihrem Nähtisch auf, an dem sie noch etwas für seine Ausrüstung zurecht machte, und bat: „Schreibe mir manchmal von dem, was du denkst und arbeitest, du weißt nicht, Viktor, wie lieb mir jede Zeile ist, welche ich von dir erhalte. Nimm dich auch ein wenig meiner Bildung an und rathe mir, was ich lesen und lernen

soll.“ Viktor sah in die feuchten Augen der Flehenden und ihm kam auf einmal zum Bewußtsein, welch einen Schatz von hingebender Liebe er in dem Herzen der Schwester besaß; er zog sie an sich und sie besprachen einen regelmäßigen Briefwechsel.

In der Residenz begann für den Jüngling eine neue Lehrzeit. Einst hatte ihm der Direktor seines Gymnasiums gerathen: „Da Sie mehr begehren als die Abrichtung für ein Brotstudium, so treiben Sie vor Allem die Wissenschaft, welche allein Ihnen Methode geben kann, Philologie ist die einzige sichere Grundlage, gleichviel ob Sie später Jurist, Geschichtschreiber oder Philosoph werden.“ Diesem Rath hatte der Student bisher ein wenig gefolgt, freilich ohne rechten Ernst; jetzt aber setzte er seine ganze Kraft daran. Er erhielt Zutritt zum Seminar und blieb noch fast drei glückliche Jahre auf der Universität. Was er in dieser Zeit der Schwester schrieb, war zumeist ein Widerklang der edlen Stimmungen, welche ihm die Kunst gab, das Theater, die Concerte, die Museen. Fast überwältigend drang der Zauber des vielen Schönen, das er jetzt mühelos genießen konnte, in sein Gemüth. Auch er verfaßte ein Theaterstück und begann ein zweites, schrieb beide sauber ab und sandte sie dem Vater nach Hause, aber zu seinem Glück nirgend andershin.

Die besten Freunde, die er in der Residenz besaß, waren Onkel und Tante Köhler. Unser Herr Einnehmer arbeitete als Geheimrath im Ministerium. Er stand jetzt in hohen Jahren, hatte eben sein Jubiläum

gefeiert, war aber rüstig und lebensfroh wie früher und hatte die gute Laune und Originalität seiner Gedanken in der großen Stadt, welche so gern Krystalle zu runden Kieselsteinen abschleift, nicht verloren. In dem kinderlosen Haushalt wurde Tante Minchen immer noch von dem bewundernden Blick des Gatten verfolgt, der die Elfenkünste zu erforschen suchte, durch welche sie von Morgen bis Abend Behagen um sich verbreitete. Herr Köhler schritt stolzer und ritterlicher einher, wenn er seine Gattin durch die Straßen führte, er kam selten aus seinem Bureau nach Hause, ohne ihr etwas mitzubringen: einen Veilchenstrauß, eine schöne Frucht, ein Werk des Kuchenbäckers. Bei ihnen verkehrte Viktor wie ein Sohn und die Abende, welche er allein mit beiden verlebte, bildeten in ihm vielleicht eben so viel als die akademischen Vorlesungen. Denn Herr Köhler fand bald einen Genuß darin, seine geheimen Gedanken über Regierung und Weltlauf in die Seele seines jungen Freundes zu senken. Was sonst nur in trockenen Scherzreden mit Laune oder Bitterkeit zu Tage kam, das klang bei dem Glase Rheinwein — den er jetzt ausschließlich trank — voll und eindringlich in das Ohr des Jünglings. Von dem Verkehr der Völker, den Bedürfnissen und der Verwaltung des Staates erhielt dieser bessere Kenntniß, als mancher junge Arbeiter des Ministeriums erwirbt.

Endlich schrieb Viktor seine Doktordissertation, sehr gelehrt, über etwas von Aristoteles, was die Gesetze der schönen Kunst anging. Als der junge Doktor die Bogen

im Prachtbande dem Vater übersandte, legte dieser das Buch in den Schoß der Mutter und sagte freudig: „Was der Vater sich ersehnte, wird beim Sohne zur That.“ In besonderem Verschluß hatte der Doktor Alles gesammelt, was ihm von Arbeiten seines Knaben zugänglich wurde, zarte Gedichte und Trinklieder, die Theaterstücke und Arbeiten des Seminars; wenn er allein war, holte er die Blätter zuweilen heraus, sah sie der Reihe nach durch und dabei war ihm zu Muthe, als ob er selbst dies Alles gedacht und erfunden hätte.

Als Käthe dem Bruder von der Aufnahme seiner Dissertation schrieb, kam natürlich auch mancherlei über ihre Freundin zu Tage, und daß Valerie beim letzten Besuche den Vater so lange gebeten hatte, bis er ihr die Hauptsachen der Abhandlung deutlich gemacht. „Die Katharsis des Aristoteles?“ brummte Viktor feindselig, „was will die davon wissen? Verstehen wir's doch selber kaum.“ In einer Nachschrift der Schwester tauchte sogar der lange Häuptling der Thüringer auf, denn Viktor las die Worte: Richard Henner ist jetzt als Referendarius zum Besuch auf dem Schlosse des Kammerherrn; die Narbe, die er dir verdankt, steht ihm übrigens nicht schlecht. „Sie weiß auch den Vornamen,“ dachte Viktor wieder, „Valerie kann ihn ja heiraten“ — und er warf den Brief unwillig auf den Tisch.

Darauf schrieb der junge Doktor in der Residenz sein erstes größeres Buch, wieder gelehrt und ästhetisch über gewisse stille Gesetze, nach denen der Dichter Form und Inhalt seiner Werke erfindet. Als nach einem

Jahre dieses Werk erschien, wurde es von der Kritik wohlwollend aufgenommen, hier und da gerühmt. Auch Herr Köhler war damit zufrieden, schrieb glückwünschend dem Vater und legte einige Recensionen bei; zu Viktor aber sagte er: „Morgen kommst du zum Mittagsessen, junger Lessing, es ist Niemand geladen, die Tante hat dir zu Ehren etwas Gutes in die Küche besorgt.“ Es war ein frohes Mahl, die Herbstsonne schien durch den Krystall der Gläser und malte kleine goldene Bilder an das weiße Tischtuch, auf dem Kuchen in der Mitte war in Zuckerguß der Vers zu lesen: Zum Dank für goldene Worte Empfange, Kind, die Torte.

„Das ist Poesie der Sylphe,“ erklärte Herr Köhler, brachte die Gesundheit Viktors aus und war sehr lustig. Nach dem Essen trat Viktor mit der Tante in die Stube des Hausherrn, wo dieser, ein Buch in der Hand, seine kurze Siesta zu halten pflegte; Minchen sah über dem Sopha auf das Bild des alten Fritz und sagte zum Gaste: „Wenn er sich nur entschließen wollte, den schwarzen Flor abzunehmen. Ich habe den Flor so eng zusammengedreht, als möglich ist; aber es macht doch traurig, wenn man hinsieht.“

„Habe ich ihn nach der Schlacht bei Leipzig nicht abgenommen, so ist jetzt vollends kein Grund dazu,“ antwortete Herr Köhler. „Die Zeit von 1806 kommt noch einmal wieder, mein Sohn, wir sind auf dem besten Wege. Damals lärmten die Waffen der Franzosen vor dem Bilde des alten Königs, jetzt thun es moderne französische Gedanken, gute und schlimme, mit denen wir

in unserer feigen Schwäche nicht fertig werden. Der Trauerflor wird an dem Tage abgenommen, an welchem bei uns die große Knechtung und Fälschung der öffentlichen Meinung aufhört, das will sagen die Censur. Erst wenn das gedruckte Wort frei wird, kann unser Volk zu einem gesunden Gedeihen kommen. Das Bild ist übrigens einmal für dich bestimmt, Viktor, ich habe es der Tante schon gesagt.“ Er ging zu seinem Bücherschrank und holte einen Band heraus: „Komm du hervor, alter Freund,“ sagte er und wies seinem Gaste den beschädigten Einband. „Ihn hat einst Napoleon ärgerlich in den Schnee geworfen. Jetzt geht, ihr Lieben, damit ich mich behaglich ausstrecke; in einer halben Stunde bin ich bei euch.“

Die halbe Stunde verging. Da er nicht kam, trat Tante Minchen bei ihm ein, Viktor vernahm einen Schrei und eilte nach. Die Tante kniete auf dem Fußboden, über den Gatten gebeugt — Herr Köhler war entschlafen und erwachte nicht wieder. Ohne Krankheit, im vollen Genuß des häuslichen Glückes war er geschieden und Katzenberger's Badereise war heruntergefallen und lag neben ihm auf dem Fußboden.

3.

Königin und Landmädchen.

Viktor stand der Tante in den ersten Wochen des Schmerzes treu zur Seite, dann reiste er nach der Heimat, die er einige Jahre nicht besucht hatte. Er fuhr nicht mehr mit der Post, sondern auf der neugebauten Eisenbahn. Die Pfeife gellte, der Vater begrüßte den Sohn auf einem Perron. Auch in der Stadt war Alles verwandelt: eine neue große Straße zum Bahnhof war angelegt, ein mächtiges Gebäude, die neue Realschule erhob sich zwischen den Rüststangen. Der Rathsthurm hatte eine gothische Spitze und über die Vorstädte ragten mehre Dampfschornsteine. In der Stadt fand er neugebaute Häuser und neue Menschen, Viele, die er als Kinder gekannt, grüßten ihn als Erwachsene. Die alten Häuser kamen ihm klein vor und die Gassen enge. Dort zur Seite stand das Haus des Fleischers, ein großer Mann trat in die Thür mit faltigem Gesicht; es war nicht der alte gute Riese, der den Knaben Viktor gern hereingerufen hatte, der war längst tot — es war sein Sohn und auch dieser war

alt geworden. Das Haus des Schusters Schilling zeigte sich mächtig verändert, ein großes Ladenfenster war ausgebrochen und darin standen, keineswegs eingemauert, sondern heranlockend hinter Glasscheiben viele große und kleine Stiefeln: „Der verstorbene alte Meister arbeitete besser als sein Sohn," sagte der Doktor, „dafür ist der Sohn ein eifriger Politiker und Anführer der Unzufriedenen." Ein Bursche lief mit bedrucktem Papier die Häuser entlang. „Er trägt das Tageblatt aus, wir haben jetzt eine Druckerei und eine Zeitung, die unserem Bürgermeister viel Kummer verursacht, denn sie will Alles besser haben, als es seither war." Vom Markte kam Hans, der Rathsdiener heran, schwenkte schon von weitem sein spanisches Rohr und begrüßte den Ankömmling in heller Freude. Aber Hansens Schnurrbart war weiß geworden. Und wie Viktor sich zum Vater wandte, um ihm dies zu sagen, fiel ihm plötzlich auf, daß auch sein lieber Vater gealtert war, das Haar ergraut, das Antlitz gefurcht, und ihn überkam eine so heftige Bewegung, daß er kaum auf eine Frage des Doktors antworten konnte. Nur die Mutter, da sie ihn aus ihren Armen entließ, sah gerade so aus wie sonst, und sein Käthchen fand er als blühende Jungfrau wieder. Nachdem die erste Bewegung vorüber war und er den Eltern gestand: „Ich bin doch nur wenige Jahre entfernt gewesen, aber mir kommt Alles verwandelt vor" — da entgegnete der Vater: „Du selbst siehst anders als früher, und hier hat sich vieles in wenigen Jahren geändert. Unsere Stadt ist jetzt

durch Eisenbande dem Weltverkehr angeschlossen, fast jede Stunde fliegt Neues heran, mit der Einsamkeit schwindet auch das kleinstädtische Wesen; die gute alte Stadt fühlt zu ihrem Heil und zu ihrem Schaden jeden Pulsschlag unseres großen Staates und jede Bewegung fremder Nationen."

In ruhigerem Gespräch wurden die Nachrichten über Bekannte ausgetauscht. „Pathe Bärbel ist recht stark geworden," erzählte die Mutter, „und denke dir, mein Liesel hat in naher Aussicht, Urgroßmutter zu werden; ihre Enkelin hat bereits einen Freier."

„Wie geht's der Familie mit der großen Kutsche?" frug endlich Viktor die Schwester.

„Gut!" antwortete diese heiter. „Der Kammerherr ist kränklich und geht gebückt, die beiden ältesten Töchter sind verheiratet und meine Freundin Valerie kommt zum Jahrmarkt herein."

„Sie wird zuletzt ihren Vetter Henner heiraten," sagte Viktor trotzig.

„Woher weißt du das?" fuhr Käthe auf.

„Ich denke mir's nur," versetzte der Bruder. „Warum sollen die Häuser Bellerwitz und Ingersleben sich nicht mit einander verbinden?"

Käthchen schüttelte den Kopf und sagte mit einem Anflug von Schelmerei: „Ich glaube, dies Mal hat mein kluger Bruder sich geirrt."

„Der junge Henner hat an dem alten Erdwall in der Heimat deiner Mutter nach heidnischen Alterthümern graben lassen," erzählte der Vater, „er nimmt ein ernstes

Interesse an diesen Ueberresten und hat einen großen Sammeltrieb. Ich zeigte ihm alte Steinwaffen, die mir eure Mutter geschenkt hat, er erklärte einige davon für schöne und seltene Stücke, und meinte, die sogenannte Schwedenschanze sei eine Opferstätte der Vandalen gewesen, die auch unter den Slaven noch mit Scheu betrachtet wurde, und deshalb sei dort später das christliche Heiligthum errichtet worden. Mir hat das ruhige und sichere Wesen des jungen Mannes recht wohl gefallen."

„Mit den lebenden Vandalen hat er sich herumgehauen," grollte Viktor. „Es muß etwas abgelebt und schattenhaft sein um ihm zu gefallen." Er bemerkte, daß die Mutter nach diesem strengen Urtheil zu Käthchen hinübersah und daß dieses erröthete.

Zum Jahrmarkt kam Valerie und allerdings, trotz berechtigter Kritik, mußte Viktor sich selbst gestehen, daß sie schön war, daß sie sichere Haltung hatte, und zuletzt auch, daß ihr Anmuth nicht fehlte. Wie sie hereintrat, die Eltern und ihre Käthe begrüßte, und wie sie sich dann zu ihm wandte — vielleicht mit einem zarten Erröthen, sicher mit Freude und Herzlichkeit, vermochte auch er gegen die Vertraute der Schwester seine förmliche Kälte nicht zu bewahren. Die Mädchen besorgten ihre Einkäufe und setzten sich endlich mit Viktor auf die Bank, welche als ein Ueberrest alten Stadtbrauches vor dem Hause stand. Während sie von dort die Trachten der Marktbesucher musterten und sich über die Verkäufer des Kleinkrams belustigten, welche uner-

mündlich die vorübergehenden Landleute durch verbindliche Worte anzulocken suchten, schritt Hans vorüber, feuriger als sonst durch die Genüsse und Geschäfte des Markttages; er trieb ein gebundenes Bäuerlein vor sich her und da dieses ungern vorausging, so pufſte und stieß er es mit seinem Rohr. Valerie stand auf. „Wie darf sich der Diener unterstehen, den Gebundenen zu schlagen?“ frug sie empört.

„Was hat der Mann gethan?“ rief Viktor der Polizei zu.

„Gemaust!“ antwortete Hans hinüber.

„Fragen Sie, was der Arme gestohlen hat,“ bat die gekränkte Valerie.

„Wurst!“ entgegnete Hans im Amtseifer. „Bei der Arretirung hat er um sich geschlagen und war nicht zu bändigen, bis er geschnürt wurde.“

„Wegen gewöhnlicher Eßwaaren einen Menschen so behandeln, ist nicht recht,“ fuhr Valerie hartnäckig fort. „Wie darf man sich wundern, daß die armen Hungrigen bitteren Haß haben gegen Alle, welche in glücklicherer Lage sind.“

„Wenn er Hunger hatte, konnte er den Verkäufer bitten,“ sagte Käthchen.

„Dann hätte er auch nichts erhalten,“ erwiederte Valerie.

Bist du so? dachte Viktor, Eugen Sue bei Bellerwitz? und er frug sie nicht ohne Bosheit nach dem Dichter, den sie am meisten begünstige. Aber diese Frage hatte auf beide junge Damen eine ähnliche Wir-

kung, als wenn man bei zwei Champagnerflaschen Draht und Schnur zerschneidet. „Boz" klang zugleich aus Beider Munde, und die Worte strömten ohne Ende heraus: Lob und Freude, Lachen und Rührung. Da nun Viktor denselben Dichter in hoher Ehre hielt, so betheiligte er sich tapfer bei dem Erguß und die drei vergaßen den Lärm des Marktes und fanden in ihrer Begeisterung kein Ende, bis die Sonne völlig unterging und unser alter Freund, der Mond, die Bank mit seinen sanften Strahlen beschien, die aber in der Kreisstadt weniger geschätzt wurden, als vormals auf dem Lande. Dennoch hatte dieser Abend Folgen. Denn Viktor behandelte seitdem das Fräulein mit einer Herzlichkeit, welche Käthchen beglückte.

Nur wenige Wochen weilte er im Elternhause; ihn beschäftigte schon wieder eine Arbeit, zu welcher er eine große Bibliothek nicht entbehren konnte. Er besprach mit dem Vater, daß er nach Beendigung dieses Werkes eine Lehrerthätigkeit an der Universität oder an einer anderen größeren Anstalt suchen wollte.

Durch dies zweite Buch begründete Viktor seinen Ruf als Kunstschriftsteller. Es war dicker als das erste, aber es war leichter zu verstehen; die Kritik rühmte das Neue und Geistvolle, und der Buchhändler rühmte, daß auch die Leser das Werk begehrten. In den Kreisen der Residenz, welche Literatur und Kunst zum Thee genossen, wurde Viktor ein gesuchter Mann, und im Ministerium war bereits davon die Rede, ihn zur Uebernahme einer Professur einzuladen.

Viktor hatte das Weihnachtsfest bei Freunden in der Nähe der Residenz verlebt. Als er nach seiner Rückkehr in einer besuchten Konditorei von dem Zeitungsblatt aufsah, fand er am nächsten Tisch zwei Damen, von denen die jüngere die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zog. Sie war elegant, aber einfach gekleidet und hatte in Haltung und Bewegung die Sicherheit einer Frau, welche gewöhnt ist sich unter den Augen Vieler zu behaupten. Ihr Gesicht war von ihm abgewandt, während sie zu ihrer Begleiterin sprach, doch die halblauten Worte kamen so rein und deutlich aus klangvollem Organe, daß Viktor sogleich merkte, sie müsse von der dramatischen Kunst sein, wahrscheinlich die berühmte Schauspielerin, deren Gastrollen seit einer Woche in den Familien, in welchen er verkehrte, und von den Zeitungen eifrig besprochen wurden. Die Fremde neigte sich nach seiner Seite und er fiel ihr in die Augen; beide sahen einander forschend an und standen gleichzeitig auf. „Tina!“ rief er erstaunt und eilte auf sie zu.

„Ich bin es, Vik,“ entgegnete sie freudig und sie schüttelten einander treuherzig die Hände.

„Gerade las ich von Ihnen,“ sagte Viktor. „Sie haben einen andern Namen als damals in meiner Heimat.“

„Ich führe jetzt meinen wirklichen Namen,“ erklärte Tina. „Mein Vater war ein Schauspieler von Ruf, er starb bald nach meiner Geburt; mein Stiefvater, brachte mich auf die Bühne.“

„Darum habe ich vergebens so oft in den Theaterzeitungen nach Ihnen gesucht und stehe jetzt vor Ihnen wie Jemand, dem ein verlorenes Gut wiedergegeben wird, über alle Erwartung glänzender, als es vormals war.“

„Gut!“ sagte Tina, erfreut über die unverhohlene Bewunderung. „Du bist artig geblieben, Vik, und ich denke, auch ebenso redlich. Komm fort, die Fremden brauchen meine Freude nicht zu sehen. Begleite uns zu einem Wagen, ich soll den Winter über auf Gastspiel hier bleiben und habe Besuche vor. Sobald du Zeit hast, komm zu mir.“

Wie Viktor in ihre Wohnung kam und die Portière von einem artigen Kammermädchen zurückgeschlagen wurde, sprang Tina aus dem Sessel, eilte ihm entgegen, faßte ihn mit beiden Händen am Kopf und küßte ihn recht herzlich. „Mich freut's, Kamerad, daß ich dich wieder habe,“ sagte sie vergnügt; „hier ist dein Halsband“ — sie wies auf ihren Hals — „ich habe es sogleich aus meinem Kram herausgesucht, um dir zu beweisen, daß ich unsere Kinderfreundschaft in Ehren halte. Du bist groß und hübsch geworden, das habe ich mir immer gedacht. Komm, setze dich zu mir und erzähle vor Allem von deinen lieben Eltern. Du rauchst doch?“

„In deiner Stube ungern,“ versetzte Viktor.

„Bah!“ rief Tina und klingelte; die Kerze und ein Kistchen Cigarren wurden gebracht. „Ich bin für Niemand zu Hause,“ gebot sie dem Mädchen. Viktor erzählte und antwortete auf ihre eifrigen Fragen.

Es klopfte leise, die Jungfer wand sich durch die Portière. „Fürst Alfons ist draußen," sagte sie halblaut.

„Ich bin nicht zu sprechen," antwortete Tina ungeduldig.

„Was soll ich ihm sagen?" frug das Mädchen.

„Ein Schriftsteller ist bei mir."

„Er hat die Cigarre gerochen," sagte die kecke Wienerin beim Hinausgehen, „ich sah es ihm an." Tina lachte. „Wer ist der Herr, den du aussperrst?" frug Viktor.

„Ein Anbeter," erwiederte Tina mit guter Laune, „eine Wiener Bekanntschaft; jetzt ist er hier, und wie er versichert, meinetwegen. Uebrigens ist er ein gutherziger Mann, welcher mir wirkliche Freundlichkeit erwiesen hat. Wundere dich nicht, daß ihm die Cigarre auffiel, denn seinesgleichen darf hier nicht rauchen. — Ach, Vik, wie glücklich warst du dein Lebelang. Mir ist es nicht so leicht geworden. Zuerst starb der Stiefvater; du hast ihn wenig gekannt, aber er hat brav an mir gehandelt und hätte ein besseres Loos verdient. Die Mutter zog mit mir bei den Theatern umher und erlebte noch, daß ihre Tochter Beifall fand; in Wien habe ich sie auf dem Friedhof bestattet, seitdem muß ich mich allein durch die Welt schlagen. Du ahnst nicht, was dies „allein" für eine Schauspielerin bedeutet, ohne Mutter, ohne Verwandte, ohne Freunde an fremdem Orte sich behaupten, preisgegeben dem Urtheil jedes Narren, schutzlos gegen Verläumdung, Unbill, tötliche Kränkungen, täglich umlagert von Begehrlichen, Beifall und Ruf oft ab-

hängig von dem guten Willen eigennütziger und gemeiner Menschen.“ Sie war aufgesprungen und ihre Augen funkelten. Als sie aber die ernste Theilnahme ihres Gastes bemerkte, brach sie ab: „Nimm's nicht tragisch, Viktor, ich wollte nicht klagen und thäte zuletzt Unrecht daran, denn ich habe auch gute Freunde gefunden. Und die treuesten unter den alten Komödianten. Willst du die kleine Tina wieder besuchen, so sollst du einen von unseren wackeren Alten bei mir finden.“ Sie nannte den Namen eines Regisseurs.

„Ich kenne ihn wohl,“ versetzte Viktor, „wir haben zuweilen bis in die Nacht bei einander gesessen. Denn du mußt wissen, daß ich mich um das Theater kümmere, weil es auch zu meinem Berufe gehört.“

„Du bist doch nicht Recensent?“ frug Tina besorgt.

„Nicht von denen, welche über dich schreiben,“ antwortete Viktor.

Als er von ihr schied, war ihm just so zu Muthe wie damals, wo er ihr den Apfel schenkte. Das schwesterliche Zutrauen, mit welchem die berühmte Künstlerin, die zugleich ein schönes Weib war, ihn behandelte, ja auch die freie studentische Weise des Verkehrs waren überaus wohlthuend. Mit Ungeduld erwartete er den Abend ihres nächsten Auftretens. Am Morgen erhielt er einen Brief mit einem Theaterbillet: Lieber Vik, schrieb sie mit schlechter Handschrift, wenn du kannst, setze dich auf diesen Platz, es ist mir beim Spielen lieb, zu wissen, wo du mich siehst. Bist du nach der Vorstellung frei, so komme zu mir, wir wollen plaudern.

Das erste Stück, welches Viktor als Knabe gesehen, Käthchen von Heilbronn, wurde gegeben und es erschien ihm wie ein Verhängniß, daß dieselbe Poesie die erneuerte Bekanntschaft verklären sollte. Er selbst war kein unerfahrener Beurtheiler, und nicht durch Kunststücke und einzelne glänzende Momente des Schauspielers zu bestechen. Während der ganzen Darstellung mühte er sich redlich das Urtheil über die Leistung nicht durch die Freundschaft für die Künstlerin beeinflussen zu lassen, doch er verließ das Haus mit beflügeltem Schritt in dem erhebenden Gefühl, daß er etwas Seltenes genossen hatte, sichere Herrschaft über die Kunstmittel; aber was ihn bezauberte, war das Innige, Einfache ihres Spiels, überall echte und eigene Schöpfung. Sie ist eine große Künstlerin, sagte er sich froh.

Als er bei ihr eintrat, fand er sie in ihrem Schlafröckchen neben dem alten Regisseur. Sie stand auf und betrachtete ihn fragend, fast ängstlich; er bot ihr die Hand und dankte ihr von Herzen. Da wurde sie übermüthig wie ein Kätzchen, wirthschaftete um den Theekessel, holte die Cigarren und begann: „Liebe Leute, jetzt verwendet fünf Minuten auf mich und lobt mich, so sehr ihr könnt, denn ich bin noch warm von der Arbeit, und seid ihr beide zufrieden, so ist mir an dem Urtheil der andern Menschen hier wenig gelegen."

Was sie begehrte, thaten die beiden mit klugen Worten. Als dabei schnell die Hauptmomente der Rolle durchgegangen wurden, gab sie an, daß sie an einigen

Stellen unsicher gewesen sei, ob sie dieselben so oder so fassen solle. Dies erörterten wieder die Herren mit einander und waren nicht überall derselben Meinung, sie jedoch spielte von ihrem Sitz sogleich mit leichtem Anschlage Jedem seine Auffassung nach in so schnellem Verständniß und so aus dem Vollen, daß man erkannte, sie hätte eben so leicht nach den Wünschen des Anderen gestalten können.

„Wir vermögen Ihnen nichts beizubringen," sagte der alte Schauspieler, „und Sie haben zuletzt gegen uns das beste Recht, denn alles Einzelne ist bei Ihnen wie selbstverständlich aus starker und genauer Empfindung des gesammten Charakters hervorgegangen. Das ist Genie."

„Nein, mein hoher Herr," sagte sie, „ich muß mir's auch überlegen und manche Rollen oft durchlesen, bis der Augenblick kommt, wo ich's habe; Manches wird mir schwer, und Anderes kann ich gar nicht leiden, zum Beispiel nicht die magere Donna Diana mit ihren vielen Roben."

So flog das Gespräch auf andere Stücke. Der Regisseur erzählte aus seiner reichen Erfahrung von der Art und Weise, wie verschiedene berühmte Künstler sich mit ihren Aufgaben zurecht fanden; auch Tina verstand allerlei Lustiges über frühere Kollegen zu berichten, und Viktor vernahm mit Befriedigung, wie gutherzig und anerkennend sie von Anderen sprach. Die Zeit verrann drei frohen Menschen, ohne daß sie es merkten. Als die kleine Uhr zwölf schlug, sprang Tina auf. „Jetzt

fort, ihr lieben Herren, Käthchen von Heilbronn, kaiserliche Prinzessin von Schwaben wird zu Bett gebracht. Gehen Sie voraus, Papa, und warten Sie draußen, ich will meinem Kameraden schnell noch etwas sagen." Sie hob sich zu Viktors Ohr und raunte ihm glücklich zu: „Du bist ein grundgescheiter Junge und ich habe meine Freude an dir."

„Gute Nacht!" sagte Viktor und wollte sie küssen, sie aber trat zurück und sprach ernsthaft: „Nein, Vik, das thue niemals." Doch gleich darauf schüttelte sie ihm wieder die Hand: „Gute Nacht, du lieber Kerl!"

Seit diesem Abende kam es Viktor vor, als ob eine der Musen ihn aus dem Gewühl des Marktes in die reine Luft ihres Göttersitzes entrückt und seine Schläfe mit ihrem unverwelklichen Kranze geschmückt habe. Erst jetzt empfand er die hinreißende Schönheit der Kunst, sie beflügelte ihm die Gedanken und adelte sein Gefühl, und er schritt, die unsichtbaren Blüthen um das Haupt in stillem Glück bei anderen Menschen vorüber. Ueberall erhob sich ungeduldige Forderung, und in der Menge arbeitete ein wildes Begehren, der Bau des Staates, der seit den Freiheitskriegen neu gezimmert war, krachte in allen Fugen; Jedermann klagte und grollte, daß es so nicht fortgehen könne, und der Zwist zwischen Regierung und Volk wurde mit jeder Woche bedrohlicher. Sonst hätte er mit Leidenschaft an dem Streite Theil genommen, jetzt war er ihm fast gleichgültig. Was ihm so übermächtig Gedanken und Phantasie in Anspruch nahm, das war in der That die edle

Freude am Genuß des Schönen und das Bestreben, die geheimsten Gesetze des Schaffens aus der schöpferischen Arbeit einer Künstlerin zu errathen. Er war durchaus nicht, was Tina einen Anbeter nannte; zwischen ihm und ihr bildete sich ein reines, sonniges Verhältniß wie zwischen zwei Geschwistern, oft empfand er freilich, wie schön sie war und wie hinreißend der Zauber ihrer Anmuth, aber auch in vertrauten Stunden, wo er allein neben ihr saß, war es, wie er sich verständig selbst sagte, nicht das Weib, sondern die Künstlerin, welcher er huldigte. Wenn er eines ihrer Stücke für sich durchgearbeitet hatte, dann bat er sie wohl, ihm ihre Auffassung an den Hauptscenen deutlich zu machen. Gelehrt sprechen konnte sie nicht über das, was sie ausdrücken wollte, doch sie spielte auf der Stelle vor mit so richtiger Andeutung durch Worte und Geberde, daß er ein Bild ihres ganzen Kunstwerkes erhielt. Sie vertraute ihm Alles an ohne jede Eitelkeit, sie wies selbst auf die Schwächen ihrer Begabung hin und gestand ihm, wo sie dieselben durch ihre Kunstmittel so gut als möglich verdeckt hatte, auch wo ihr Etwas im Innern gar nicht aufgegangen war und sie sich mit einer dramatischen Phrase aus der Verlegenheit geholfen hatte. Bei solchen Stellen konnte er in der Regel ihrem Verständniß helfen, dann lauschte sie andächtig auf seine Erklärung und er beobachtete mit Entzücken, wie in ihrer Seele die innere Arbeit begann, bis sie aufsprang und glückselig rief: „Vik, ich hab's." Dann spielte sie ihm die Stelle vor.

Auch die Gesellschaft, welche sich des Abends bei ihr zusammenfand, stimmte zu dem idealen Glück, welches Viktor in ihrer Nähe genoß; außer dem alten Regisseur kamen noch einige Herren und Damen von der Bühne, ein lebensfrohes Völkchen, leicht angeregt und immer geneigt, sich mitzutheilen. Männer und Frauen sprachen zuweilen in burschikoser Weise mit einander, dem letzten Ueberrest alter Theatersitte, aber dahinter merkte man dennoch eine ehrliche Achtung.

In den Morgenstunden fand er bei seiner Freundin auch andere Besucher: begeisterte Theaterfreunde, die den Schweif jeder berühmten Künstlerin bildeten, und weniger harmlose Gäste aus den Kreisen einer vornehmen und verdorbenen Jugend, welche das schöne Weib suchten. Unter den letzteren war ein Gardelieutenant, als roher Wüstling in der Stadt besonders übel beläumdet. Tina saß an ihrem kleinen Schreibtisch und Viktor bezeichnete in einer neuen Rolle eine Stelle, über die der Regisseur zu befragen war, als der Baron eintrat. Der neue Gast warf sich nachlässig in die Dormeuse, streckte seine langen Beine über den Rand und begann in dem schnarrenden Tone, der damals unter der eleganten Jugend der Residenz Mode war, das Spiel der Künstlerin in ihrer letzten Rolle zu loben, in der wegwerfenden und gemeinen Weise, die für eine Belobte kränkender ist als eine Beleidigung und er schloß: „Taille und Büste famos, und der Chic unglaublich. Es ist immer Raçe in Ihrem Spiel. Auf Ehre, schöne Tina, ich war ganz weg!“

Viktor, empört durch die Rohheit, sagte über die

Achsel: „Sie hätten Niemandem ein Leid zugefügt, wenn Sie auch heut weggeblieben wären. Da Sie aber einmal hier sind, so nehmen Sie wenigstens die Beine vom Sopha.“

Der Baron streckte sich länger aus und frug zu Tina gewandt: „Wer ist der Laffe?“

„Er wird Ihnen seine Adresse zugehen lassen,“ antwortete Viktor in seinem alten Vandalentrotz, „aber er wird vorher das Fräulein bitten, Sie in diesem Zimmer allein zu lassen, wenn Sie sich nicht anständig hinsetzen.“

Der Baron erhob sich mit einem Fluche und packte den Griff seines Säbels, Tina warf sich erschrocken zwischen die Streitenden. Da ging die Portière auseinander und der Fürst trat herein, ein Veilchenbouquet in der Hand. Er war ein wohlhäbiger Herr, etwa zehn Jahr älter als Viktor, mit einem breiten Gesicht von verständigem Ausdruck, ruhig und lässig in allen Bewegungen. Mit einem Blick übersah er die Sachlage, wandte sich an Tina und überreichte sich verneigend den Strauß, indem er mit behaglichem Anklange an die östreichische Mundart sagte: „Es sind die ersten Blumen dieses Frühlings, mein gnädiges Fräulein. Die Natur begrüßt uns Menschen in diesem Jahre friedlicher als die Menschen einander.“ Er wandte sich an den Lieutenant: „Ich bin erfreut, Sie einmal hier zu sehen, Herr Baron, gestern habe ich im Klub vergebens nach Ihnen gesucht; ich wollte mir die Ehre geben Sie für heut zu einem Bärenschinken einzuladen, der aus Ungarn angekommen ist.“ Und sich wieder vor Tina neigend fuhr

er fort: „Das gnädige Fräulein wird verzeihen, wenn ich es hier thue. — Wollen Sie die Güte haben, mich Herrn Professor König vorzustellen.“ Und da Tina dies gethan, begrüßte er diesen mit der gleichen Gemächlichkeit: „Ich bin Ihnen im Theater begegnet und habe schon oft die Gelegenheit herbeigewünscht, für gute Belehrung zu danken, welche durch Sie nicht mir allein, sondern auch Anderen zu Theil geworden ist“ — ein schneller Blick streifte die Künstlerin. Tina setzte sich, der Fürst desgleichen und die beiden Gegner konnten es unter dem Zwange seiner unzerstörbaren Artigkeit nicht vermeiden ebenfalls zu sitzen, der Baron jetzt in anständiger Verwendung seiner Beine. Und Viktor sah mit Vergnügen, daß der ungezogene Lieutenant in die bescheidene Rolle herabgedrückt war, welche der Schakal in der Nähe des Löwen spielt; er schnarrte weniger und krümelte einige Brosamen in die Unterhaltung, bis er sich endlich empfahl, in guter Haltung von dem Fürsten, nachlässig von der Künstlerin und von Viktor gar nicht. Bald darauf brach auch der Fürst auf und der Professor hörte, daß Tina dem Herrn halblaut sagte: „Sie kamen zu rechter Zeit, um eine häßliche Scene zu beendigen.“ Der Fürst antwortete artig: „Sie müssen Nachsicht mit uns Männern haben, wir sind nicht immer im Stande, unseren dramatischen Eifer an der rechten Stelle zu bändigen.“ Als Viktor den Hut ergriff, hielt Tina ihm die Hand hin: „O Viktor, was hast du angerichtet!“ Der Fürst erwartete ihn im Vorzimmer und bat in seinem Wagen

Platz zu nehmen und zu befehlen, wohin er fahren wolle. Im Wagen sagte er: „Darf ich Sie bitten mir anzuvertrauen, was jene Scene mit dem Baron veranlaßt hatte.“ Viktor berichtete den Vorgang. „Man ist hier zuweilen plump,“ sagte der Fürst. „Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich mir eine zweite Frage gestatte: Welche Folgen kann nach Ihrer Ansicht diese Begegnung haben?“

„Vor Allem doch eine Forderung von meiner Seite,“ antwortete Viktor.

Der Fürst nickte. „In diesem Fall würde ich mich geehrt fühlen, wenn Sie mich zu Ihrem Sekundanten annehmen wollten.“ Viktor sah ihn dankbar an.

„Da ich aber auch verhindern möchte, daß der Baron eine wehrlose Künstlerin zum Gegenstande seines Grolles macht, so bitte ich Sie mir erst morgen früh die Mittheilungen zu gönnen, deren ich als Ihr Sekundant bedarf. Heut wünsche ich mit Ihrem Gegner in dem Charakter eines Wirthes zu verhandeln.“

Am nächsten Morgen fuhr der Fürst in früher Stunde bei Viktor vor. „Ich hatte noch Gelegenheit,“ begann er, „mit Ihrem Gegner einige Ansichten über den gestrigen Zusammenstoß auszutauschen. Ich nehme an, daß er nicht abgeneigt ist seinerseits Ihnen durch mich sein Bedauern über das hingeworfene Schmähwort auszusprechen, wenn Sie sich herablassen könnten, auch Ihrerseits ein Bedauern über nachdrückliche Worte, die Sie ihm gewidmet haben, vor einem seiner Freunde zu erklären.“

„Wie vermag ich das?“ entgegnete Viktor. „Ich müßte ihm das nächste Mal, wo er in ähnlicher Weise guter Sitte ermangelt, dasselbe sagen.“

„Er wird sich vielleicht in Ihrer Gegenwart fortan mehr in Acht nehmen.“

„Er hat durch sein Benehmen nicht mich gekränkt, Durchlaucht, sondern eine Dame,“ sagte Viktor.

„An der wir beide Antheil nehmen,“ setzte der Fürst verbindlich hinzu. „Sie bestehen also darauf ihn zu fordern?“

„Nach meiner Empfindung ist das gar nicht zu umgehen. Da Eure Durchlaucht aber mir bei diesem Handel so wohlwollenden Antheil zugewandt haben, erlaube ich mir die Frage, was Sie selbst in meiner Lage thun würden?“

„Fordern,“ versetzte der Fürst gemüthlich. „Wenn Sie es nicht thäten, würde ich es selbst thun. Und die Waffen?“

„Da er im Begriff war den Säbel gegen einen Waffenlosen zu ziehen, so wünsche ich ihm mit seiner eigenen Waffe zu dienen. Doch ist mir die Kugel auch recht, ich nehme an, diese wird für meinen Sekundanten bequemer sein.“

„Ich war Rittmeister bei den Husaren,“ versetzte der Fürst. „Und die Zeit?“

„Da ich ein freier Mann bin und er im Dienst, so bitte ich Sie ihm dies zu überlassen.“

„Gut!“ erwiederte der Fürst, „ich hoffe, Ihnen in einigen Stunden Bescheid zu sagen.“ Er besah noch

das Bild einer Madonna, welches an der Wand hing, ließ sich von Viktor ein neues Sammelwerk zeigen, Stiche nach italienischen Gemälden, und schritt mit seiner angenehmen Ruhe die Treppe hinab.

Im Laufe des Tages erhielt Viktor ein französisches Billet des Fürsten: Säbel angenommen, ich sorge für Alles und hole Sie morgen früh sieben Uhr ab.

Nun hatte Viktor nicht ohne Grund Säbel vorgeschlagen; schon als Knabe hatte er den Husarensäbel des Vaters mit Bewunderung betrachtet, als Vandale oft mit der schweren Waffe geschlagen und auch in den letzten Jahren beim Fechtmeister der Universität mit einigen Bekannten geübt. Er hatte bisweilen die Ahnung gehabt, daß er diese Kunst noch im Ernst brauchen werde. Jetzt empfand er einen so heftigen Widerwillen gegen den ungezogenen Junker, daß die Sorge für das eigene Leibeswohl davor gar nicht aufkommen wollte, und er fuhr am anderen Morgen mit dem Fürsten zur Stätte des Kampfes, gesammelt und entschlossen, sein Bestes gegen den Anderen zu thun.

Sein Gegner erwies sich weit ungefährlicher, als anzunehmen war; in der Sorge, Kopf und Gesicht zu schützen, schlug er viel zu wenig und erhielt nach einigen Augenblicken einen wuchtigen, gut gemessenen Hieb in die Schulter, der ihn kampfunfähig machte. Mit kaltem Gruß trennten sich die Parteien, die Kameraden des Lieutenants konnten die Unzufriedenheit über den Erfolg des Civilisten nicht verbergen. Als Viktor auf dem Rückwege dem Fürsten dankte, sagte dieser: „Wir Alle

haben Ursache zu sorgen, daß der Handel geheim bleibt. Ich wünsche es auch um des Fräuleins willen, welches die unschuldige Veranlassung geworden ist."

Erst viel später erfuhr Viktor, daß er dem Fürsten in dieser Affaire zu besonderem Dank verpflichtet war, denn dieser hatte, als er die Forderung überbrachte, gegen einen ausschließenden Standeshochmuth kämpfen müssen, den er erst durch die Andeutung niederschlug, daß er den Streit auf sich zu nehmen gezwungen sei, wenn dem Herrn, den er vertrete, die geforderte Genugthuung verweigert werde.

Viktor war der Ansicht, daß der Fürst ihm wirkliche Freundlichkeit bewiesen habe, und erwartete deshalb fortan eine gewisse persönliche Annäherung. Zu seinem Verwundern war das nicht der Fall, der Oestreicher behielt ihm gegenüber eine gleichmäßige artige Kühle und sie sahen einander selten.

Von dem Duell verlautete in der Stadt wenig, die Herren vom Klub hatten keinen Grund zu besonderer Befriedigung und die allgemeine Aufmerksamkeit war auf Anderes gerichtet. Der Schauspielerin verhehlte Viktor die Wahrheit und sagte ihr auf unruhige Fragen nur: „Die Sache ist mit Hilfe des Fürsten ausgeglichen."

Aber für Viktor selbst blieb der Streit nicht ohne Folgen. Es machte ihm in der Stille Freude, daß er etwas für seine Freundin gewagt hatte, und er war seitdem geneigt sie zu betrachten, als ob sie ihm angehöre. Er fing an sich mehr um ihr Tagesleben zu

kümmern, frug sie zuweilen nach ihrem Verkehr und den Besuchen, die sie annahm; und da Manche ihr huldigten, die ihm mißfielen, verhehlte er seine Mißbilligung nicht. Tina sah ihn bei solcher Kritik mit großen Augen an und, wie ihm vorkam, mit geheimer Sorge, doch antwortete sie demüthig und versuchte wohl auch, sich nach seinem Wunsche zu richten.

Sie hatte ihn gebeten eine neue Rolle mit ihr durchzugehen, er hielt das Buch, soufflirte und las in ihren Scenen die Rollen der Gegenspieler; sie spielte ihre Partie vor. Dabei geriethen beide in Künstlereifer, auch er recitirte lebendiger und nahm die Stellungen, welche der Moment verlangte. Als nun eine Scene von starker dramatischer Bewegung kam, eine Erklärung zwischen zwei Liebenden, welche nach dem Hin- und Herwogen der Leidenschaft einander in die Arme fliegen, da sprang Tina im Charakter ihrer Rolle und in der Begeisterung des Spieles auf ihn zu und warf sich ihm an die Brust; das Tuch war ihr von den Schultern geglitten, er hielt das schöne Weib und fühlte das Wogen warmer Empfindung an seinem Herzen. Da schloß er sie fester an sich und drückte ihr heiße Küsse auf Hals und Schulter. Sie lag eine Weile hingebend in seinen Armen, dann richtete sie sich langsam auf und in ihrem Antlitz zuckte eine Bewegung anderer Art, Trauer und Angst. Sie setzte sich kleinmüthig in den Sessel und sagte leise: „Das hättest du nicht thun sollen, Viktor!"

„Täglich fühle ich mehr, wie schön du bist," rief der entflammte Kamerad. „O zürne nicht, daß das Gefühl

aufloderte und die Leidenschaft herausbrach, ich wollte dich nicht kränken.“

Tina aber nickte schmerzlich mit dem Haupte: „Ich wußte, so würde es kommen. Wie war deine Freundschaft so schön!“ — und kräftig sich zusammennehmend rief sie in verändertem Tone: „Du dummer Viktor! Du willst doch nicht mein Anbeter werden oder gar mein Liebhaber? Weißt du, was das heißt, mein Freund? Jetzt gehorche ich dir; wenn du aber küssen willst, wie du eben thatest, mußt du mir gehorchen, du mußt meine üble Laune aushalten, mußt mir Veilchenbouquets zutragen und dir gefallen lassen, daß ich sie bei Seite werfe, wenn sie mir nach türkischem Tabak riechen. Finde ich ein Armband hübsch oder ein Spitzenmuster, so mußt du schnell darnach laufen und nach dem Preise nicht fragen; du mußt deine Eifersucht — ich sehe dir an, daß du darin stark sein kannst — still hinunterdrücken und gegen andere Männer, denen ich einmal zulache, freundlich sein. Ich werde dich quälen und du mich, du wirst unglücklich sein und wirst zuletzt nicht danach fragen, wie mir zu Muthe ist. O sei kein Thor, Kamerad, und störe nicht den Frieden, in welchem wir jetzt mit einander leben.“

„Du weißt nicht,“ rief Viktor widerspenstig, „wie sehr ich unter dem Zauber deines Wesens stehe. Das Kind, das ich einst geliebt, die Künstlerin und das schöne Weib vermag ich nicht mehr aus einander zu halten wie verschiedene Leben; für mich bist du immer die eine, nach der ich mich sehne und die ich begehre.“

Wieder sah sie traurig vor sich hin. „Den besten Theil hattest du," sagte sie leise, „und du willst ihn vertauschen mit etwas Anderem, was für uns beide ein Unglück wird. — Arme Tina! noch einmal war die Unschuld der Kinderzeit in dein Leben zurückgekehrt und du warst so selig darin." Die Thränen rollten ihr von den Wangen.

„Sprich nicht so zu mir, Mädchen," versetzte Viktor erschüttert durch diese Klage. „Traurig kann ich dich nicht sehen und unglücklich sollst du durch mich nicht werden; ich will mich in Zukunft besser behüten. Wenn dir unsere Kameradschaft als das größere Glück für dein Leben erscheint, so will ich mich zu beschränken suchen auf den Theil deines Herzens, den du mir zuwenden kannst, wie bitterlich schwer es mir auch werden mag."

Sie sah ihn forschend an und da er ihr die Hand bot, hielt sie diese fest und neigte das Haupt.

Nun ging es äußerlich wieder wie vorher, aber die harmlose Zufriedenheit, welche Viktor gefühlt, war verschwunden. Unruhig beobachtete er seine Jugendfreundin und machte sich Gedanken über ihre Vergangenheit, über die Verhältnisse zu anderen Männern, die sie früher bereits gehabt oder die sie ihm wahrscheinlich verbarg, und es half ihm wenig, daß er sich selbst sagte, wie thöricht solche Eifersucht gegenüber einer Künstlerin sei, welche aus engen Verhältnissen sich mühsam emporgearbeitet hatte und allen Gefahren und Verlockungen des Berufes und ungewöhnlicher Erfolge ausgesetzt gewesen war. Durch dies Grübeln und Zweifeln fielen zuweilen

dunkle Schatten in den frohen Schein, der um den Theetisch der Künstlerin glänzte, Tina merkte die ungleiche Stimmung ihres Freundes, sie bewies ihm gegenüber unverändertes Zutrauen und bei Gelegenheit eine fast demüthige Fügsamkeit in seinen Willen. Er hatte einst nebenbei erwähnt, daß ihr eines ihrer einfachen Hauskleider besonders gut stehe, sie trug es seitdem immer, sobald sie seinen Besuch erwarten konnte; er hatte gegen sie ein Buch gelobt, als er das nächste Mal kam, fand er es aufgeschlagen, obgleich sie sonst wenig las; er hatte sein Wohlgefallen an einer ihrer Kolleginnen geäußert, er fand die junge Dame seitdem öfter am Theetisch und merkte, wie Tina sich bemühte, diesen Gast im Gespräch zur Geltung zu bringen.

Als Viktor einst nach einem guten Künstlerabend neben dem alten Regisseur heimwärts ging, begann dieser in seiner Freude über die Schauspielerin: „Da hat unser Herrgott einmal etwas Gutes für das deutsche Theater zurecht gemacht, aber der Teufel wird es uns nicht gönnen und die Arbeit verderben."

„Was fürchten Sie für ihre Zukunft?"

„Daß sie doch einmal irgend Jemanden heiratet," entgegnete der Schauspieler. „Das besondere Talent, welches sie besitzt, ist ihr vom Himmel nur unter Bedingungen verliehen, wie der Jungfrau von Orleans ihre Stärke. Einer Schauspielerin, wie dieser, ist die Liebe, ja auch die Hingabe an den Geliebten nicht verwehrt; aber dies muß ein Spiel bleiben, welches ein Ende nimmt. Für Haushalt und Ehepflicht, die mancher

anderen Künstlerin zur Kräftigung gereichen, ist diese Natur nicht robust genug. Ich kenne sie seit Jahren."

Da wagte der eifersüchtige Viktor einzuwerfen: „Sie hat doch sicher schon manches nähere Verhältniß zu Männern durchgekämpft."

„Das könnte aus ihrem Spiele schließen, auch wer es nicht weiß," antwortete der Alte, „aber sie ist immer mit ihren Leidenschaften zu rechter Zeit fertig geworden, und diese haben ihre physische und geistige Kraft nicht vermindert. Ich will ihr gern Alles nachsehen, nur soll sie sich für keinen Mann opfern."

Nach dieser Unterredung sah Viktor die Schauspielerin einige Tage nicht. Die Kammerherrin war mit Valerie nach der Residenz gekommen, die Damen wohnten bei Tante Minchen und nahmen seine Dienste sehr in Anspruch. Während ihrer Anwesenheit äußerten sie den Wunsch die fremde Künstlerin in einer ihrer großen Rollen zu sehen, und Viktor mußte sie ins Theater begleiten. Ihm erschien dies wunderlich. Er saß nicht an seinem gewöhnlichen Platz, wo ihn Tina zu sehen wünschte, und empfand es wie ein geheimes Unrecht gegen die Freundin, daß er ihrem Spiel neben Valerie zusehen sollte. Vielleicht täuschte er sich, doch ihm kam vor, als ob die großen Augen Tina's von der Bühne unruhig und besorgt nach ihm und seiner Nachbarin blickten, besonders als Valerie sich einmal zutraulich nach ihm wandte und leise zu ihm sprach. Wie er einige Tage darauf die Gäste nach dem Bahnhof geleitet hatte, eilte er zur Wohnung der Schauspielerin. Es

war nicht die Stunde, wo er sonst zu kommen pflegte, und er fand Tina in Berathung mit ihrer Gesellschafterin, die zu andrer Zeit in einer Hinterstube für die Garderobe der Künstlerin sorgte. Tina nickte ihm freundlich zu, doch war ihr Blick umwölkt, als hätte sie geweint. Ueber den Sesseln lagen Theaterroben, ein Hermelinmantel und anderer Königsstaat. „Es ist meine Rüstung für die nächste Vorstellung, du kommst in meine Schneiderstunde." Sie gab der Gehilfin die nöthigen Aufträge und sandte sie hinaus, dann trat sie vor Viktor und frug heftig: „Wer war die junge Dame neben dir in der Loge?"

Mit einem Anflug von Befangenheit gab Viktor Auskunft und setzte hinzu: „Es ist die nächste Freundin meiner Schwester." Tina sah ihn durchdringend an. „Sie ist schön!" sagte sie in herbem Tone, kehrte ihm den Rücken zu und setzte sich in einen Sessel. Viktor erwartete schweigend, was kommen würde. Nach einer Weile begann Tina immer noch abgewandt mit leiser Stimme: „Nimm den Shakespeare, Vik, und schlage mir im Romeo den zweiten Akt an von den Worten: „„O, wie sie auf die Hand die Wange lehnt.""

Er nahm und las. Nach einigen Zeilen stand sie auf, wandte sich ihm zu und spielte die Balkonscene so lieblich und innig und doch mit so starker unterdrückter Leidenschaft in ihn hinein, daß er in einem Schauer von Entzücken und Schrecken die Empfindung hatte als ob sich ihm das Haar auf dem Haupte sträube. Am Ende der Scene fuhr sie plötzlich fort:

„Hinab du flammenhufiges Gespann“ und warf sich bei den Worten: „Nacht, gieb mir meinen Romeo“ mit voller Leidenschaft an seine Brust, der Shawl glitt ihr von den Schultern, sie schlug die Arme um seinen Hals und seufzte leise: „Da hast du die Schulter, küsse mich!“ Das that er. Sie aber entwand sich ihm wieder, warf den Purpurmantel um ihren entblößten Nacken, und sprach, indem sie mit hinreißender Zärtlichkeit den Arm gegen ihn ausstreckte: „Geh, Lieber, heut Abend erwarte ich dich.“

Mit beflügeltem Schritt eilte Viktor durch die Straßen nach seiner Wohnung; ihm pochte das Herz, daß er die Schläge fühlte. Er fand die Straßen mit Menschen gefüllt, ein unruhiges Hin- und Herwogen, in den Haufen pfeifende Straßenbuben, und viele wilde Gestalten, die er so zahlreich in den belebten Stadttheilen nie gesehen. Ihm aber dünkte Alles wie Geschrei der Raben auf dem Baume, er sprang in seiner Wohnung die Treppe hinauf, legte die Uhr auf den Tisch und schritt auf und ab. Es wurde dunkel; aus der Ferne tönte ein Brausen herauf, dazwischen einzelne Schreie, wie Geräusch der fernen Brandung und Gekrächze der Möwen, zuweilen wurde es auf Minuten still, dann erhob sich aufs Neue das Getöse und Rauschen näher und drohender. Viktor sah wieder nach der Uhr. Unten dröhnte der regelmäßige Tritt marschirender Soldaten, Kommandorufe und der Anschlag der Gewehre auf dem Pflaster. Aus der Ferne aber klang ein Dröhnen und Rasseln, wie von Lastwagen, — waren

das Geschütze? Horch, ein scharfes Knattern — so klangen Schüsse! Da ergriff er seinen Hut und sprang hinaus auf die Straße. Die Straße war leer wie in tiefer Nacht, die Thüren geschlossen; er eilte an den Häusern entlang, um zu ihr durchzudringen, die in dieser Stunde ihn zitternd erwartete. Der Weg war erhellt von einem röthlichen, unheimlichen Lichte. Wie er um die Ecke bog, sah er den ganzen Himmel in heller rother Gluth, feurige Lohe und schwarze Rußwolken wälzten sich in wildem Tanze über den Häusern dahin. Ein Haufe von Männern und Weibern quoll ihm entgegen, die Gesichter blutlos, in den Augen Wuth und Entsetzen; sie brüllten: „Mord! Heraus zur Hilfe!“ Viktor sprang heran — auch ihm starrte das Blut in den Adern — auf einem Räderkarren, den sie vorwärts zogen, lag ein Mann in dem Kleid eines Arbeiters und ein halbwüchsiger Knabe, und beide waren getötet, das geronnene Blut klebte an Haar und Kleidern. Wieder rannte er weiter, zu dem Schrecken kam ein wüthender Zorn gegen die Bewaffneten, welche arme Leute niederschossen, und gegen eine Regierung, die so Furchtbares, Wahnwitziges geboten hatte.

Als er die nächste Straße erreichte, stand er in einem geschäftigen Haufen Arbeitender zwischen umgestürzten Wagen und ausgebrochenen Pflastersteinen, in dem Dämmerlicht bewegten sich schweigend die dunkeln Gestalten, fahl die Gesichter und glanzlos die Augen, gleich gespenstigen Schatten, welche der Tod aus seinem Reiche heraufgesandt hat. Eine heisere Stimme rief

dem Zornentflammten in das Ohr: „Zur Hilfe dem Volke, wenn du ein Mann bist!" — ein Gewehr lag in Viktors Hand, er selbst stand hinter den Steinen und stierte nach vorwärts, und über ihm pfiffen die Kugeln, die aus einer Salve gegen ihn und seine Umgebung heranflogen. In demselben Augenblick hörte Viktor von der Seite einen französischen Anruf, und er hörte wie der Mann, welcher an der Barrikade gebot, einem Genossen in polnischer Sprache Befehle gab. Da schlug er den Kolben des Gewehres, welches er in der Hand hielt, gegen die Pflastersteine, daß der Kolben in Stücke sprang und der Schuß zwischen seinen Fingern hindurch an der Schläfe vorbeikrachte, er selbst setzte mit einem Sprung über die Barrikade in die gesperrte Straße dem rollenden Gewehrfeuer entgegen. Eine neue Salve! wieder hörte er das Pfeifen der Kugeln um sein Haupt, während er längs der Häuser dahinlief; auch vor ihm war die Straße durch einen Steinwall gesperrt, dort tobte der Kampf. Er sah sich um nach einem Obdach — alle Thüren verschlossen; doch er kannte die Gegend, auf seiner Straßenseite lag ein Weinkeller, den er oft besucht hatte, er sprang in den Schutz der Thürbrüstung und pochte in der Art, wie vertraute Gäste pflegten, wenn sie einmal am späten Abend den Eintritt suchten. Nach einer Weile rasselte der Riegel, er warf sich hinab und der erschrockene Küfer schloß hinter ihm zu, er war gerettet.

Die Schenkstube fand er leer, nur ein Gast saß still in der Ecke, den Kopf auf den Arm gestützt — es

war Henner. Viktor war seinem alten Gegner seither öfter begegnet und hatte mit ihm zuweilen gleichgültige Reden ausgetauscht. Heut trat er zu ihm und bot ihm die Hand, welche Henner ergriff und festhielt. So saßen die beiden neben einander, während draußen die Salven krachten und die Fenster von dem Donner schwerer Geschütze klirrten.

„O du mein armes Preußen," rief Viktor. „Die Vormacht sollten wir sein für andere deutsche Stämme, und jetzt liegen wir am Boden in einem Siechthum, das uns Anderen verächtlich und den Feinden zur Beute macht."

„Was würde Ihr Vater dazu sagen?" frug Henner ruhiger. „Er gehört zu den wenigen Alten, die über ihrem Schlachtruf: Mit Gott, für König und Vaterland! das Verständniß für den Jammer der neuen Zeit nicht verloren haben."

„Vielleicht wird er sagen," antwortete Viktor, „daß die Kanonen jetzt dem Sohne dieselbe Lehre zu Ohren donnern, wie einst dem Vater. Die Stunde ist da, wo der Preuße die Sorge um sein eigenes Leben und seines Herzens Gelüst vergessen muß in der Todesnoth seines Vaterlandes."

„Draußen töten sie einander und wir sitzen müßig hier," sagte Henner.

„Ich habe mein Gewehr an den Steinen zerschlagen, weil ein fremder Emissär mir es in die Hand drückte," versetzte Viktor finster.

„Ist aber dieser wilde Aufstand eine Bethörung

unserer Arbeiter und überlegtes Werk fremder Anstifter," sagte Henner, „wie kommt es, daß wir Alle davon ergriffen sind und kaum der Versuchung widerstehen, Pflastersteine aufzureißen? Wer trägt die Schuld, daß ein redliches und loyales Volk, welches durch so große Erinnerungen mit seinem Fürstenhause verbunden ist, einem solchen plötzlichen Ausbruch seines Grimmes verfällt?"

„Vielleicht sind Regenten und Regierte beide erkrankt, jeder in seiner Weise, und uns Allen thut Genesung noth," erwiederte Viktor.

„Was aber vermag der Einzelne für solche Besserung zu thun?"

„Zuerst sich selbst gesund zu machen," rief Viktor. „Der Vater hat mir erzählt, wie ihm einst in der jammervollen Niederlage, als der Staat Friedrich des Großen zerbrach, der Ruf in die Seele drang, daß auch er sich für das Vaterland hinzugeben habe. Er konnte in seinem Beruf als Arzt dienen und mit seinem Säbel als Soldat. Ich bin nichts als Schriftsteller und habe die ersten frischen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwandt, die mir in diesem Augenblick so weichlich und ungesund erscheinen, daß ich mich ihrer schäme. Dies Lippenfechten über schöne Attitüden und über die Geheimnisse einer ästhetischen Wirkung, und ob der Schauspieler das Bein so oder anders setzen soll. Pfui! — unterdeß schlich der Haß, die Verzweiflung, die Mordlust in die Seelen der Menschen, neben denen ich täglich vorbeiging. Aus einer furchtbaren Be-

thörung erwache ich. Ihnen aber gelobe ich in dieser Stunde, Henner, ich thue ab von mir jede andere literarische Thätigkeit und all' mein üppiges Schwelgen im Lande der Träume. Ich will eine Antwort suchen auf die Frage: wie uns und unser geliebtes Preußen retten? Der Vater hatte es besser, er sah den Weg vor sich."

„Damals that es der Säbel," sagte Henner, „jetzt vielleicht das gesprochene und gedruckte Wort. Was Sie auch wählen mögen, lassen Sie mich Theil haben an Ihrer Arbeit. Ich bin nicht reich, aber ich kann als unabhängiger Mann leben, und ich denke, diese Freiheit von jeder dienstlichen Abhängigkeit wird Jedem nöthig sein, welcher von heut ab für die Erhebung seines Vaterlandes thätig sein will."

Es war draußen stiller geworden, nur einzelne Schüsse und gellende Schreie wurden gehört. An die Thür des Kellers donnerten heftige Kolbenstöße. Viktor sprang auf, ein Officier mit einer Abtheilung Soldaten drang in das Gewölbe, ihnen Allen lag in Antlitz und Geberde das furchtbare Grausen, welches den Menschen entstellt, wenn er Andere gewaltsam vom Leben scheidet.

„Hierher hat er sich geflüchtet," schrie der Officier. „Packt ihn; zeigen Sie Ihre Hand!" — Viktor's Hand war von Pulver geschwärzt — „nieder mit ihm!"

Henner sprang vor, warf sich zwischen die Wüthenden und ihr Opfer und drückte ein Bajonett zur Seite, der Stich ging durch Viktor's Arm und Seite, das

Blut strömte herab. „Er ist unbetheiligt wie ich," schrie Henner dem Lieutenant entgegen.

„Er hatte ein Gewehr in seiner Hand," sagte der Officier grimmig. „Dies ist keine Zeit, Herr von Henner, um für Andere einzutreten."

„Er hat das Gewehr eines Empörers an den Steinen zerschlagen." Der Officier wandte sich ab und gebot: „Vorwärts, durchsucht den Keller."

Die beiden blieben allein, Viktor ließ sich schwerfällig nieder. „Das ist auch eine Art von Katharsis," sagte er mit trübem Lächeln und legte den Arm auf den Tisch. Henner eilte dem Officier nach und Viktor vernahm die kurzen Reden einer aufgeregten Verhandlung; ihm war jetzt auf einmal so ruhig zu Muthe, als ginge das ganze wilde Treiben ihn wenig an, auch fühlte er den Schmerz der Wunde nicht sehr. Der Leib war matt, aber der Geist klar und er dachte bei sich: der unnütze Lärm wird aufhören, dann kommt eine friedliche Zeit, wo ich mit Henner wieder zusammen bin. Darüber wurde ihm der Kopf schwer und sank nach vorwärts, aber er hörte deutlich Henners Stimme, als dieser sich über ihn neigte. „Ich habe durchgesetzt, daß wir nicht abgeführt werden, wir müssen hier aushalten, der Kampf dauert fort und die Wege sind gesperrt. Wir helfen Ihnen die Treppe hinauf in die Wohnung des Wirthes. Nebenan ist das Schild eines Arztes, er soll Sie verbinden." Viktor sah ihn dankbar an. Er wurde auf einem Stuhl in die oberen Zimmer getragen, der Arzt kam und untersuchte die Wunde; der Stich war

durch den Arm und an den Rippen vorbei gegangen und die Verletzung größerer Adern hatte den starken Blutverlust herbeigeführt. Viktor legte den Kopf müde auf das Lager und Henner saß neben ihm.

Erst gegen Mittag des nächsten Tages war der Verkehr so weit geöffnet, daß Viktor in einem Tragstuhle nach seiner Wohnung geschafft werden konnte. Die Träger kletterten über die Oeffnungen zerrissener Barrikaden und der Wunde sah auf dem Wege die Spuren des kläglichen Kampfes. Als in seiner Wohnung Alles zur Pflege eingerichtet war, rief er Henner an sein Bett und sprach ihm leise in das Ohr. „Sage ihr, ich bin in Blut getreten, als ich zu ihr ging. Wenn ich das Leben behalte, so gehört es nicht mehr ihr, sondern einer Pflicht, die noch älter ist, als meine Liebe zu ihr." Henner ergriff den Hut und entfernte sich.

Wie Henner zurückkam und seinen neuen Kameraden leidlich bei Kräften fand, frug er: „Darf ich dir übergeben, was mir anvertraut wurde?" Viktor nickte und der Andere legte ein Billet auf das Lager und öffnete das Siegel. Tina schrieb: Lebe wohl für immer, mein geliebter Viktor; ich reise morgen ab. Gedenke in Freundschaft deines unglücklichen Kameraden!

„Was sagte dir die Schreiberin?" frug Viktor.

„Sie weinte, da sie mir den Brief gab, und vermochte nicht zu reden. Der Fürst war bei ihr."

„Lebe wohl, Tina!" sagte Viktor vor sich hin, „ich denke dein."

Als er eine Woche später nach wohlthätigem Mit-

tagschlummer die Augen aufschlug, glaubte er noch zu träumen, denn die Schwester stand neben seinem Bette.

„Der Vater schickt mich der Tante zur Hilfe," sagte das gerührte Käthchen nach der ersten freudigen Begrüßung. „Henner hat zuerst von deiner Verwundung geschrieben und seitdem jeden Tag von deiner Besserung."

„Ich habe lange seinen Werth verkannt," antwortete der Bruder, „er ist mir in schwerer Stunde ein treuer Freund geworden. Ihm verdanke ich, daß ich nicht ein Opfer jener Unglücksnacht wurde."

Bei diesem Lobe des Freundes leuchteten Käthe's Augen und eine hohe Röthe zog über ihr Antlitz, so daß der Bruder sie forschend ansah; da beugte sie sich zu ihm herab und drückte ihr Haupt an das seine. „Bist du ihm gut?" frug er leise. Er fühlte, daß sie nickte. „Und er dir." „Ich glaube auch," sagte sie fast unhörbar.

„Es ist noch Jemand aus der Heimat hier," fuhr Käthe nach einer Weile muthiger fort; „darf sie hereinkommen? Sie wollte mich in diesen schrecklichen Wochen nicht allein lassen und sie wohnt auch bei der Tante."

Valerie trat herein, und setzte sich still auf den Stuhl an seinem Lager.

Die Heilung ging nur langsam von Statten. Sobald für Viktor ein Umzug möglich wurde, bestand die Tante darauf, daß er bis zur vollständigen Genesung zu ihr ziehen sollte.

„Der Stich hat mir einen guten Dienst gethan,"

sagte Viktor, „er überhebt mich jeden Tag der Nothwendigkeit diesen widerwärtigen Karneval der Gasse anzusehen. Liebe Tante, geh an das Bild des alten Fritz und entferne den Trauerflor, die Presse ist frei und Henner und ich werden Zeitungsschreiber.“

4.

Das Geheimniß des Buches.

Nach Viktor's Genesung warben die neuen Freunde den Verleger, welcher in Gemeinschaft mit ihnen eine neue Zeitschrift begründen sollte. Durch gleichgesinnte Mitarbeiter gefördert, gewann ihr Blatt schnell Beistimmung und Leser und beide fühlten hohe Befriedigung, daß sie das Beste, was sie wußten, mit regelmäßigem Fluß in die Seelen Anderer hinüberleiten konnten.

Als nach einem Jahre das Blatt der Freunde fest begründet war, gedachten sie auch des eigenen Haushaltes und warben sich die Hausfrauen. An demselben Tage wurden zwei glückliche Paare verbunden, Käthe verfiel unrettbar dem Hause Ingersleben, und Viktor hob sein liebes Weib aus der Kutsche der Bellerwitze sich in die Arme. Denn diese Familie hatte längst allen Standesvorurtheilen entsagt, außerdem war, wie ein hochverehrter, leider verstorbener Mitbürger und Rathmann zu sagen pflegte, grade jetzt eine Konjunktion gekommen, wo derartige Vorurtheile nicht zeitgemäß waren. Und der letzte Winterreif, welcher etwa

noch an den Schilden ihres Stammbaumes hing, schwand dahin in der Elternfreude über das Glück des geliebten Kindes.

Als der Doktor an einem hellen Sommertage in die Stube seiner Frau kam, fand er diese in Betrachtung der Bilder an der Stubenwand; es waren die Erinnerungen an Luther, welche einst in der Arbeitsstube des Seniors gehangen hatten, darunter auf dem Ehrenplatze das erste Geschenk des Doktors. „Die Farben sind verblichen," sagte Henriette, „aber so oft ich das Bild ansehe, fühle ich die frohe Erwartung, in der ich damals auspackte."

„Für uns beide ist die Zeit gekommen," sagte der Gatte, „wo die Gedanken oft die Vergangenheit suchen. Um die liebe Hausfrau ist es einsam geworden. Ich habe zuweilen daran gedacht, daß wir uns noch einmal in die Welt hinauswagen sollten. Ist dir's recht, so besuchen wir die Kinder." Und als Henriette erfreut zustimmte, fuhr er fort: „Wir haben auch eine äußere Veranlassung erhalten; eine Verwandte meines Namens, die ich gar nicht persönlich gekannt habe, ist unverheiratet und hochbejahrt im Fränkischen gestorben und hat mir ein Legat hinterlassen. Sie hat zuletzt in einer kleinen Stadt bei Koburg gelebt. Wir machen mit den Kindern einen Ausflug nach Thüringen, Richard kann als Jurist an Ort und Stelle zusehen, ob wir die Summe annehmen dürfen, ohne andere Verwandte, die vielleicht bedürftig sind, zu beeinträchtigen."

Einige Wochen darauf betrat eine Gesellschaft Reisender den Hof der alten Veste, welche sich mit ihrem doppelten Mauerringe über dem grünen Thalgrunde des Itzbaches erhebt. Voran ein alter Herr mit grauem Haar, aber er schritt rüstig in gerader Haltung und seine Augen blickten klar und heiter in die Runde; am Arme führte er eine Matrone, welcher die Jahre einzelne Silberfäden in das Haar gezogen und die Gestalt völliger gemacht hatten, doch auf ihren Wangen lag noch etwas von dem rosigen Schimmer der Jugend. Um die beiden bewegten sich zwei Männer und zwei Frauen in blühendem Alter. Der Kastellan öffnete der Gesellschaft die Räume, welche zu einem Museum eingerichtet waren. Sie betrachteten die schöngetäfelten Zimmer, die Stube, an welcher der Name Luther's haftet, die Rüstkammer mit Wagen und Geschützen und blieben zuletzt vor dem Gallionbild eines dänischen Kriegsschiffes stehen, welches der Landesherr von seinem Kommando in Schleswig-Holstein mitgebracht hatte und das vor Kurzem aufgestellt war. Da sagte der Alte erfreut: „Dies ist seit den Freiheitskriegen das erste Siegeszeichen der Deutschen; der Kriegsdienst meiner Söhne Viktor und Richard wird mit der Feder geleistet, aber die Enkel werden bei neuen Siegen helfen.“ Wie die Gesellschaft das Innere der Burg betrachtet hatte, saß sie auf der Plattform nieder und sah hinaus in die sonnige lachende Landschaft, unten zur Seite die Stadt mit einem reichen Kranz von Villen umgeben, gegenüber die belaubten Hügel, in der Tiefe die grünen

Wiesen des Itzgrundes und südwärts in blauer Ferne die Berggipfel des Mains.

„Ein anmuthiges Stück Erde!“ rühmte der Vater. „Man fühlt sich heimisch, als hätte man's immer geschaut. Die Werke der Natur und die Arbeit des Menschen schicken sich hier gut zu einander.“

„Das ist die rechte Stimmung,“ begann Henner, „damit ich dir überreiche, was ich aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Fräuleins für dich gerettet habe.“ Er ließ sich von dem Kastellan ein Buch reichen mit altem verstoßenen Einband und legte es vor dem Doktor auf den Tisch.

Der Doktor schlug neugierig das Buch auf. Auf dem ersten Vorsetzblatt stand in kräftigen Schriftzügen: „Meinem günstigen Freunde George König, Kaufherrn zu Frankfurt am Main“; darauf Verse aus dem Liede: Eine feste Burg, und als Unterschrift: Martinus Luther aus der Veste Koburg im Reich der Wolken 1530. — „Da haben wir den Band, von dem ich dir manchmal erzählte,“ sagte der Doktor zu seiner Gattin. Hinter der Widmung waren mehre Blätter für eine kurze Familienchronik benutzt. Die Besitzer des Buches hatten ihren Namen mit dem Geburtsjahr und zuweilen auch Frau und Kinder eingetragen.

Der Doktor blickte die Reihe herunter. „Hier steht ein Kriegsmann, Bernhard König, Fähnrich im Regiment Alt-Rosen, darunter seine Schwester Regine König, verehelichte Hermann. Damals muß das Buch in die Familie Hermann gekommen sein,“ erklärte er weiter

blickend, „denn es sind einige dieses Namens eingetragen. Hier aber," fuhr er mit neuem Interesse fort, „steht wieder mein Großvater Friedrich und sein Bruder August. Der Großvater hat also wahrscheinlich den Band in die Familie zurückgebracht. Das ist mir ein theures Geschenk, Richard, und ich bin dir von Herzen dankbar. Und hier kommt der älteste Sohn meines Großonkels August, welcher Pfarrer im Fränkischen war. Dieser hatte das Unglück in seinen besten Jahren durch einen Sturz ins Wasser das Gehör zu verlieren und lebte längere Zeit als Privatmann mit Weib und Kind in Koburg. Daneben findet sich der Name seiner Frau, einer Geborenen von Sahl aus dem Dorfe Friemar im Gothaischen. Ich erinnere mich ganz gut auf sie, sie stammte aus einem reichen Bauerngeschlecht von den sogenannten Herrn von Friemar. In dem Dorfe nämlich bestanden aus alter Zeit freie Familien, welche ein adliges Wappenschild führten." Er sah wieder in das Buch. „Hier also folgen die Kinder des Pastors: Beata König; dies ist die Cousine, aus deren Hinterlassenschaft Henner das Buch erworben hat, und als letzter Name der ihres Bruders, dieser ist in früher Jugend untergegangen —." Er las und hielt an. Die Kinder, deren Augen an dem würdigen Antlitz hingen, sahen erstaunt die Veränderung in seinen Zügen. Feierlich begann er wieder nach einer Weile, seine liebe Frau anblickend: „Und dieser letzte Name lautet August König, genannt Dessalle, — dahinter von der Hand der Tante: — gefallen 1815 als französischer Oberst in der Schlacht

bei Belle-Alliance." — Der Doktor legte das Buch vor sich hin. „Der Verstorbene hatte den Namen seiner Mutter angenommen, er war ein König und er war von meinem Blut."

Da er die Bewegung im Gesichte seiner Frau erkannte, fuhr er zu den Kindern freundlich fort: „Laßt uns eine Weile allein, es sind alte Erinnerungen, die ich mit eurer Mutter besprechen will." Die Kinder traten ehrerbietig bei Seite und die Eltern saßen neben einander; Henriette legte ihre Hand auf die des Gatten. „Er hatte Augenblicke, wo er aussah wie du. Schon damals, als er zuerst in unsere Stube sprang. Daß der Fremde mich immer an dich erinnerte, wenn er mir in die Gedanken kam, das machte mich in der Stille so unglücklich. Als er später in unserem Hause weilte, erschien die Aehnlichkeit wieder, wenn er lebhaft erzählte oder lachte; und Geliebter, mir war's, als müßte ich mich deshalb vor ihm in Acht nehmen." Sie blickte den Gatten flehend an, als hätte sie ihm etwas abzubitten.

„Die Aehnlichkeit kann nur im Ausdruck gelegen haben; er sah ganz aus wie ein Franzose und gefiel mir bei der ersten Begegnung überaus wohl."

„Aber wie ist es möglich," frug Henriette, „daß er, der doch deinen Namen wußte, dich niemals als Verwandten begrüßt hat?"

„Wer kann das sagen? Bei der ersten Begrüßung war ich ihm ein gleichgültiger Fremder in einer Landschaft, wo er Anverwandte nicht erwartete, mit einem

Namen, der nicht selten ist. Auch mag ihm in seiner Stellung die ganze Verwandtschaft, von der er wenig wußte, leidig gewesen sein. Als ich ihn nach Jahren wiedersah, hielt er mich für seinen Feind und er hatte nicht Unrecht. Dennoch meine ich, nach der letzten Begegnung im Felde muß er gewußt haben, daß ich sein Vetter bin. Er brach damals so hastig auf. Wahrscheinlich ging er in jener Zeit zu seiner Schwester und lebte dort verborgen, bis ihn sein Schicksal wieder unter die Adler des Kaisers trieb."

„Darum stand er so oft vor den Bildern in der Stube des Vaters," bestätigte Henriette. „Es war das Bild der Veste, welches er beschaute, denn immer flog sein Blick nach der Wand. In Koburg wuchs er auf bis zu seiner Flucht." — Der Doktor schloß das Buch: „Kommt heran, Kinder, wir Alten haben die Sorgen um die Vergangenheit abgethan."

„Ich aber noch nicht," rief Henner, „und heut soll sogar Viktor mir folgen, wenn er mich auch als einen Alterthümler verhöhnt. In diesem Hofe und an der Stelle, wo wir jetzt behaglich sitzen, verkehrte vor dreihundertvierundzwanzig Jahren einer eurer Vorfahren mit Luther. Das ist doch auch eine Erinnerung, die sich sehen lassen kann. Durch dies Thor kam Herr Georg König heran. Ich behaupte, er muß ein stattlicher Mann gewesen sein. Hier stand er und wartete, ob Doktor Luther in seiner Zurückgezogenheit den Besuch annehmen werde, und diese Holztreppe schritt der große Reformator hinab und frug euren Ahnherrn wohl-

wollend nach seinem Begehr. Ist es nicht ein heiterer Gedanke, widerspenstiger Viktor, daß dies einst so war?"

Viktor sah nach dem alten Schloßbau und der Treppe: „Du sagst es, und das Buch macht es wahrscheinlich. Unsere Phantasie mag mühelos, auch wo die beglaubigte Kunde fehlt, noch weiter rückwärts in die Vergangenheit fliegen. Vielleicht suchte schon fünfhundert und tausend Jahre früher ein Ahnherr hier an derselben Stätte einen günstigen Freund oder seine Heimat. Ich will dir, du Verehrer alter Familienerinnerungen, sogar etwas Anderes und Größeres zugeben. Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weise Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unsern Kindern weiter leben. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einst an dieser Stelle von dem Reformator gesegnet wurde, und vielleicht war ich es selbst in anderer Erscheinung, der schon auf diesem Berge lagerte, lange bevor die ehrwürdige Veste gebaut wurde. Aber meine Valerie hatte keiner von den alten Knaben, keiner saß meinem Henner am Arbeitstisch gegenüber, um liberale Artikel zu schreiben, und keiner sah wie wir von dieser Höhe herab in die Landschaft eines großen deutschen Volkes, welches über der Arbeit ist, das Haus seines Staates zu zimmern. Was wir uns selbst gewinnen an Freude

und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten des Ahnen auf das Schicksal des Enkels ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber ist das Höchste und Hoffnungsreichste in dem geheimnißvollen Wirken der Volkskraft."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

F. A. EG
Papier-
WÜRZ

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freytag, Gustav,

Die Ahnen Roman

Bd.: Sechste Abtheilung

1885

P.o.germ. 399 flg-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669397-1